

Z-Vertrieb, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M.

"Und weiter dachte ich ... und ich denke es hier ausdrücklich förmlich, wörtlich, daß mir allzu viele der Berichterstatter zu dem Bosnien und dem Krieg dort ... nicht bloß hochmütige Chronisten sind, sondern falsche ... die Rotten der Fernfuchler, welche ihren Schreiberberuf mit dem eines Richters oder gar mit der Rolle eines Demagogen verwechseln und, über die Jahre immer wieder in dieselbe Bildkerbe dreschend, von ihrem Auslandshochsitz aus auf ihre Weise genauso arge Kriegshunde sind wie jene im Kampfgebiet ... Und es interessierte mich sogar inzwischen, wie in dem zentralen europäischen Serbenfreßblatt, der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, deren ... gegen alles Jugoslawische und Serbische im Stil (?) eines Scharfrichters leitartikelnder ("ist zu entfernen", "ist abzutrennen", "hat kaltgestellt zu werden") Reißwolf & Geißermüller - interessiert mich, wie dieser Journalist zu seiner Ausdauer im Wortbeschuß, von seinem deutschen Hochsitz aus, wohl gekommen sein mag ... Aber natürlich handelt (ja, handelt) er nicht allein: die ganze Zeitung weiß, was sie tut - im Gegensatz, scheint mir, zu dem und jenem bundesrepublikanischen Politiker seinerzeit beim Kurz- und Kleinschlagen Jugoslawiens: an der Oberfläche hin und wieder von hellköpfiger Vernunft, ist sie in ihrem Kern das Organ einer stockfinsteren Sekte der Macht, und noch dazu einer deutschen."

Peter Handke, Gerechtigkeit für Serbien. Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina, Süddeutsche Zeitung, München, Nr. 10/1996, SZ am Wochenende Spezial, 13./14. Januar 1996, S. III, IV. (Inzwischen auch als Buch im Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1996)



Nr. 27, September 1996

Dialektik des Ganzen statt postmoderner Heterogenität:

Hahn - **Pluralität und Totalität**/Chitas - **Bürgerliche Gesellschaft und Arbeitsteilung**/Förster - **Klassische deutsche Philosophie**/Collmer - **Hegels Dialektik (I)**/Sève - **Naturdialektik**

Klassen und Klassentheorie (IV):

Brantner - **Klassen und Geschichte**/Seppmann - **Individualisierung**/Vester - **Klassenmilieus**
Burkhardt - **Intellektuelle**/Rausch - **Geschlechter**
Peter - **Konversionsbewußtsein**

Kapitalismusanalyse aktuell:

Höhme - **Weltwirtschaft**/Bischoff u. Steinitz - **Shareholder-Kapitalismus**/Koo - **Südkorea und Japan**/Dal Bosco - **Italien**/Steinhilber - **Frankreichs Dezember '95**/Charlamenko - **Moskauer Wählertagebuch**

Und: Schimmel - **Transformationsproblem**
sowie: Zuschriften - Rezensionen

*„Nur belehrt von der Wirklichkeit,
können wir die Wirklichkeit verändern“*
Bertolt Brecht

Wir trauern um unseren Freund, Lehrer, Genossen
und Kollegen, den Wissenschaftler und Marxisten

Dr. sc.

Heinz Jung

22. Januar 1935 – 19. August 1996

Sein plötzlicher Tod erfüllt uns alle mit tiefer
Bestürzung.

Mit Heinz Jung verliert die marxistische Linke
einen ihrer herausragenden Köpfe. Wir werden
seine Fähigkeit zu nüchterner wissenschaftlicher
Analyse, seinen klaren Blick für das Neue und
Wesentliche, seine Produktivität und Kreativität,
seine Unbeirrbarkeit und seinen ungebremsten
Elan sehr vermissen.

**Institut für Marxistische Studien
und Forschungen (IMSF) e. V.,
Frankfurt/M.**

**Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung,
Frankfurt/M.**

Die Bestattung findet auf Wunsch des Verstorbenen in aller Stille statt.

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Vierteljahresschrift
7. Jahrgang
Heft 27 (September 1996)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heining
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. Heinz Jung,
Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch,
Dr. Reinhard Schweicher

Dialektik des Ganzen statt postmoderner Heterogenität

- Erich Hahn*
8 **Dialektik von Pluralität und Totalität statt Pluralismus-Ideologie**
- Eduardo Chitas*
23 **Marx, Leser Fergusons oder: hürgerliche Gesellschaft und Arbeitsteilung**
- Wolfgang Förster*
34 **Problemfelder der klassischen deutschen Philosophie**
Zu Bedingungen, Leistungen und Wirkungen
- Thomas Collmer*
45 **Hegel zur Dialektik von Selbstbestimmung und Fremdbestimmtheit (I)**
Reflexion als objektive Struktur: ein Kernstück dialektischer Methodologie
- Lucien Sève*
58 **Engels' Dialektik der Natur**
Eine unbearbeitete Frage
-

Klassen und Klassentheorie heute (IV)

- Gerhard Brantner*
64 **Arbeiterklasse/Klassenkampf - Irrungen der Geschichte**
Elf Anmerkungen
- Werner Seppmann*
70 **Individualisierung und Desintegration**
Reproduktionsformen der "modernen" Klassengesellschaft
- Michael Vester*
84 **Das "historische Paradigma" und die "Landkarte der Klassenmilieus"**
- Wolfram Burkhardt*
102 **Zu den deutschen Intellektuellen heute**
Von "Spezialisten des Allgemeinen" zu "Allgemeinen Spezialisten"?
- Renate Rausch*
114 **Geschlechterverhältnisse und Klassentheorie**
- Lothar Peter*
126 **"Auf Rüstung können wir nicht verzichten!"**
Subjektive Einstellung von Beschäftigten der Rüstungsindustrie zur Konversion
(Eine empirische Untersuchung)

Ökonomie und Politik: Kapitalismusanalyse aktuell

- Hans-Joachim Höhme*
140 **Zur aktuellen Entwicklung der Weltwirtschaft**
- Joachim Bischoff/Klaus Steinitz*
150 **Shareholder-Kapitalismus**
Zu den Konsequenzen finanzkapitalistischer Vorherrschaft heute
- Choon-Kweon Koo*
162 **Besonderheiten der kapitalistischen Entwicklung in Japan und Südkorea**
- Elvio Dal Bosco*
174 **Italien nach den Wahlen - Wirtschafts- und Sozialpolitik**
- Jochen Steinhilber*
181 **Frankreichs Dezember '95: Interpretationen und Konsequenzen**
- Jelena und Alexander Charlamenko*
189 **Moskauer Wäblertagebuch Mai/Juli 1996**
-

- Hans-Jörg Schimmel*
205 **Produktionspreisbildung und Reproduktivität eines ökonomischen Systems**
Überlegungen zum Transformationsproblem und zum Wertbegriff
-

Diskussion, Kritik, Zuschriften

- Frank D. Baldeweg*
216 **Stehen wir vor einer sozialen Revolution?**
-
- 222 **Buchbesprechungen, Annotationen**
Zukunft des Sozialstaats (Jürgen Reusch)
Internationale Politische Ökonomie (Anneliese Braun)
Regulationstheorie und Raumentwicklung (Bernd Hüttner)
Die verlorene Pelzmütze (Jens Weiß)
"Zwangsvereinigung"? (Fritz Krause)
Wahrheitssuche: Neubert-Axen-Gespräche (Heinz Jung)
Klassentheorie und Klassenanalyse (Corell Wex)
Die Mittelschichten in einer Sozialstrukturanalyse Griechenlands (Dieter Boris)
Soziale Bewegungen: Chile und Mexiko (Dieter Boris)
Kritische Rußlandanalyse (Heinz Jung)
"Proletarischer Absolutismus" (Heinz Jung)

4	Impressum
101	Vorschau
256	Autorinnen und Autoren

Impressum

"Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V.

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Klaus D. Fischer, Dr. Heinz Jung, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementspreis (vier Hefte) beträgt DM 54,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt am Main, Tel. 069/739 29 34.

Satz: Su Sanne, kdf

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.7.1996

Dieser Z-Ausgabe sind zwei Eigenbeilagen beigelegt.

Editorial

Die Resonanz auf die Bonner DGB-Großkundgebung gegen den sozialen Kahlschlag vom Juni 1996 hat wieder einmal eine alte Erfahrung der Klassengesellschaft bestätigt: Der Kurswert der Gewerkschaften wird einzig und allein von ihrer Mobilisierungsfähigkeit bestimmt. Und das kann auch nicht anders sein. Denn antagonistische Kräfteverhältnisse finden immer nur zur Fixierung zeitweiliger Waffenstillstandslinien. Der Versuch der DGB-Führung, die Politik als Diskurs-Arena zu deuten und sich Kapital und Kabinett mit sozialfriedlichem "Bündnis für Arbeit" als standortbewußter Sozialpartner zu präsentieren und gefällig zu erweisen, endete als totaler Schiffbruch. Nach der Punktualisierung des "guten Willens" durch Regierung und Unternehmerverbände und der fortlaufenden öffentlichen Abstufung blieb nur noch der "alte" Weg des Klassenkampfes. Preilich ist damit noch nichts verändert. Ja es kann noch nicht einmal von Kurskorrekturen die Rede sein. Im Gegenteil, es vergeht kaum eine Woche, in der der Katalog sozialer Grausamkeiten nicht mit neuen Punkten komplettiert würde. Im Herbst wird es sich also zeigen müssen, wie weit die Kraft der Arbeiterklasse und der Gewerkschaften reicht. Aber es steht schon jetzt fest, daß die aktuelle Auslotung und Erörterung der Klassenverhältnisse alles andere als antiquiert ist.

Z 27 hat drei Themenkomplexe, also gewissermaßen eine Triadenstruktur.

Unter der Positionsmarke "Dialektik des Ganzen statt postmoderner Heterogenität" veröffentlichen wir Beiträge, die in der Hegel-Marx-Tradition den dialektischen Totalitätsbezug marxistischer Philosophie für die Situation nach 1989 aktualisieren. Als eine Hauptfrage hat sich entwickelt, ob eine durch Gegensätze bestimmte zersplitterte und durch Ungleichzeitigkeiten und Ungleichmäßigkeiten partikularisierte Welt ohne Bezug auf das Ganze und die Gesamtheit gedacht werden kann oder ob dieser Bezug nach wie vor unverzichtbar ist. Daß es dabei immer auch um Perspektiven, Veränderungsmöglichkeiten und Gestaltungsansprüche geht, liegt auf der Hand. Erich Hahn plädiert für eine Dialektik von Pluralität und Totalität und unterzieht von da her die Pluralismus-Ideologie, die ein am Ganzen orientiertes Denken, also vor allem den Marxismus, als totalitär denunziert und aus dem wissenschaftlichen Diskurs auszugrenzen bemüht ist. Aus dem sanften Gesäusel einer Oppositionsideologie gegen den Marxismus ist inzwischen längst ein repressives Herrschaftsinstrument geworden. Im Anschluß daran stellt Eduardo Chitas in seinem Beitrag über die Marxsche Ferguson-Lektüre einen frühen Theoretiker der bürgerlichen Gesellschaft vor. Es folgt Wolfgang Försters Skizze der damaligen und der fortwirkenden Leistungen der klassischen deutschen Philosophie - bekanntlich eine der Quellen des Marxismus. Mit Thomas Collmers Abhandlung zu einem Kernstück der Dialektik Hegels möchten wir unsere Leser darauf verweisen, daß jede Generation - und besonders in einer Situation wie der heutigen - dazu aufgefordert ist, sich dialektisches Denken von den mo-

dernen Quellen her anzueignen. Ein zweiter Teil wird in einer folgenden Z-Ausgabe folgen. Der Pariser Philosoph Lucien Sève, hierzulande vor allem durch sozialpsychologische-philosophische Subjektuntersuchungen bekannt, steuert abschließend eine Interpretation der Engelsschen "Dialektik der Natur" bei.

Mit "Klassen und Klassentheorie heute (IV)" setzen wir die Erörterung dieses Komplexes in Z fort und schließen ihn fürs erste ab. Ein zusammenfassender Überblick ist für eines der nächsten Hefte vorgesehen. Der Publizist Gerhard Brantner lenkt uns mit durchaus eigenwilligen Fragestellungen auf Grundprobleme einer historisch-materialistischen Geschichtsauffassung für die Gegenwart hin. Werner Seppmann enthüllt den Ideologiecharakter der derzeit vorherrschenden Paradigmen der akademischen Soziologie (Individualisierung usw.) und charakterisiert sie als geistige Reproduktionsformen moderner kapitalistischer Klassengesellschaft. Michael Vester, Autor und Mitautor vielbeachteter Studien zur Sozialstruktur Deutschlands, begründet zum einen seine Option für einen kulturhistorischen Untersuchungs- und Interpretationsansatz und stellt zum anderen Klassenmilieus als Kategorie und als aktuelle Realität vor. Wolfram Burkhardt bringt kritische Sichtweisen auf die deutschen Intellektuellen nach 1989 zum Tragen und stützt sich vor allem auf Gramscis Konzept des organischen Intellektuellen. Renate Rausch widmet ihren Text der Darstellung des Verhältnisses von Geschlecht und Klasse in der angelsächsischen Schichtungs- bzw. Klassentheorie, der feministischen Forschung und schließlich dem marxistischen Ansatz von Ursula Beer. Lothar Peter präsentiert die Ergebnisse einer von ihm geleiteten Untersuchung zu den Einstellungen der Beschäftigten in Bremer Rüstungsbetrieben zur Konversion - aktuelle Einblicke in das Lohnabhängigenbewußtsein heute.

Den dritten Pol unserer Triadenstruktur macht der Komplex "Ökonomie und Politik: Kapitalismusanalyse aktuell" aus. Hans Joachim Höhme bringt eine Übersicht zur Weltwirtschaftsentwicklung 1995/6. Joachim Bischoff und Klaus Steinitz thematisieren die wirtschafts- und sozialpolitischen Konsequenzen finanzkapitalistischer Vorherrschaft. In einem zweiten Beitrag widmet sich Choon-Kweon Koo der Entwicklung Japans und Südkoreas und zeigt die theoretische Überlegenheit des sozialökonomischen Interpretationsansatzes marxistischer Kapitalismusanalyse. Aktuelle Entwicklungen behandeln Elvio Dal Bosco (Italien nach den Wahlen vom Frühjahr '96) und Jochen Steinhilber (Frankreichs Dezember '95). Das von Jelena und Alexander Charlamenko auf unseren Wunsch geführte Wählertagebuch vermag zweifellos unsere Kenntnisse und Einsichten in die Ursachen und Ausformungen der politischen Kräfteverhältnisse im restaurativen Rußland heute zu befördern.

Der Aufmerksamkeit der Z-Leser sei auch der Beitrag von Hans Jörg Schimmel empfohlen; er bereichert die "Trafo-Diskussion" um einige neue Aspekte. Unsere Rubriken fallen dieses Mal schmaler aus als sonst.

Aufmerksamkeit erbiten wir für folgende Veranstaltungen:

1. Am 5. Oktober 1996 führen Z und IMSF in Frankfurt/M. (Haus der Jugend) eine Samstagstagung (10.00 bis 17.30 Uhr) durch. Thema: "Klassentheorie - Schlüssel zur Bewegung unserer Zeit? Klassenanalyse und Klassentheorie heute in der Diskussion". Wir möchten hier die aktuellen Gesichtspunkte, die die Beiträge zur Klassentheorie in Z 24 - 27 thematisiert haben, zur Diskussion stellen.

2. Am 14., 15. und 16. März 1997 findet an der Uni Hannover (Conti-Hochhaus-Trakt, Königsworther Platz 1) die wissenschaftliche Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Bilanz und Perspektive" statt. Neben der Initiatorengruppe (Joachim Bischoff, Frank Deppe, Uwe Jens Heuer, Heinz Jung, Fred Schmid) sind Zeitschriften, Bildungseinrichtungen, Wissenschaftlergruppen der marxistischen Linken Träger des Projekts. Dazu gehören auch Z und das IMSF. Unser Redaktionsmitglied H. Jung bringt unser Interesse im Initiatorenkreis zur Geltung. Das Programm sieht vor: Einführungsreferate, Podiumsdiskussionen und etwa 30 Workshops. Ein großer Teil der anvisierten Referenten hat schon jetzt zugesagt. Angestrebt ist eine Teilnehmerzahl von etwa 500. Das komplette Programm wird gegen Ende des Jahres veröffentlicht. Es soll ein ausführliches Programmheft zur Verfügung gestellt werden. Es wird dies die erste große gesamtdeutsche Tagung der marxistischen Linken nach 1989 sein. Wir bitten um Unterstützung jeglicher Art und vor allem jetzt schon um Interessenbekundung, oder besser noch: um Anmeldungen auf dem beiliegenden Prospekt.

Bleibt uns noch, uns bei den Lesern für die Malheurs zu entschuldigen, die uns durch Unachtsamkeit bei Produktion und Versand des Registers passiert sind. So sind zum einen die Seiten 32 bis 34 mit einem falschen Text bedruckt und zum anderen wurde das Register nur einem Teil der Aho-Auflage beigelegt. Wir möchten diesen Fehler auf folgende Art beheben:

1. Wir legen der Gesamtauflage von Z 27 die drei richtig bedruckten Seiten bei. Sie können mit den Fehlseiten ausgetauscht werden.
2. Jenem Teil der Auflage, von dem wir sicher vermuten, daß in Z 26 das Register vergessen worden war, legen wir es nun bei.
3. Es ist möglich, daß wir einige nicht helieferte Abonnenten damit immer noch nicht berücksichtigt haben. Diese bitten wir sehr herzlich um eine kurze Mitteilung - "Kein Register erhalten" genügt. Die Zustellung erfolgt unverzüglich nach Erhalt der Mitteilung.

Wir hoffen, daß nach dem Beheben des Mißgeschicks das Z-Register 1990-95 für seine Interessenten und Benutzer den vollen Gebrauchswert erlangt. Vielleicht ist es auch ein Argument, diesen oder jenen neuen Abonnenten zu gewinnen.

Dialektik von Pluralität und Totalität statt Pluralismus-Ideologie

Für die linke Debatte ist das Pluralismusbema gegenwärtig mindestens in zweierlei Hinsicht relevant. Zum einen ist es angesichts der Tiefe der geschichtlichen Zäsur unabdingbar, daß der Prozeß marxistischer Selbstverständigung und die Suche nach einer zeitgemäßen Bestimmung linker Orientierungen vielfältige Wege einschlagen. Die kollektive Suche nach neuen Ansätzen, das Nebeneinander und der Streit unterschiedlicher Konzepte sind in dieser Situation in besonderem Maße gefordert.

Zum anderen sieht sich nicht nur die Linke mit der anhaltenden Provokation der Postmoderne konfrontiert, wir befänden uns in einer Epoche des radikalen Pluralismus, die gegenwärtige Realität trage prinzipiell pluralistischen Charakter.

Daß beide Stränge aktueller Pluralismus-Diskussion letztlich durch die gleichen historischen Prozesse und Bedingungen auf die Tagesordnung gesetzt worden sind, ist naheliegend. Ebenso allerdings, daß auch diese Diskussionen generelle, "ewige" Gesichtspunkte des Themas berühren.

Die vorliegende Ausarbeitung verfolgt das Ziel, auf diesem Hintergrund einige theoretische Grundprobleme zu benennen bzw. zu erörtern.

1. Pluralismus - Theorie - Realität

Pluralismus ist "im weitesten Sinne jede Lehre, die im Unterschied zum Monismus und Dualismus eine Vielheit von Weltprinzipien, Urelementen oder Urwesen annimmt, die sich nicht aufeinander zurückführen, auseinander ableiten oder zu einer Einheit zusammenfassen lassen".¹ Kürzer: "Der Pluralismus meint, daß die Welt eine Vielheit darstellt."²

Wendet man den Blick von der ganz allgemeinen Definition zum wissenschaftlichen - und alltäglichen, nicht zuletzt politischen - Gebrauch des Begriffs, so fällt auf, daß er sowohl zur Bezeichnung von Theorien, Meinungen, Konzepten etc. als auch zur Bestimmung der objektiven Realität bzw. bestimmter ihrer Merkmale oder Eigenschaften verwendet wird. So kennzeichnet nach Winfried Steffanie der Pluralismus als politisch-soziologischer Terminus "1. einen allgemeinen gesellschaftlichen Tatbestand, 2. eine Grundkonzeption mehrerer politischer Theoretiker, die als sogenannte 'Pluralisten' im ersten Drittel dieses Jahrhunderts ihre Theoreme entwick-

¹ Johannes Hoffmeister, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Hamburg 1955, S. 474f.

² Vgl. Joachim Detjen, Neopluralismus und Naturrecht, Paderborn, München, Wien, Zürich 1988 S. 383.

kelten, und 3. ein grundlegendes Merkmal moderner freiheitlich-demokratischer Ordnung 'westlicher' Prägung."³

Auf die Problematik dieser Mehrdeutigkeit macht Wolf-Dieter Narr aufmerksam, wenn er schreibt: "Das pluralistische Etikett ist gewissermaßen zu einem Markenzeichen unserer Gesellschaft geworden, ebenso selbstverständlich wie unerklärt vorausgesetzt."⁴

In der Tat darf nicht übersehen werden, daß das Verständnis einer Gesellschaft oder eines politischen Systems als "pluralistisch" nicht nur die pluralistische Theorie und deren Implikationen, sondern zudem eine überaus problematische Deckungsgleichheit von Realität und Theorie voraussetzt. Umgekehrt verleiht die unreflektierte Gleichsetzung dem Abbild eine objektive Würde, die ebenfalls zu hinterfragen ist. Es wäre sinnvoll, dem Sprachgebrauch der eingangs zitierten philosophischen Bestimmungen zu folgen und zwischen "Pluralität", dem lateinischen Wort für "Vielheit" und "Pluralismus" als der Bezeichnung für bestimmte Theorien oder Konzepte, die sich durch bestimmte Merkmale auszeichnen, zu unterscheiden. Das Merkmal der Pluralität dürfte gesellschaftlicher Realität kaum abzusprechen sein, ihre Beschreibung als "pluralistisch" hingegen ist umstritten, solange es "Pluralismus" gibt.

2. Pluralismus ist Deskription, Norm und Prinzip

Der Begriff "Pluralismus" wird sowohl in deskriptivem (beschreibendem) als auch in normativem, normsetzendem und insofern orientierendem Sinn verwendet. Deskriptiv: Die Gesellschaft ist pluralistisch. Normativ: Die Gesellschaft soll pluralistisch sein (werden, bleiben). Mit letzterem eng zusammen hängt der Charakter pluralistischer Auffassungen oder Standpunkte als Prinzipien, also als Regeln, Grundsätze, Bedingungen für etwas.

Auch hier ist das Problem die sprachliche Ununterscheidbarkeit. Der Sache nach macht es einen nicht geringen Unterschied, ob eine Gesellschaft pluralistisch ist oder es werden soll. Am sprachlichen Ausdruck ist die Grenze zwischen der Beschreibung und der Norm oder dem Prinzip oft schwer auszumachen. Als Beispiel mag die Position Hans Kremendahls dienen, der vier Prinzipien als *Kernaussagen* der Pluralismustheorie ansieht: erstens das Prinzip der legitimen Vielfalt, "durch das die gesellschaftlich vorgefundene Heterogenität zum gewollten und akzeptierten Pluralismus wird"; zweitens das Prinzip der regulativen Idee des Gemeinwohls, "das die pluralen Kräfte an Wertüberzeugungen bindet und verhaltensleitend wirken soll ..."; drittens das Prinzip des "permanenten Spannungsfeldes von Konsens und Konflikt", das zum einen Konflikte "legitimiert", zum anderen auf die "Notwendigkeit eines "Konsenses über

³ Wörterbuch der Soziologie, Hrsg. Wilhelm Bernsdorf, Stuttgart 1969, S. 807.

⁴ Zitiert bei: Horst Heimann, Die Kontroverse um den Wissenschaftspluralismus, in: Das Parlament, 29.6.74, Beilage, S. 4.

Spielregeln und Mindestinhalte" verweist; viertens das Prinzip der Konkurrenzdemokratie.⁵ Auf den fließenden Übergang von Beschreibung und Legitimierung verweist auch Horst Heimann, wenn er hervorhebt, daß der "Begriff 'Pluralismus' sowohl die westliche demokratisch-kapitalistische Staats- und Gesellschaftsordnung als auch die Staats- und Gesellschaftstheorien, die diese westliche Ordnung als pluralistisch beschreiben und legitimieren", kennzeichnet.⁶

Wichtig ist es schließlich, den Unterschied und Zusammenhang des Pluralismus als Aussage und Standpunkt einerseits, als Prinzip andererseits nicht zu übersehen. Der politische Pluralismus ist insofern eine Bewegungsform zum Antragen von Widersprüchen - er ist nicht selbst die Lösung! Als Prinzip, als Form gesellschaftlicher Prozesse ist er nicht deren Inhalt.

Man kann beispielsweise den Pluralismus als Prinzip, als Regel oder Rahmen für das Nebeneinander und die Austragung bestimmter Gegensätze durchaus für nützlich halten und bejahen, ohne sich mit dem Pluralismus als philosophische oder ethische Position zu identifizieren. Um dies zu verdeutlichen, wurde in der Diskussion um Wissenschaftspluralismus in den siebziger Jahren zwischen einem "praktisch-organisatorischen Pluralismus-Begriff" und der theoretischen Konzeption des Pluralismus unterschieden.⁷

Die Existenz und Rolle eines "praktisch-organisatorischen" Pluralismus macht sich immer wieder darin geltend, daß in einem gegebenen Diskurs - in der Regel in der Kommunikation zwischen verschiedenen Positionen im Rahmen ein und derselben Institution - die jeweilige Minderheit sich auf den gemeinsam vereinbarten Pluralismus beruft, um dem eigenen Standpunkt zusätzliche Berechtigung zu verleihen, während die gegebene Mehrheit Grenzen des Pluralismus beschwört, vor einer Gleichsetzung von Pluralismus und "Beliebigkeit" warnt, da andernfalls der Konsens gefährdet sei.

3. Pluralismus - ein "Kampfbegriff"

Dieses Attribut gilt in zweifacher Hinsicht. Einerseits ist der politische Pluralismus als Kritik an bestimmten gesellschaftlichen Sachverhalten entstanden und hat sich seitdem stets als Ausdruck und Moment von Frontstellungen und Auseinandersetzungen reproduziert. Er gilt als Konzept "im Handgemenge".⁸ Andererseits unterliegt er zwangsläufig selbst Attacken. Er befindet sich im Spannungsfeld des Aufeinanderwirkens von Inter-

⁵ Hans Kremendahl, Das Unbehagen an der pluralistischen Gesellschaft, in: Pluralismus, Hrsg. Heinrich Oberreuther, Opladen 1980, S. 210.

⁶ Horst Heimann, Die Kontroverse ... a.a.O., S. 4.

⁷ ebenda, S. 3.6.

⁸ Rainer Eisfeld, Pluralismus, in: Pipers Handbuch der politischen Ideen, Hrsg. Iring Fettscher und Herfried Münkler, München, Zürich 1987, S. 421.

sen und sozialen Kräften und kann nicht über deren Dynamik stehen. Er wird von links und von rechts kritisiert.

Eine repräsentative, obwohl keinesfalls vollständige Auflistung von sechs Ansatzpunkten linker Kritik am politischen und soziologischen Pluralismus - aus ganz und gar nicht zustimmender Sicht - entnehme ich einem Text von Winfried Steffanie. "Aus der Skala immer wiederkehrender Problemstellungen linker Kritik seien hier lediglich erwähnt: die fehlende Chancengleichheit der am politischen Prozeß teilhabenden Gruppen - von der Benachteiligung ökonomisch schwacher ganz zu schweigen; die Disparität in der Erfolgchance von Sonderinteressen, hinter denen starke Verbände stehen, einerseits und allgemeinen Interessen, die keine spezifischen Organisationschancen besitzen, andererseits; der Mangel an innerparteilicher und innerverbandlicher Demokratie mit der Folge oligarchischer Entfremdungs- und Fremdbestimmungstendenzen; die einen fairen Wettbewerb verhindernden Monopol- und sonstigen Konzentrationsbedingungen in allen Bereichen, vornehmlich dem der Massenmedien; der wirksame Widerstand etablierter Gruppen gegen 'Neulinge' und gegen Innovationstendenzen; der grundsätzlich konservative Charakter des an Gleichgewichtsvisionen orientierten Pluralismus mit seiner Erschwernis struktureller Veränderungen."⁹ Hinzugefügt werden könnte lediglich, daß von anderen Autoren die Funktion des politischen Pluralismus als vielfältige "Verhüllungs-ideologie in einer antagonistischen Gesellschaft" herausgearbeitet wird.¹⁰

Es ist nun für die Linke außerordentlich wichtig, über dieser berechtigten Kritik nicht zu übersehen, daß der Pluralismus immer wieder entschiedener Kritik aus rechter Perspektive unterliegt. Dies ist kein Wunder, wenn in Rechnung gestellt wird, daß der Pluralismus sich u.a. als Verteidigung demokratischer Positionen und Zustände gegen autoritäre bzw. faschistische Ideologie und Politik artikuliert und formiert hat. Hervorgehoben sei in dieser Hinsicht die deutliche Zurückweisung Carl Schmitts und des deutschen NS-Faschismus durch Ernst Fraenkel und den Neopluralismus.¹¹

Was die rechte Pluralismuskritik betrifft, so beschränke ich mich auch hier auf die Wiedergabe einer Zusammenfassung - aus der Feder linker Autoren. Hannelore Gudrich und Stefan Fett benennen drei allgemeine Richtungen: das Ideal der Staatseinheit als Antipode zur pluralistischen Zersplitterung der Gesellschaft; die "Vergesellschaftung" des Staates, die Machtergreifung der Verbände und der "überentwickelte Sozialstaat als schädliche Folgen einer freien pluralistischen Entwicklung"; die Gefähr-

⁹ Winfried Steffanie, Vom Pluralismus zum Neopluralismus, in: Pluralismus, Hrsg. Heinrich Oberreuther, a.a.O., S. 84f.

⁷ Hannelore Gudrich, Stefan Fett, Die pluralistische Gesellschaftstheorie, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1974, S. 54ff.

¹¹ Vgl. Ernst Fraenkel, Deutschland und die westlichen Demokratien, Frankfurt 1990

derung des Staates durch das Monopol der Gewerkschaften als Exempel für das Wirken der pluralistischen Kräfte.¹²

Nicht verzichten möchte ich schließlich auf ein bezeichnendes Beispiel für den oben angedeuteten Umstand, daß objektive Gegensätze der kapitalistischen Realität im Bereich des politischen Pluralismus selbst Niederschlag finden. In einer umfassenden neueren Abhandlung Joachim Detjens - Parteigänger Ernst Fraenkel's und betonter Kritiker des Marxismus - wird das pluralistische Konzept Harold Laskis nachgerade denunziert. Wobei zu beachten ist, daß letzterer in keiner einschlägigen Publikation bei der Aufzählung der Klassiker des politischen Pluralismus fehlt. Laskis "radikale Kampfansage an die Rechtssouveränität des Staates" werde von einem "individualistischen Grundverständnis" getragen. Die sozioökonomischen Aspekte moderner Politik behandle er in "marxistisch-revisionistischer Weise". Und schließlich: "Gegenüber dem visionär-anarchistischen Pluralismus Laskis, der um seiner Ideale willen die Gegenwart der pluralistischen Demokratie nicht zu rechtfertigen gewillt ist, versteht sich der Neopluralismus als deskriptive und normative Theorie des westlichen Verfassungsstaates."¹³

4. Pluralismus und Wahrheit

In der bereits erwähnten Kontroverse über Wissenschaftspluralismus, in der es u.a. um die Forderung linker Kräfte in der Bundesrepublik ging, dem Marxismus an den Universitäten Existenzberechtigung einzuräumen, gelangte ein Argumentationsmuster zum Einsatz, das weit verbreitet Anwendung findet und beinahe als klassisch bezeichnet werden kann: Der gegebene, vorherrschende "freiheitliche" Wissenschaftspluralismus sei dadurch gekennzeichnet, daß verschiedene Lehrmeinungen miteinander konkurrieren, um sich der Wahrheit anzunähern; für die Verteidiger marxistischer Wissenschaft hingegen sei ein von vornherein unanfechtbarer Wahrheitsanspruch typisch; Wissenschaft sei mithin aus dieser Perspektive dogmatisch. Pluralismus schließe Toleranz ein - insofern könne es keine "marxistischen" oder "nicht-marxistischen" Wissenschaftler geben. Kurt Sontheimer setzte dem in einem Rundfunkvortrag die Krone auf, indem er die "marxistische Gegenposition innerhalb des wissenschaftlichen Pluralismus" mit den "verfassungsfeindlichen Parteien, deren Programmatik und Verhalten den Prinzipien der pluralistischen Demokratie widerspricht", verglich.¹⁴

Die Berufung auf pluralistische Prinzipien dient also dazu, eine bestimmte Position aus ihm auszuschließen!

¹² Gudrich/Fett, a.a.O., S. 5.

¹³ Detjen, a.a.O., S. 63.

¹⁴ Zitiert bei: Helmann, a.a.O., S. 8.

Von allen politischen Absichten und Implikationen abgesehen, handelt es sich hier um fehlerhafte Konsequenzen aus dem objektiven Widerspruch - vielleicht könnte man auch von einer Doppelnatur oder Doppelfunktion sprechen - des Pluralismus, sowohl ein formales Prinzip als auch eine inhaltliche politische und/oder philosophische Position darzustellen. Der praktische Pluralismus, die faktische Koexistenz von Meinungen wird als weltanschauliches Credo begriffen. Dem ist näher nachzugehen.

Die Behauptung und Zurückweisung eines "unanfechtbaren Wahrheitsanspruchs" des Marxismus wird in der Regel aus den erkenntnis- bzw. wahrheitstheoretischen Positionen des kritischen Rationalismus hergeleitet. Ihnen zufolge ist Wahrheit eine - ich zitiere Helmut Spinner, dessen Arbeit "Pluralismus als Erkenntnismodell" damals und seither immer wieder herangezogen wird - "verborgene, nie mit Sicherheit erkennbare Angelegenheit". Alle unsere Erkenntnisse sind hypothetischer Natur, "durch nichts positiv zu rechtfertigende Vermutungen". Wahrheit kann nicht objektiv begründet werden. Die Wissenschaft kann lediglich das Falsche widerlegen und eliminieren. Mehr noch - wer die Postulate dieses "pluralistischen Kritizismus" oder "theoretischen Pluralismus"¹⁵ nicht teilt, wer also der Meinung ist, Erkenntnis und Wahrheit sind objektiv zu begründen und tragen nicht ausschließlich hypothetischen Charakter, der muß sich sagen lassen, daß er Scheinerkenntnis anstrebt ("irrationale Mythen, dogmatisierte Ideologien, unaufgeklärte Metaphysik").¹⁶

Der Gegensatz dieser Wahrheitsauffassung zur klassischen ist nun in der Tat unüberbrückbar. Letzterer zufolge findet das Merkmal der Wahrheit in der Relation von Gedanken zu den durch sie reflektierten Gegenständen Ausdruck. Das Denken wird auf die Erlangung objektiver Wahrheit gelenkt und unterliegt der Dialektik von relativen und absoluten Elementen.

Wird aber die faktische Koexistenz und Gegensätzlichkeit unterschiedlicher Meinungen (der praktische Pluralismus) mit dem erkenntnistheoretischen Credo des skizzierten "theoretischen Pluralismus" identifiziert, dann kann unschwer die Unvereinbarkeit jeder diesem Credo entgegengesetzten Wahrheitsauffassung mit dem praktischen Pluralismus behauptet werden.

Anders gesagt: Die Anerkennung des Pluralismus als formales Prinzip fordert nicht die Relativierung des Anspruchs auf objektive Wahrheit - oder des Anspruchs auf eine beliebige andere Wahrheitsauffassung - sondern, daß der Streit um die Begründung und Berechtigung eines Wahrheitsanspruchs als geistiger Streit mit Argumenten ausgetragen wird.¹⁷ Mehr noch: Die - gerade von Spinner ausgesprochen apodiktisch erhobene - Forderung, nur die eigene (relativistische) Wahrheitsauffassung als "pluralismusfähig" zu akzeptieren, trägt selbst deutliche Züge des Dogmati-

¹⁵ Helmut Spinner, Pluralismus als Erkenntnismodell, Frankfurt 1975. S. 95.

¹⁶ ebenda, S. 10.

¹⁷ Vgl. Erich Hahn, Wahrheit in der Wende, in: Berliner Dialoghefte, 4/1992, S. 13ff.

schen.¹⁸ Ulrich K. Preuß spricht in diesem Zusammenhang von einem Selbstwiderspruch des theoretischen Pluralismus - die Pluralisierung des Wahrheitsanspruchs wird als wissenschaftliche Erkenntnis mit Wahrheits- und Relevanzanspruch ausgegeben, die Abwesenheit der Kategorie der Totalität und ihrer Wahrheit werden als eigene Wahrheit dekretiert.¹⁹ Insofern sind auch relativistische Auffassungen nicht gegen die Gefahr der Verabsolutierung gefeit!

Der klassischen Wahrheitsauffassung gemäß sind über ein und denselben Gegenstand nicht beliebig viele Aussagen möglich, die alle gleichermaßen das Merkmal aufweisen, wahr zu sein. Pluralismus als formales Prinzip ist im Spannungsfeld des Ringens um Wahrheit angesiedelt - er selbst ist keine Wahrheit. Insofern ist von der klassischen Wahrheitsauffassung her durchaus ein Zugang zur Anerkennung des Pluralismus als formales Prinzip gegeben, der jedoch die Anerkennung des "theoretischen Pluralismus" keinesfalls einschließen muß.

Auch die Rückbindung von Toleranz an eine relativistische Wahrheitskonzeption ist fragwürdig. Seinerzeit schrie Margherita von Brentano: "Religionsfreiheit - das historische Paradigma aller Pluralismusforderungen - fordert Freigabe der religiösen Überzeugung vom Staat für die Religionen, nicht nur obwohl, sondern weil deren Wahrheits- und Relevanzansprüche gegeneinander nicht liberal sind. Wird ihre Gewährung an die Bedingung geknüpft, daß die ... Religionen selbst als Religionen die religiöse Überzeugung freigeben, so wird in Wahrheit eine Veränderung im Charakter der Religionen verlangt, die sie alle zu nicht mehr ernsthaft differierenden Varianten einer liberalen Einheitsreligion macht - es wird in Wahrheit nicht Religionsfreiheit gewährt, sondern die Bedingung für deren Notwendigkeit eliminiert."²⁰

Letzteres kann nicht deutlich genug unterstrichen werden. Toleranz ist gefordert, weil und wenn sich Auffassungen gegenüber stehen, die nicht miteinander vereinbar sind. Diese Notwendigkeit aber entfällt, wenn von den Kontrahenten eine Relativierung der eigenen Position als Voraussetzung dafür ausgegeben wird, miteinander zu koexistieren, in Beziehung zu treten, zu kommunizieren etc. Nicht nur Marxisten teilen die Meinung, daß echte Toleranz gerade das Festhalten an der Objektivität von Wahrheit voraussetze.²¹

Wie bereits angedeutet, lassen sich genügend Belege dafür erbringen, daß relativistische philosophische oder erkenntnistheoretische Standpunkte durchaus mit Intoleranz einhergehen können. Insofern ist es nicht nur

¹⁸ Vgl. Detjen, a.a.O., S. 603.

¹⁹ Ulrich K. Preuß, *Legalität und Pluralismus*, Frankfurt 1973, S. 121.

²⁰ Margherita v. Brentano, *Wissenschaftspluralismus als Kampfbegriff*, in: *Das Argument* 66, S. 479f.

²¹ Vgl. Detjen, a.a.O., S. 377.

nicht zwingend, von Relativismus auf Toleranz zu schließen. Vielmehr ist offenkundig, daß die Haltung der Toleranz sich generell nicht aus erkenntnistheoretischen Positionen ergeben muß, sondern eher aus moralischen Erwägungen, historischen Erfahrungen usw. erwachsen wird.²²

Eine Folgerung bietet sich an. Vieles spricht dafür, daß über die Wahrheit gegebener Erkenntnisse letztendlich nicht in einem noch so pluralistisch strukturierten Diskurs dieser oder jener Gemeinde, sondern in der geschichtlichen Praxis entschieden wird.²³ Auch wenn dieser Entscheid bisweilen lange auf sich warten läßt. Das markiert Grenzen des praktischen Pluralismus, unterstreicht aber zugleich seine Unverzichtbarkeit als Medium notwendiger Kommunikation. Vielleicht könnte man insofern den Pluralismus - Robert K. Merton sprach seinerzeit von der Möglichkeit von "Theorien mittlerer Reichweite" - als ein "Prinzip mittlerer Reichweite" ansehen, dessen eigentliche Berechtigung und Funktion sich auf dem Hintergrund eines umfassenden Interpretationsrahmens bzw. aus der Notwendigkeit ergibt, der mit der Prozeßhaftigkeit verbundenen Relativität menschlicher Erkenntnis Rechnung zu tragen und sie praktisch zur Geltung zu bringen. Die Spezifik von Pluralismus in diesem Sinne ist weder ein Grund, ihn zu verwerfen, noch kann sie dadurch aus der Welt geschafft werden, daß er zu einer Weltanschauung überhöht wird. Die differenzierte Bestimmung und Bezeichnung von Prinzipien (Formal-, Material-, Real- etc.-Prinzipien) ist legitim und üblich.

5. Vielfalt und Einheit

Die Gesellschaft, wie die Realität überhaupt, ist immer sowohl vielfältiger als auch einheitlicher Natur. Es gibt keine Einheit ohne Vielfalt und keine Vielfalt ohne Einheit. Der Begriff "Pluralismus" betont das Moment der Vielfalt, der Pluralität. Er abstrahiert vom Einheitlichen. Ebenso wie sein Gegenbegriff "Monismus" das Moment des Einheitlichen hervorhebt. Beides ist legitim, sofern man sich der Relativität der Abstraktion bewußt ist. Beiden Begriffen wohnt zugleich die Gefahr inne, die Vorstellung zu wecken, daß die Realität ausschließlich so oder so strukturiert sei.

Daß die theoretische Aneignung der objektiven Dialektik von Einheit und Vielfalt mit nicht geringen methodischen Problemen verbunden ist und immer wieder Gegenstand scharfer geistiger Polarisierungen war, ist bekannt. Hier soll nur auf einen Gesichtspunkt verwiesen werden. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die hier geforderten Abstraktionsprozesse in bezug auf gesellschaftliche Sachverhalte in besonderem Maße philosophischen Charakter tragen. "Einheit und Vielheit" bezeichnet das Thema, in dessen Zeichen die Metaphysik von Anbeginn gestanden hat.²⁴

²² ebenda.

²³ Vgl. Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1976.

²⁴ Jürgen Habermas, *Nachmetaphysisches Denken*, Frankfurt 1988, S. 153.

Das meint natürlich nicht, daß das Nachdenken über dieses Thema Metaphysikern vorbehalten sei. Nur zeigt die Geschichte des Denkens, daß das fortwährende Ringen um seine Bewältigung Überlegungen dieser Art zwangsläufig einschließt. Jos Lensink spricht in diesem Zusammenhang vom metaphysischen und spekulativen Charakter der marxistischen Philosophie. Er stimmt Hans Heinz Holz zu, der meint, daß es "der Erkenntnis der Vermitteltheit jedes einzelnen mit dem Ganzen und also des Entwurfs einer Methode," bedürfe "die dieses Ganze als Inbegriff aller Vermittlungsprozesse konstruiert, ohne daß es je als solches, das heißt vollständig, gegeben sein könnte ... der endliche Verstand ... kann also das Ganze immer nur durch Überschreitung der Erfahrung denken".²⁵

Die Dialektik von Einheit und Vielfalt ist nicht angemessen zu denken, wenn solche Vermittlungskategorien wie "Wesen-Erscheinung", "Teil-Ganzes", "Allgemeines-Besonderes", "Homogenität-Heterogenität", "Theorie-Empirie" und ähnliche nicht zur Anwendung gelangen.

Die enge Berührung von Philosophie und Pluralismustheorie zeigt sich auch in der Wissenschaftsgeschichte. Hier soll keiner Vereinfachung das Wort geredet werden, aber für wesentliche Strömungen pluralistischer Art ist ein genetischer und systematischer Zusammenhang mit der Denktradition des Empirismus nicht nur nachzuweisen - er wird von den betreffenden Protagonisten akzentuiert. Ein Einfluß des pluralistischen Ansatzes von William James beispielsweise - der seinerseits einen "radikalen Empirismus" vertritt²⁶ - nicht nur auf Harold Laski ist vielfältig belegt²⁷. Querverbindungen auch zwischen Nominalismus und Pluralismus wären zu zeigen.²⁸

Umgekehrt - so meine Hypothese - steht die traditionelle Zurückhaltung, Kritik oder Aversion marxistischer Positionen gegenüber pluralistischen Konzepten mit Standpunkten, Einsichten, Ansprüchen, Überzeugungen und Erfahrungen in Zusammenhang. Als Stichwort in diesem Zusammenhang wäre "Totalität" zu nennen. Kaum eine Positionsbestimmung aus pluralistischer Perspektive, die darauf verzichten würde, das Totalitätskonzept Marx' oder Hegels' als Kriterium für die Pluralismusunfähigkeit bzw. -feindschaft des Marxismus anzurufen. Kaum eine derartige Äußerung allerdings auch, die sich der Mühe einer wirklichen Analyse dieser Problematik und Begrifflichkeit unterziehen würde.

In dem hier gesteckten Rahmen beschränke ich mich auf einen - methodischen - Aspekt dieser Kontroverse. Einerseits besteht die methodische

²⁵ Jos Lensink, Zur Struktur der marxistischen Philosophie, in: Philosophie als Verteidigung des Ganzen der Vernunft, Hrsg. Domenico Losurdo, Hans Jörg Sandkühler, Köln 1988, S. 17, 18.

²⁶ William James, Das pluralistische Universum, Darmstadt 1994, S. 22f.

²⁷ Vgl. Oberreuther, a.a.O., S. 40; Detjen, a.a.O., S. 60.

²⁸ Domenico Losurdo, Realismus und Nominalismus als politische Kategorien, in: Philosophie als Verteidigung... a.a.O., S. 170ff.

Crux pluralistischer Konzepte in der Tat darin, daß die isolierende Abstraktion verabsolutiert wird. Pluralität wird theoretisch gegen das Einheitliche verselbständigt. Der Bannfluch gegen "Totalität", "Ganzheit", "Identitätsdenken", "Gesetz" etc. verklärt diese Sünde und befestigt sie zugleich. Eine adäquate Verarbeitung der Dialektik von Pluralität und Einheit - und damit der Realität - ist aber ohne Berücksichtigung dieser Begrifflichkeit nicht zu haben.

Andererseits dürfen die theoretischen Fehlentwicklungen des pluralistischen Ansatzes kein Hinderungsgrund sein, dem Pol des Pluralen im Rahmen der genannten Dialektik mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen als dies im Rahmen des Marxismus nach Marx der Fall war. Vieles spricht dafür, daß dies ohne den reflektierten Einsatz der Kategorie "Totalität" nicht möglich ist. Wobei m.E. dieser Begriff in diesem Zusammenhang nur stellvertretend steht für eine Philosophie, die das Programm vernünftiger Aneignung des Ganzen der Welt, des Gesamtzusammenhangs, der "konkreten Totalität" nicht aufgegeben hat.

Der Beweis dafür kann im Rahmen dieses Artikels nicht geliefert werden. Ich denke jedoch, daß die ebenso kritische wie gründliche Auswertung des Spätwerkes von Georg Lukács dabei eine segensreiche Rolle spielen könnte. Fünf Stichworte sollen dazu herausfordern.

6. Totalität bei Georg Lukács

Vorausgeschickt werden muß allerdings, daß ich bei der Heraushebung der mich in unserem Kontext interessierenden Gesichtspunkte den Gesamtansatz des Werkes, der "Ontologie des gesellschaftlichen Seins", unberücksichtigt lasse. Die kritischen Erörterungen zum Ontologie-Begriff, zum Teleologischen, zum Dialektik-Verständnis etc. sind bekannt. Ich meine, daß bestimmte theoretisch-methodische Gedanken dieser bemerkenswerten Arbeit auch unabhängig davon wertvoll sind, inwieweit die einschlägigen Kritiken berechtigt sind oder nicht.

Erstens wird es nicht verwundern, daß Lukács auch in der "Ontologie" der Kategorie "Totalität" einen bedeutsamen Platz einräumt. Bei Marx' Hauptwerk, dem 'Kapital' werde von einem durchdachten Ausgangspunkt her durch Auflösung der methodologisch unentbehrlichen Abstraktionen etappenweise der Weg zum gedanklichen Erfassen der Totalität in ihrer klar und reich gegliederten Konkretheit gebahnt.²⁹ Viel Aufmerksamkeit wendet Lukács auf die Darstellung der unaufhebbaren Wechselwirkung zwischen der Ökonomie, dem primär bewegenden Zentrum des gesellschaftlichen Seins - welche dessen Darstellung auf materialistischer

²⁹ Georg Lukács, Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins, hrsg. von Frank Benseler, I. Halbband, Darmstadt und Neuwied 1984, S. 583.

Grundlage überhaupt erst ermöglicht - und den außerökonomischen Verhältnissen und Tendenzen, die in dessen Totalität einbezogen sind.³⁰

Zweitens wird die methodologische Bedeutsamkeit der Totalität betont. Die Zusammengehörigkeit heterogener Prozesse innerhalb eines Komplexes oder in den Beziehungen mehrerer Komplexe bilde die seinsmäßige Basis für ihre gedankliche Absonderung.³¹

Ausgehend von der bekannten Bemerkung im "Elend der Philosophie" über das "Ganze", welches die Produktionsverhältnisse einer gegebenen Gesellschaft bilden, sowie von Marx' Warnung vor der Verselbständigung der Glieder oder Teilstücke schreibt Lukács, daß an einer so verstandenen Priorität des Ganzen vor den ihn bildenden Teilen des Gesamtkomplexes unbedingt festgehalten werden müsse. Es komme sonst zu einem extrapolierenden Selbständigmachen jener Kräfte, die in der Wirklichkeit die Besonderheit eines Teilkomplexes innerhalb der Totalität bestimmen; Widersprüche und Ungleichmäßigkeiten, die aus der Stelle der Teilkomplexe innerhalb der Totalität entspringen, bleiben ungreifbar.³²

Gleichwohl läßt Lukács (drittens) keinen Zweifel daran, daß Totalitäten selbst keine starren, übergeschichtlichen Wesenheiten sind. Mehrfach ist die Rede von der Bewegtheit, der Dynamik der Totalität, ihrer "Einheit von Komplexität und Prozeßhaftigkeit".³³ Bei der Behandlung der Integration der Menschheit zur Gattung und dem Werden der Weltgeschichte zu einer gesellschaftlichen Realität schreibt Lukács: "Wir stehen also bei der Entstehung der nicht mehr stummen Menschengattung vor demselben Problem, das wir bereits bei der Feststellung der Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten und ihrer Widersprüche (Entfremdung etc.) visiert haben. Die allgemeine gesetzliche Grundlinie der ökonomischen Haupttendenz verwirklicht sich immer wieder in Formen, die nicht nur eine Ungleichmäßigkeit in der konkreten Entwicklung zeigen, sich nicht nur in innerlich widerspruchsvoller Weise offenbaren, sondern unmittelbar geradezu in widersprüchlichem Verhältnis zu den entscheidenden objektiven Folgen der gesetzlichen Hauptentwicklung stehen. Diese Widersprüchlichkeit kann nur aus einer ontologischen Darstellung der Totalität der gesellschaftlichen Entwicklung, ihrer vollen Dynamik und Gesetzlichkeit adäquat erfaßt werden."³⁴

Viertens: Immer wieder untertreibt Lukács den heterogenen Charakter der Wirklichkeit.³⁵ Die Wirklichkeit bestehe aus einer unendlichen Wech-

³⁰ Lukács I, S. 562, 596, 583.

³¹ Lukács I, S. 641.

³² Georg Lukács, Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins, hrsg. von Frank Benseler, II. Halbband, Darmstadt und Neuwied, 1986, S. 252.

³³ Lukács I, S. 579, 584.

³⁴ Lukács I, S. 672.

³⁵ Lukács I, S. 632.

selwirkung von Komplexen, die sich innerlich wie äußerlich in heterogenen Verhältnissen befinden, die selbst bewegte Synthesen oft heterogener Komponenten sind und bei denen die Anzahl der wirksamen Momente bis ins Unendliche gehen kann.³⁶ "Wie auch vielfach sonst, warnt hier Marx davor, aus der letztthinnigen, dialektischen, widerspruchsvollen Einheit der Gesellschaft, einer Einheit, die als Endergebnis der Wechselwirkung unzähliger heterogener Prozesse entsteht, eine an sich homogene Einheit zu machen und mit solchen unzulässigen, vereinfachenden Homogenisierungen ihre adäquate Erkenntnis zu verhindern; ob diese Homogenisierung, fügen wir hinzu, spekulativ oder positivistisch ist, läuft in dieser Hinsicht aufs gleiche hinaus."³⁷

Eingehende Erörterung erfahren in diesem Zusammenhang solche Knotenpunkte gesellschaftlichen Geschehens wie die Rolle des Zufalls, der Spontaneität, des Alternativcharakters sozialer und historischer Prozesse, des Spielraums menschlicher Entscheidung, der Inkongruenz und gesetzmäßigen Ungleichmäßigkeit. An einer Stelle ist von der "pluralistisch-dynamischen(n) innere(n) Beschaffenheit eines jeweiligen Komplexes" die Rede.³⁸

Wesentlich für unser Thema ist fünftens, daß dem unzweideutigen Plädoyer für Ganzheit und Totalität eine nicht minder entschiedene, konkrete und begründete Absage an all jene Überhöhungen und Vereinseitigungen dieses Ansatzes entspricht, die von der Kritik so leidenschaftlich ins Feld geführt werden. Gegen die "idealistischen Illusionen" und das Systemkonzept Hegels wendet Lukács ein, die Totalität dürfe nicht als eine formelgedankliche, sie müsse vielmehr als gedankliche Reproduktion des wirklich Seienden aufgefaßt werden.³⁹ Und das betrifft die "Neigung", gesetzmäßige, rationale Elemente der Realität zu einer "alles umfassenden Rationalität", zu einem rationalistischen Weltbild hochzustilisieren.⁴⁰ Keine Frage, daß Lukács seine Methode als tertium datur gegen die Verabsolutierungen rationalistischer und empiristischer Couleur versteht.⁴¹

Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang, daß ein gleichermaßen aktuelles, differenziertes, dialektisches Verständnis einer gegebenen Realität als "integriertes Ganzes" aus der Feder von Immanuel Wallerstein vorliegt, der den Kapitalismus als "historisches System" darstellt.⁴²

³⁶ Lukács I, S. 638.

³⁷ Lukács I, S. 604.

³⁸ Lukács I, S. 565.

³⁹ Lukács I, S. 573.

⁴⁰ Lukács I, S. 635.

⁴¹ Lukács I, S. 641.

⁴² Vgl. Immanuel Wallerstein, Der historische Kapitalismus, Berlin/Hamburg 1989, S. 7.

7. Epoche des "radikalen Pluralismus"?

Daß Vielfalt und Einheit Momente jedweder Realität sind, schließt nicht aus, daß das relative Gewicht beider in der Beschaffenheit realer gesellschaftlicher Zustände sich unter dem Einfluß bestimmter Faktoren verschiebt, daß in bezug auf bestimmte Bereiche oder Prozesse des gesellschaftlichen Lebens zu verschiedenen Zeiten Einheitlichkeit oder Vielfalt sich in stärkerem oder geringerem Maße geltend machen - ohne den dialektischen Gegenpol zum Verschwinden zu bringen.

Als ein geradezu klassisches - und für die Pluralismusthematik überaus relevantes - Beispiel könnte man auf Marx' berühmte Beobachtung im "Kommunistischen Manifest" verweisen, daß sich gegenüber "früheren Epochen der Geschichte" mit ihren "mannigfaltige(n) Abstufung(en) der gesellschaftlichen Stellungen ... unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie" dadurch auszeichnet, "daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat".⁴³

Erinnert werden könnte auch an die gewissermaßen entgegengesetzte Tendenz einer zunehmenden Differenzierung ("Ausdifferenzierung") gesellschaftlicher Prozesse und Sphären als generelles Merkmal mindestens modernen Fortschritts.

Postmoderne Theoretiker diagnostizieren für die Gegenwart bekanntlich einen bedeutsamen, einen revolutionären Schub hin zu mehr Pluralität. "Unser Wirklichkeitsbild und unsere Erwartungen an Erkennen und Handeln stehen heute insgesamt im Zeichen von Spezifität, Differenz und Mehrdimensionalität. Pluralität ist *das* gegenwärtige Paradigma." Pluralisierung ist "nicht aufzuhalten, sondern in ihrer Faktizität anzuerkennen und in ihrer Normativität zu entwickeln ... Die entscheidende Neuerung liegt darin, daß Pluralität radikal wird bzw. gegenwärtig in ihrer Radikalität erstmals wirklich wahrgenommen wird." Die Postmoderne entfaltet "eine Pluralität, die - anders als im lauen herkömmlichen Pluralismus - aus Elementarfragen durchschlägt."⁴⁴ Ibn Hassan listet ein ganzes Tableau von Indikatoren für diese Diagnose auf.⁴⁵

Nun ist gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß die heutige Realität Tendenzen aufweist, die gegenüber der Situation im neunzehnten oder auch noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gewachsene Differenzierungen markieren. Das gilt in sozialökonomischer, politischer und kulturell-geistiger Hinsicht. Die oben erwähnte Vereinfachung der Klassengegensätze hat

⁴³ MEW, 4/462f.

⁴⁴ Wege aus der Moderne, Hrsg. Wolfgang Welsch, Weinheim 1988, S. 13f.

⁴⁵ Ibn Hassan, Pluralismus in der Postmoderne, in: Die unvollendete Vernunft, hrsg. von Dietmar Kamper und Willem van Reinen, Frankfurt 1987, S. 157ff.

sich - in den entwickelten kapitalistischen Industrieländern - so nicht fortgesetzt. Die Aufspaltung von ursprünglich eher einheitlichen Interessen und die "Individualisierung" von Lebensweisen vor allem in Gestalt eines größeren Spielraums bei der Artikulation und Befriedigung von Bedürfnissen sind nicht zu übersehen. Die wissenschaftliche Entwicklung unterstreicht Momente der Relativität menschlichen Erkennens. Das zwanzigste Jahrhundert hat das Vertrauen in die Zuverlässigkeit und die Realisierungschancen von Zukunftsentwürfen und in die Möglichkeiten vorausschauender Gestaltung erschüttert.

Allenthalben ist von einer Krise politischer Systeme die Rede. Beliebigkeit, Zynismus und Ästhetisierung scheinen im Wechsel mit Korruption und blanker Macht das politische Leben zu beherrschen.

Die vielbeschworene Globalisierung hat das interne Beziehungsgeflecht der Menschheit intensiviert und das Bewußtsein für die Vielfalt der menschlichen Gattung bzw. für die Differenziertheit und die Relativität eigener Identität verstärkt.

Nun sind andererseits in der gleichen Erscheinungswelt Tendenzen nicht zu übersehen, die Vereinheitlichung, Nivellierung oder Uniformierung signalisieren. Als Stichworte nenne ich die bereits erwähnte Entwicklung der Klassen- und Sozialstruktur nicht nur in den kapitalistischen Industrieländern: Die fraglose Differenzierung innerhalb gegebener Klassen hat nicht zur Auflösung dieser Klassen geführt. Sie geht einher mit gravierenden gesamtgesellschaftlichen Polarisierungen und weltweiten Prozessen der Vereinheitlichung sozialer Lagen. Thesen wie die von der Entkoppelung von Klassenlage und Lebensführung und selbst das Individualisierungstheorem werden zunehmend relativiert.⁴⁶

Sodann bestimmte Perspektiven der Mediengesellschaft. Nicht nur von marxistischen Kritikern wird davor gewarnt, daß die westliche Konsumkultur die einzige Botschaft sein könnte, die aufgrund der immensen Macht der "Medienaristokratie" in die global vernetzten Informationssysteme eingespeist wird.⁴⁷ Im weitesten Sinne "kollektive" länder- und regionenübergreifende Bemühungen um moralische Wertorientierungen und geistig-ideologische Formierung wären zu nennen, die keinesfalls in die Richtung zunehmender Pluralisierung des geistigen Lebens weisen und auch nicht eben für ausufernde Toleranz sprechen.

Und natürlich der Gesamtkomplex der Globalisierung. Sein sozialökonomisches und historisch-qualitatives Vorzeichen sowie seine übergreifende, die Welt in wesentlichen Dimensionen vereinheitlichende Tendenz sind offenkundig. Er vollzieht sich unter der unzweideutigen Dominanz des Ka-

⁴⁶ Vgl. Sebastian Herkommer, Strukturwandel der Klassengesellschaft, in: Sozialismus 1-95, S. 34ff; Hans-Jürgen Bieling, Klassenkampf "von oben" ohne Gegenwehr? in: spw 6/94, S. 30ff.

⁴⁷ Jürgen Krönig, Die globale Hirnwäsche, in: Die Zeit, 17.2.95.

pitals. "Zum ersten Mal lebt heute faktisch die gesamte Menschheit nach den Gesetzen des Kapitalismus" war unlängst in der "Zeit" zu lesen.⁴⁸ Und man scheut sich nicht, in diesem Kontext die einschlägigen Passagen aus dem "Kommunistischen Manifest" zu zitieren.⁴⁹

Damit freilich haben wir den Horizont der Oberfläche, der Erscheinungen, durchbrochen. Es bringt keinen Gewinn, Einheit gegen Vielfalt aufzurechnen - oder umgekehrt -, wenn nicht jene wesentlichen Zusammenhänge, Wechselwirkungen, Widersprüche und Triebkräfte erfaßt werden, die das Ganze, die jeweilige konkrete Totalität bestimmen. Daß dies weder auf eine verengende Eindimensionalität noch auf einen abstrakten Reduktionismus hinauslaufen darf, ist eine der Lehren marxistischer Theorieentwicklung in diesem Jahrhundert. Weder ist die sozialökonomische die einzige relevante Dimension für die Erklärung geschichtlicher Abläufe - Wissenschaft und Technik, Kultur, Politik, Ideologie können ihrerseits bei der Konstituierung gesellschaftlicher Realitäten eine ausschlaggebende Rolle spielen. Noch darf die Entdeckung wesentlicher Faktoren und allgemeiner Zusammenhänge die sorgfältige Kenntnisnahme und Berücksichtigung der erscheinenden Vielfalt, des Besonderen und Einzelnen ersetzen. Diese Forderung beziehe ich mit Nachdruck auch auf Befunde des postmodernen Pluralismus. Nur hieße es, in den theoretischen Grenzen des pluralistischen Ansatzes befangen zu bleiben, nähme man sie für das schlicht Unhintergehbare.

Eduardo Chitas

Marx, Leser Fergusons oder: bürgerliche Gesellschaft und Arbeitsteilung¹

"(...) and thinking itself, in this age of separations, may become a peculiar craft,"
A. Ferguson, *An Essay on the History of Civil Society*²

Im Laufe der Geschichte der politischen Ökonomie des Kapitalismus und der ihr entsprechenden sozialen Ideengeschichte führte das Spannungsfeld, das damals der Gedanke der "civil society" war, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa (vor allem aber in Großbritannien) zu verstärkter Sozialkritik und offenen Widersprüchen.

In der letzten Phase des britischen Manufaktur-Kapitalismus stellt der *Essay on the history of civil society* (1767) des Schotten Adam Ferguson eines der klassischen Werke zu diesem Thema dar.

Wenn die im Essay dargelegte Gesellschafts- und Geschichtstheorie auch die Dialektik des Ganzen nicht berücksichtigt, kann seine Verurteilung der unheilvollen Auswirkungen der sozialen Arbeitsteilung jedoch als eindringliche Kritik der Heteronomie der Teile verstanden werden.

Das Ausmaß, die innere Mannigfaltigkeit und die Implikationen der Kategorien des sozialen Gedankens, deren Zusammenhänge durch Anerkennung und Abgrenzung, aber auch durch prinzipielle Einheit und Gegensatz im Europa des 18. Jahrhunderts eine epochale Strukturierung erfahren, sind bekannt. *Anerkennung* zum Beispiel im Vertragsprinzip der "politischen Gesellschaften", die so sehr charakteristisch für das moderne Naturrecht sind: Man lese dazu Rousseau³. *Abgrenzung* in der Unterscheidung,

¹ *Anmerkung der Redaktion:* Wie zu unserem Leidwesen so oft, ging der Beitrag so spät ein, daß eine Übertragung der fremdsprachigen Beiträge ins Deutsche in Absprache mit dem Verfasser nicht möglich war. Als Aspekt unseres Schwerpunktthemas hielten wir jedoch den Beitrag für wichtig und entschlossen uns zur Veröffentlichung in vorliegender Form. Wir sind uns bewußt, daß wir auch den stark interessierten Leser mit einer äußerst anspruchsvollen Lektüre konfrontieren.

² Edited, with an Introduction, by D. Forbes, Edinburgh, 1966, S. 183 (nach der ersten Ausgabe von 1767).

³ Rousseau schreibt schon in seinem *Discours sur l'Origine et les Fondements de l'Inégalité parmi les Hommes*: "Sans entrer aujourd'hui dans les recherches qui sont encore à faire sur la Nature du Pacte fondamental de tout Gouvernement, je me borne en suivant l'opinion commune à considérer ici l'établissement du Corps Politique comme un vrai Contract entre le Peuple et les Chefs qu'il se choisit; Contract par lequel les deux Parties s'obligent à l'observation des Loix qui y sont stipulées et qui forment les liens de leur union. Le Peuple ayant, au sujet des relations Sociales, réni toutes ses volontés en une seule, tous les articles sur lesquels cette volonté s'explique, deviennent autant de Loix fondamentales qui obligent tous les membres de l'Etat sans exception (...)" (J.-J.

⁴⁸ Nikolaus Piper, Strafe für die Schuldner, in: Die Zeit, 28.10.94.

⁴⁹ Nikolaus Piper, Angstfaktor Weltmarkt, in: Die Zeit, 5.4.96.

in der Prüfung und Diskussion der Fakten, Vermutungen, Hypothesen und Theorien der Grenzen und Übergangsformen zwischen natürlicher Geselligkeit, Gewalt und Ungeselligkeit: Man betrachte Fergusons Abgrenzung in den Naturthesen Rousseaus⁴. Einheit in der fast unveränderten Erweiterung des wissenschaftlichen Gebietes der "Monogenisten", in der folgenden Vertiefung des Gedankens der "Humanität" und ihrer rechtlichen, ethischen und politischen Mehrdeutigkeit - "bis sich zuletzt alles in der Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität des Menschen vereinet", wie Herder schreibt⁵. Gegensatz, intensiv in zahlreichen Bereichen, wie zum Beispiel im von Fichte angeführten Kampf gegen die Rechtmäßigkeit des Erhadelns in Deutschland zur Zeit der französischen Revolution.⁶

Diese verschiedenen Situationen, die Stelle Herders ausgenommen, verweisen explizit auf einen Zusammenhang mit der zivilen Gesellschaft, welche Sinnveränderungen oder Diskrepanzen in der Bedeutung auch von Autor zu Autor oder gar zwischen den verschiedenen Sprachen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestehen.

Ferguson im Kontext der Klassiker der zivilen Gesellschaft

Im *Discours sur l'Inégalité* fällt bei Rousseau die Gründung der zivilen Gesellschaft zusammen mit der widersprüchlichen Bewegung, die bei der Vervollkommnung des "zivilen Menschen" den "Verfall der Art" aufdeckt, der auf den Gründungsakt, das heißt die Einführung des Privateigentums zurückzuführen ist. Die zivile Gesellschaft, die also im Fortschritt der Ungleichheit gegründet worden ist, nimmt letztlich die Ausnahme der zivilisierten Welt unter dem Joch des Despotismus an. Es handelt sich genau genommen um die zivilisierte Welt Rousseaus; nun erfordert dieser "extreme Punkt, der den Kreis schließt", dieser Ring fortschrittlicher Antagonismen und keimender Widersprüche, der die Anregung zur klassischen Analyse Engels⁷ gab - den Übergang zu einer positiven Sozialordnung, einer rationalen und gerechten, in der "das Naturgesetz immer der Kollektivwille ist", in der aber auch "das Eigentum das wahre Fundament der zivilen Gesellschaft ist"⁸. Vor der Veröffentlichung des *Contrat Social* skizziert der *Discours sur l'Economie Politique* diesen Übergang. Mit ihm bezeichnet der Begriff zivile Gesellschaft bei Rousseau nicht länger aus-

Rousseau, *Oeuvres Complètes*, hrsg. v. B. Gagnebin et M. Raymond, Paris 1964, III, S. 184-185).

⁴ A. Ferguson, a.a.O., S. 2-5, wo wir in der Diskussion des "Naturstaates" auch deutliche Hinweise auf Hobbes und Helvétius finden.

⁵ J.G. Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: *Sämtliche Werke*, hrsg. v. B. Suphan, Berlin 1887-1913, Bd. 13, S. 168.

⁶ J.G. Fichte, *Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution*, in: *Sämtliche Werke*, hrsg. v. I.H. Fichte, Berlin (1844-1846), Bd. 6, S. 189ff.

⁷ F. Engels, "Anti-Dühring", in: K. Marx, F. Engels, *Werke*, Berlin 1956-1968, Bd. 20, S. 129-131 (im folgenden: MEW).

⁸ J.-J. Rousseau, *Discours sur l'Economie Politique*, in: *Oeuvres Complètes*, III, S. 263,

schließlich "die Gesellschaft, die gleichzeitig das Naturgesetz und das hürgerliche Ideal verraten hat"⁹, und bildet dann auch, unter von Grund auf veränderten Umständen, den rechtlich-politischen Rahmen, der "den Besitz, das Leben, und die Freiheit eines jeden Mitglieds (der Gesellschaft) durch den Schutz aller" gewährleistet¹⁰. Hier sind wir auf dem Weg zum idealisierten Reich des vorrevolutionären Kleinhürgertums des Ancien Régime.

Für Adam Ferguson handelt es sich in irgendeinem Entwicklungsstadium der "polished or civilized nations"¹¹ um eine zivile Gesellschaft, im Gegensatz zum Naturstaat, zur Unzivilisiertheit und politischen Knechtschaft. Die erstere erfordert ausdrücklich materielle Beziehungen, die "political wisdom" und "virtues which are connected with freedom, and required in the conduct of civil affairs" bestimmen. Ein Umstand, der in vielerlei Hinsicht das einschränkt, was wir als historisch-natürlichen Bereich in Fergusons ziviler Gesellschaft hezeichnen könnten, mit Ausnahme zum Beispiel der "rigours of despotical government" im Osten und der "torrid zone, every where round the globe"¹². Und was Europa betrifft? In einem Abschnitt, der, wie wir später sehen werden, die Aufmerksamkeit Marx' erregt hat, zeigt Ferguson (besonnen und ohne die Leidenschaft des *citoyen de Genève*), zu welchen verhängnisvollen Konsequenzen die aus der Trennung der Künste und Handwerke resultierende, für die Manufakturperiode bezeichnende, soziale Ahhängigkeit führen kann: Was für Rousseau bereits unwiderrufliche Katastrophe ist, besteht für den Schotten nur als Möglichkeit; was im zweiten Teil des *Discours sur l'Inégalité* der tatsächliche Zustand der europäischen Gesellschaften ist, die vollkommen vom Verhältnis Herrschaft/Knechtschaft bestimmt werden, ist im *Essay on the History of Civil Society* nur eine mögliche Bedingung - eine Bedingung, der zufolge "the heggar, who depends upon charity; the labourer, who toils that he may eat; the mechanic, whose art requires no exertion of genius"¹³ auf eine Situation allgemeiner Unterdrückung aufgrund der Beschränktheit und hürgerlichen Unwürdigkeit der "oberen Stände" (*superior orders*) deuten können: "If the pretensions to equal justice and freedom should terminate in rendering every class equally servile and mercenary, we make a nation of helots, and have no free citizens."¹⁴

Selbst ohne auf andere Klassiker der zivilen Gesellschaft zurückzugreifen (Hegel, übrigens auch ein Leser Fergusons, müßte unter ihnen an erster

⁹ Wie J. Starobinski seine bemerkenswerte Einleitung zum *Discours sur l'Origine et les Fondements de l'Inégalité parmi les hommes* beschließt (J.-J. Rousseau, *Oeuvres Complètes*, III, S. LXX).

¹⁰ J.-J. Rousseau, *Oeuvres Complètes*, III, S. 248.

¹¹ A. Ferguson, a.a.O., S. 110.

¹² Ebd., S. 110 u. 111.

¹³ Ebd., S. 184.

¹⁴ Ebd., S. 186.

Stelle genannt werden), geben die vorausgehenden Beispiele bereits ausreichend Aufschluß über den Reichtum und die Komplexität des Gedankenguts aus der Zeit vor den ersten Bezügen auf Ferguson in Marx' *Elend der Philosophie*. Die Antwort an Proudhon, "die vorliegende Schrift, (die) im Winter 1846/47 (entstand), zu einer Zeit, wo Marx über die Grundzüge seiner neuen historischen und ökonomischen Anschauungsweise mit sich ins reine gekommen war"¹⁵, wie uns Engels berichtet, wird den französischen Lesern von ihrem Autor 1880 als das Buch beschrieben, "das die Keime der nach zwanzigjähriger Arbeit im 'Kapital' entwickelten Theorie enthält". Im unpersönlichen Stil derselben Anmerkung des Herausgebers fügt Marx unmittelbar hinzu: "Folglich kann die Lektüre der 'Misère de la Philosophie' und des 1848 von Marx und Engels veröffentlichten 'Manifests der Kommunistischen Partei' zur Einführung dienen in das Studium des 'Kapitals' und der Werke anderer zeitgenössischer Sozialisten"¹⁶.

Innerhalb des Rahmens dieser Untersuchung und ihres Ziels wird die methodische Relevanz dieser expliziten Beziehung zwischen dem Elend der Philosophie und dem *Kapital* offenkundig, denn schließlich finden sich, soweit uns bekannt ist, gerade in diesen beiden Werken die einzigen zu Lebzeiten Marx' und unter seiner Feder veröffentlichten Bezüge zu Ferguson, die übrigens in beiden Fällen in engem Zusammenhang stehen. Mit anderen Worten, Marx greift bei Ferguson, dem Historiker, Moralisten und Soziologen der *zivilen Gesellschaft*, nur ein einziges Problem auf, welches Teil der Geschichte der Gründung der bürgerlichen Gesellschaft und der Kritik der politischen Ökonomie des Kapitalismus ist: das Problem der Arbeitsteilung in der Endphase der Manufakturperiode und während des Übergangs zur industriellen Revolution im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Die Analyse und Aussage Fergusons, die für Marx untrennbar mit der schottischen Schule der klassischen politischen Ökonomie verbunden sind, beziehen sich also auf die unmittelbaren und mittelbaren strukturellen Auswirkungen der manufakturmäßigen Arbeitsteilung, Auswirkungen, die Proudhon in seinem *Système des Contradictions Economiques, ou Philosophie de la Misère* (Paris 1846) ungeordnet behandelt.

Aus der nüchternen Einsicht Fergusons, hier der Teil der Aussage, den Marx in seinem *Elend der Philosophie* wiedergegeben hat¹⁷: "It may even be doubted, whether the measure of national capacity increases with the advancement of arts. Many mechanical arts (...) succeed best under a total suppression of sentiment and reason; and ignorance is the mother of industry as well as of superstition. Reflection and fancy are subject to err; but a

¹⁵ F. Engels, "Vorwort (zur ersten deutschen Ausgabe von Karl Marx' Schrift *Das Elend der Philosophie*)" in: MEW, Bd. 21, S. 175.

¹⁶ K. Marx, "(Über 'Misère de la philosophie')" in: MEW, Bd. 19, S. 229.

¹⁷ Marx verwendet die französische Übersetzung des Essay: *Essai sur l'Histoire de la Société Civile*, par M. Adam Ferguson, Professeur de Philosophie morale à l'Université de Edimbourg. Ouvrage traduit de l'Anglais par M. Bergier. Tome second, A Paris (...), 1783, (S. 134-136).

habit of moving the hand, or the foot, is independent of either. Manufactures, accordingly, prosper most, where the mind is least consulted, and where the Workshop may, without any great effort of imagination, be considered as an engine, the parts of which are men (...). The general officer may be a great proficient in the knowledge of war, while the soldier is confined to a few motions of the hand and the foot. The former may have gained, what the latter has lost (...); and thinking itself, in the age of separations, may become a peculiar craft." (A. Ferguson, ebd. S. 182 - 183)

In diesem Abschnitt wird gewissermaßen der ganze Sinn des Übergangs im Essay Fergusons zusammengefaßt. Wenn es sich auch nicht mehr ausschließlich um die getrennten, isolierten und kombinierten Arbeitsgänge der Manufakturperiode handelt, so sind es aber auch noch nicht diejenigen der großen mechanischen Industrie. "An engine, the parts of which are men": Es handelt sich hier um eine ausreichend präzise und zutreffende Beschreibung der Werkstatt ("workshop") der fortgeschrittenen Manufaktur und folglich auch um eine korrelative Beschreibung des "Zeitalters der Trennung" ("age of separations"), dessen Zeitgenosse zu sein Ferguson sich bewußt ist.

Was für ein Zeitalter der Trennung? Die Formulierung des Problems läßt vermuten, daß es sich um eines unter vielen solcher Zeitalter handelt, nämlich um das jüngste: eine Vermutung, die aus historischer Sicht vollkommen begründet ist und im übrigen wiederholt von Ferguson aufgegriffen wird, der zwischen den *zivilen Gesellschaften* vergleicht, mit der klassischen Antike vertraut war und eine Gesellschaft unmittelbar beobachten konnte, in der einige der fortgeschrittensten Formen der Arbeitsteilung neben einer glänzenden geistigen Kultur existierten. Und man kann wohl sagen, daß der Grad der Loslösung und der Distanz, die leidenschaftslose Analyse, die im Text zur Betrachtung der "vielen Standpunkte" in menschlichen Belangen hergestellte Symbiose von "reflection and fancy", mit einiger Raffinesse nur die Herausbildung der Kunst des Denkens und die soziale Funktion der geistigen Arbeit aufdecken, die sich selbst als getrennte Arbeit betrachtet und sich in ihrer Notwendigkeit legitimiert sieht: "thinking itself".

Menschliche Zwecke im gesamten historischen Feld der Produktion von Reichtum zu erkennen, die Notwendigkeit der bürgerlichen Ordnung zu verstehen und sie begreiflich zu machen, die natürlichen und sozialen Prozesse zu kennen und sie vernunftgemäß zu beherrschen, das sind die Aufgaben, an deren Spitze die kognitive Funktion des sozialen Denkens steht, soweit dieses als "peculiar craft" produktiv bleibt. Man betrachte zum Beispiel den Abschnitt "Of intellectual Powers" (I. Teil, Abschnitt V) des *Essay*. Hier zeichnet sich eine praktische und aktive Weisheit ab, die jede Fähigkeit nach ihrer tatsächlichen Ausübung und ihren Ergebnissen beurteilt, in der ungenutztes Denken und Vernunft, mehr noch als alle anderen Güter, "selbst dem Menschen, dem sie zugehören, verborgen bleiben", so sehr ist ihre Ausübung wesentlicher Bestandteil ihrer Natur. Dem Vertrauen in

den Scharfsinn der menschlichen Sinne entspricht das Vertrauen in die gesellschaftlich festgelegten Fähigkeiten eines jeden. Und wenn wir nicht alle Geschäftsleute oder Wissenschaftler sind, dann ist das nicht so sehr auf die hervorragenden Anlagen der menschlichen Natur zurückzuführen, sondern auf die Begrenzung und Verordnung der Gesellschaft jederzeit und überall. Das Betätigungsfeld der menschlichen Fähigkeiten bleibt jedenfalls dem Talent, das sich müht, und der Intelligenz, die forscht, weit geöffnet. Hier gilt wie auch sonst: "The superior capacity leads with a superior energy, where every individual would go, and shows the hesitating and the irresolute a clear passage to the attainment of their ends."¹⁸

Wenig geneigt, auch nur irgendeine spezialisierte Tätigkeit der Kunst des Denkens unterzuordnen, in dem Wissen, daß jede Kunst oder jeder Beruf sich als solch eine verstehen, den Weg in seinem eigenen Bereich erneuern und zeigen kann, fragt Ferguson denn auch: "Where shall we find the talents which are fit to act with men in a collective body, if we break that body into parts, and confine the observation of each to a separate track?"¹⁹ Wieder einmal überlagern die Gesellschaft als ein Ganzes und die Voraussetzungen der gesellschaftlichen Natur des Menschen - die bereits am Anfang des Werkes anerkannt werden - die durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung zur Verkrüppelung führenden Faktoren. Deshalb würden theoretisch die Einheit im Fühlen, Denken und Handeln, der öffentliche Charakter der ausgeübten Fähigkeiten und des Geschicks, die dem Allgemeinwohl zur Verfügung gestellten Leidenschaften der Intelligenz das beste Gegenmittel zur Hervorhebung der aufgeteilten, einseitigen, Tätigkeit darstellen, die sowohl im Fortschritt der Spekulation als auch in der Ausübung der für sich genommenen mechanischen und freien Künste enthalten ist. Die Analyse des Sinnes des gesellschaftlichen Nutzens, der die Menschen dazu bringt, "ihre Berufe endlos zu unterteilen", wie Ferguson an anderer Stelle im *Essay*²⁰ schreibt, stößt jedoch auf ein gewaltiges Hindernis, nämlich die Gefahr, daß es an gesellschaftlich ausgebildeten Bürgern mangelt, die in die öffentlichen Geschäfte eingreifen und sie führen können, und die drohende Scheidung der zivilen Gesellschaft von ihren Mitgliedern: Der Weg für egoistische Eigenheiten, für die Rückkehr zum Krieg aller gegen alle, für einen neuen Despotismus ist geöffnet; ein Weg, den Ferguson in seinem "short-winded and sententious style"²¹ jedoch nicht systematisch beleuchtet.

Nicht danach, was sie wissen, sondern nach den Funktionen, die sie erfüllen können, sollten die Menschen also beurteilt werden. Nun sind die "geistigen Kräfte" ("intellectual Powers") zu sehr mit der Besinnung und den Informationen der Bücher beschäftigt, so daß sie von ihren wesentlichen

¹⁸ A. Ferguson, a.a.O., S. 29.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd., S. 118.

²¹ D. Forbes, Introduction, in: A. Ferguson, ebd., S. XXIV-XXV.

Aufgaben abgelenkt werden: "Like mathematicians, who study the Elements of Euclid, but never think of measurement, we read of societies, but do not propose to act with men: we repeat the language of politics, but feel not the spirits of nations: we attend to the formalities of a military discipline, but know not how to employ numbers of men to obtain any purpose by stratagem or force."²²

Die "innere Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft" (Marx)

Ein paar Jahrzehnte nach Mandeville, Defoe und Hume, kurz vor Smith und gleichzeitig mit Steuart (dessen *Inquiry on Principles of political Economy* ebenso wie der *Essay* 1767 veröffentlicht wurde) reiht Ferguson sich in die britischen Meister des 18. Jahrhunderts der "inneren Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft" ein, wie Marx Smith' Werk bezeichnet: bei Mandeville die gesellschaftliche Dialektik von Laster und Tugend, die Harmonie der Dissonanzen als staatliche Kunst, bei Defoe die Robinsnade als *analogon* zum freien Wettbewerb zwischen den Individuen, die in die beharrliche Fiktion von einem "Naturmenschen" umgesetzt wird, dem die Geschichte fremd ist; bei Hume der gemeinsame Fortschritt von Handel und Freiheit in der englisch-schottischen Geschichte, aber auch "the rule of law" in seiner zweideutigen Apologetik (eine höhere Form der Zivilisation - oder eine fortgeschrittene Form der politischen Passivität je nach den Privilegien der *tory*-Herrschaft?); bei Steuart die Unterscheidung zwischen gesellschaftlicher Arbeit (in Bezug auf den Tauschwert) und konkreter Arbeit (in Bezug auf den Nutzwert), aber auch "der *rationelle* Ausdruck des Monetar- und Merkantilsystems"²³ in der Erklärung dessen, was Marx als Mehrwert und Produktionsprozeß von Kapital bezeichnet; bei Smith schließlich die fortschrittliche Analyse der Arbeitsteilung in Form einer Untersuchung "Of the Causes of Improvement in the productive Powers of Labour, and of the Order according to which its Produce is naturally distributed among the different Ranks of the People"²⁴: Hier haben wir zusammenfassend einige für das vergleichende Studium und das Verständnis Fergusons relevante Probleme und Sackgassen in Erinnerung gerufen, sowie einige Sichtweisen und Errungenschaften der britischen Wirtschaftsphilosophie, in einer Ära, in der England im Begriff war, zur Bastion des europäischen Kapitalismus zu werden, "das einzige Land, wo jede Revolution in den ökonomischen Verhältnissen unmittelbar auf die ganze Welt zurückwirken muß."²⁵

Ferguson, der kein Vertreter der klassischen politischen Ökonomie im engeren Sinn ist, wird von Marx wiederholt als "Lehrer Smith" bezeichnet

²² Ebd., S. 30.

²³ K. Marx, *Theorien über den Mehrwert*, in: MEW, Bd. 26.1, S. 11.

²⁴ Es handelt sich hierbei um den Titel des Ersten Buches von *The Wealth of Nations*.

²⁵ K. Marx, "Konfidentielle Mitteilung", in: MEW, Bd. 16, S. 415.

sowie Smith als "Schüler Fergusons", der oft sogar abschreibt²⁶. Woher stammt diese figurative, schülerhafte und im übrigen leicht abwertende Bezeichnung für den Autor des *Wealth of the Nations* (wie sie mehrmals in Marx' Schriften auftaucht)? Beide sind 1723 geboren, die sozialen Bedingungen ihres schottischen Vaterlandes, ihre akademische und wissenschaftliche Tätigkeit, die ideologische Nähe zueinander, ihre Freundschaft und gegenseitige Unterstützung lassen unbestreitbar zahlreiche Gemeinsamkeiten in ihrer Biographie erkennen. Hinzu kommt, daß Marx sich mit dem "Lehrer-Schüler"-Verhältnis, (in den uns bekannten Fällen) immer und einzig und allein auf den *Essay* und *The Wealth of the Nations* und nur im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und ihrer modernen geschichtlichen Entwicklung bezieht. Dies ist der Fall im *Elend der Philosophie*, im "Manuskript von 1861 - 1863", und noch deutlicher im Ersten Buch des *Kapital*²⁷. Auf diese unveränderte Parallele gründet Marx ganz offensichtlich sein Urteil.

Das beispielgebende Verhältnis zwischen den beiden Klassikern aus Edinburgh und Glasgow ist, wenn es sich dabei in Marx' ökonomischen Studien auch um eine zweitrangige Frage handelt, dennoch ein für die Geschichte der Wirtschaftswissenschaft typisches Problem, das so vielen anderen ähnelt aufgrund des Anspruches auf dokumentarische Genauigkeit, auf Unterscheidung und Objektivität in der heuristischen Vorgehensweise, in der Bewertung neuer Ideen, in der Entstehung und Zuteilung der Ergebnisse und wissenschaftlichen Fortschritte: *suum cuique* bemerkt Marx diesbezüglich ironisch gegenüber Proudhon! Wer auch immer in den Tendenzen und widersprüchlichen Auswirkungen der Arbeitsteilung klar sah, ja sogar als unmittelbarer Beobachter darüber schrieb, mußte in Marx einen äußerst interessierten und anspruchsvollen Leser finden, der fähig war, diese Aussagen auszuschöpfen und ihnen höchsten Wert beizumessen - das glei-

²⁶ K. Marx, "Zur Kritik der politischen Ökonomie (Manuskript 1861-1863. Das Kapital und Vorarbeiten)" in MEGA², II, Bd. 3.1, 1976, S. 249. Hier muß hinzugefügt werden, daß die übrigen Verweise auf Ferguson in diesem Band der Vorarbeiten für *Das Kapital* sich ausnahmslos auf die Arbeitsteilung beziehen, ebenso wie die Verweise im *Elend der Philosophie* und dem Ersten Buch des *Kapital*. Es wurde bereits erwähnt, daß Marx nicht wissen konnte, daß Smith schon vor der Veröffentlichung von Fergusons *Essay* die Auswirkungen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung behandelt hatte, da er Smiths "Glasgow Lectures" (1896 veröffentlicht) nicht kannte, "an this suggests that Ferguson took it from Smith, unless Ferguson suggested the theme in the first place". (D. Forbes, Introduction, in: A. Ferguson, a.a.O., S. XXXI). Mit dieser altbekannten Erkenntnis wollen wir uns hier nicht näher beschäftigen, was nicht bedeutet, daß dieser Aspekt nicht geklärt werden sollte.

²⁷ K. Marx, *Das Kapital*, in: MEW, Bd. 23, S. 137, 375 und 382-384. In letzterem Abschnitt ruft Marx in Erinnerung: "Ich habe in 'Misère de la Philosophie' das Nötige über das historische Verhältnis von Ferguson, A. Smith, Lemontey und Say in ihrer Kritik der Teilung der Arbeit gegeben und dort auch zuerst die manufakturmäßige Teilung der Arbeit als spezifische Form der kapitalistischen Produktionsweise dargestellt." Ohne Umschweife und grausamer als all diese beschrieb später der englische Diplomat Urquhart die Arbeitsteilung: "To subdivide a man is to execute him, if he deserves the sentence, to assassinate him, if he does not ... the subdivision of labour is the assassination of a people." (zitiert nach Marx, ebd., S. 385).

che gilt aber *mutatis mutandis* auch für Fehler in der Analyse, Verfälschungen und Wiederbelebungen, die in jeder Hinsicht beispielhaft sind. In dieser erstaunlichen Sammlung von Formen der kritischen Wechselbeziehungen von wahr und falsch, die das Erste Buch des *Kapital* darstellt, in der hohen Schule von multilateraler Einheit und Kampf zwischen Einsicht und Verzerrung der Realität, wird so zum Beispiel der Plagiator Malthus im nachhinein berechtigterweise mit dem Bezug auf einen Gedanken Darwins zurechtgewiesen; Hegel, der Ketzer hinsichtlich der Arbeitsteilung, wird mit hohen Persönlichkeiten der Industriepathologie in Verbindung gebracht und setzt Comte auf die Schulbank zurück, selbst Homer, aber auch Platon, Xenophon und andere Griechen werden nach Beccaria und Harris dazu aufgefordert, gemeinsam auszusagen, während Aristoteles mit der besonderen Freundlichkeit empfangen wird, mit der man einem großen Denker begegnet, dessen Grenzen selbst höchster Ausdruck der geschichtlichen Grenzen einer Gesellschaft sind; für Burke, der überaus verachtet wurde, bewahrte man das entehrenste Brandmal der Wissenschaft.

Drängte sich die Arbeitsteilung Marx und Engels früh "als eine der Hauptmächte der bisherigen Geschichte"²⁸ auf, schreibt Engels auch 1895 noch, "die Teilung der Arbeit ist und bleibt die Grundursache der Arbeitsverkrüppelung"²⁹, so eröffnet sich uns dennoch im Ersten Buch des *Kapital* der weite Hintergrund der historisch begründeten Beziehung zwischen der Manufakturperiode und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die als Grundlage der kapitalistischen Produktion von Waren angesehen wird. Natur und Gesellschaft, Stadt und Land, Weltmarkt und Kolonialsystem bilden den Schauplatz dieser lebendigen, widersprüchlichen, gewaltigen Kraft - der Manufaktur -, die etwa zwei Jahrhunderte lang das Handwerk, Produktionszweige und Werkzeuge differenzierte, verbesserte, verselbständigte und aufteilte und gleichzeitig die Voraussetzungen für ein schnelles Anwachsen des relativen Mebrwertes und für die Begründung der politischen Ökonomie als Wissenschaft schuf; und, wie Ferguson richtig feststellt, menschlichen Wesen die Disziplin des Kapitals auferlegte, deren produktive Tätigkeit und Geschick, im Laufe der Generationen aufgeteilt, sehr wohl eigene Formen des Gegensatzes und gesellschaftlichen Kriegeres hervorbringen konnten, unter ihnen diejenigen, die der *Essay* verzeichnet: "Separation and estrangement, as well as opposition (...)"³⁰.

Bemerkenswert ist jedenfalls, daß der von Marx untersuchte ständige strukturelle Konflikt zwischen dem Manufakturkapital und den unsicheren Mitteln des Selbstschutzes und Widerstandes der Handwerker und Arbeiter (gegen die Geringschätzung der manuellen Kunst und Fertigkeiten, gegen die Verstärkung der aufgeteilten Arbeitsgänge, die Frauen- und Kin-

²⁸ K. Marx/F. Engels, *Die deutsche Ideologie*, in: MEW, Bd. 3, S. 46.

²⁹ Brief F. Engels an C. Hirsch vom 19. März 1895, in: MEW, Bd. 39, S. 441.

³⁰ A. Ferguson, ebd., S. 21.

derarbeit und die Usurpation der Freizeit) schon im *Essay*, wenn auch verstreut, den Tenor beschreibender Objektivität, politischer und moralischer Erforschung findet, die den Autor zum typischen Vertreter der "Selbstkritik der bürgerlichen Gesellschaft" im Marxschen Sinne³¹ machen. Bei Marx nimmt der Ausruf Gestalt an, in den "(die) Parzellierung des Menschen (...) schon A. Ferguson, den Lehrer A. Smiths, (...) ausrechnen ließ: 'Wir machen eine Nation von Heloten, und es gibt keine Freien unter uns.'³²

Ferguson versetzt uns in darstellender Hinsicht tatsächlich mitten in die Endphase der Manufaktur. Wenn der Wilde und der Barhar, der Jäger und der Krieger als in ihrer Entwicklung begriffene Händler und Warenverbraucher angesehen werden; wenn der Handel für nichts anderes gehalten wird als für die fortlaufende Unterteilung der mechanischen Künste; wenn darüberhinaus und noch radikaler die Weisheit der Natur nur Werke wie die des Bibern, der Ameise und der Biene hervorbringt - dann wird man verstehen, daß "of all terms that we employ in treating of human affairs, those of *natural* and *unnatural* are the least determinate in their meaning"³³; dann wird man vor allem verstehen, daß das menschliche Geschlecht für Ferguson die Grundlage seiner Geselligkeit in seiner eigenen Geschichte suchen und finden muß, so wie in der Arbeitsteilung einen Generalschlüssel der gesellschaftlichen und bürgerlichen Ungleichheit. So muß die manufakturmäßige Spezialisierung als notwendiger Höhepunkt der nicht-natürlichen Geschichte der gesellschaftlichen Beziehungen verstanden werden, der durch seine universalen Vor- und Nachteile in den "höheren Sphären der Politik und des Krieges" eine bemerkenswerte methodische Entsprechung findet: So wie vom Handwerker und Arbeiter, so verlangt man auch vom Soldaten nur Gehorsam; so wie der Manufaktur-

³¹ K. Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin (DDR) 1953, S. 26. Wenn unter den Klassikern des 18. Jahrhunderts, die diese "Selbstkritik der bürgerlichen Gesellschaft" übten, Rousseau bekannterweise nicht der einzige war, der sich gegen den "Verfall der Art" wehrte, ist genauso gewiß, daß die Mehrheit im Fortschritt der Kunst keinerlei tödliche Bedrohung für die Zivilisation sah. Während der *Discours sur les Sciences et les Arts* die "Kunst des Schreibens" und die "Kunst des Denkens" für das moderne Übel mitverantwortlich macht, hat Voltaire seinerseits im *Essai sur les Moeurs et l'Esprit des Nations* nichts gegen die Tatsache einzuwenden, daß "alle handwerklichen Künste der Metaphysik zweifellos um viele Jahrhunderte vorausgehen; er sieht selbst die "Herstellungskunst" der kanadischen Stämme oder der Kaffern als ein Merkmal ihrer Überlegenheit gegenüber "unseren Wilden" (der europäischen Landbevölkerung) und bemerkt nicht ganz ohne Widersinn von rhetorischer Wirkung: "Die Bevölkerung Amerikas und Afrikas sind frei und unsere Wilden haben noch nicht einmal eine Vorstellung von der Freiheit."

In der Kraft und der Klarheit der Ansichten Diderots, in der "unbändigen Energie" (A. Soboul) des Herausgebers der *Encyclopédie* finden wir jedoch vielleicht im Frankreich des 18. Jahrhunderts die größte "selbstkritische" Lebhaftigkeit und Öffnung in der Analyse der sich im Übergang von der Manufaktur zur Maschine entwickelnden Widersprüche: man vergleiche dazu zum Beispiel den Artikel "Kunst" der *Encyclopédie* mit den Betrachtungen sozialer und wirtschaftlicher Art der *Refutation de Helvétius*.

³² K. Marx, *Das Kapital*, in: MEW; Bd. 23, S. 375.

³³ A. Ferguson, ebd. S. 10.

kapitalist "finds, that the more he can subdivide the tasks of his workmen, and the more hands he can employ on separate articles, the more are his expences diminished, and his profits increased", so teilt auch der Staatsmann seine Regierungsgeschäfte auf³⁴.

Doch Ferguson ist nicht Platon und auch die *zivile Gesellschaft* bedeutet für den Schotten nicht, was für den Athener sein eigenes politisches Paradigma ist. Wenn dieses die extreme Arbeitsteilung als Gründungsprinzip des Staates legitimiert, beschränkt sich die Spezialisierung des Handwerks und der Aufgaben bei Ferguson nicht darauf, schwerwiegenden moralischen Wahnsinn zu unterstellen; sie verweist auf - und enthüllt bis zu einem gewissen Grade - eine Menge von Widersprüchen seiner Zeit und Gesellschaft, die sich nicht mit anderen Mißgeschicken der menschlichen Geschichte vermischen wie dem Aberglauben und der Unwissenheit, der bewaffneten Gewalt und dem Rauh, der Sklaverei und dem Despotismus aus anderen Zeiten und Orten. In der universellen Verbindung von Wohl und Übel, im dynamischen Gleichgewicht von Korruption und Fortschritt der *zivilen Gesellschaft* herrschen dennoch die Elemente des aufgeklärten Vertrauens in die immanente Normativität der Lehren der Geschichte vor, ebenso wie der Geschäftsgeist, die Kraft des Gemüts und politische Umsicht die erhauende Metaphysik des Naturrechts überlagern, ebenso wie die deskriptive Moral keinerlei Apologetik benötigt. Ansonsten:

"The productions of ingenuity are brought to the market; and men are willing to pay for whatever has a tendency to inform or amuse. By this means the idle, as well as the busy, contribute to forward the progress of arts, and bestow on polished nations that air of superior ingenuity, under which they appear to have gained the ends that were pursued by the savage in his forest, knowledge, order, and wealth."³⁵

Was kann auf diesem Rückweg zu den profanen Grundlagen, den der "Lehrer Smiths" mit uns antritt, "Marx, Leser Fergusons" anderes bedeuten als Begründung der Kriterien in der Untersuchung des Übergangsprozesses vom Manufakturkapitalismus zum Industriekapitalismus? Dem Leser Marx' und Fergusons hietet sich jedoch außerdem der verschlungene Übergang von der *civil society* zur *bourgeois society* dar, ein Weg, der entsprechend erforscht werden sollte. Das ist ein anderes.

Übersetzung aus dem Portugiesischen: Birgit Hansen Casquinho

(Der Beitrag ist ein Auszug aus dem gleichnamigen portugiesischen Artikel, der in dem Band *Filosofia. História e Conhecimento*, hrsg. v. Eduardo Chitas und Hernani Resende, Lissabon, Editorial Caminho, 1990, zu Ehren Vasco de Magalhaes-Vithenas veröffentlicht wurde.)

³⁴ Ebd., S. 161

³⁵ Ebd., S. 183-184.

Problemfelder der klassischen deutschen Philosophie

Zu Bedingungen, Leistungen und Wirkungen

Die klassische deutsche Philosophie, die den Zeitraum des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts bis zu den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts umfaßt, ist eine Gipfelleistung in der Geschichte des menschlichen Denkens. Hinsichtlich der in ihr eingeschlossenen Intensität des philosophischen Erkennens, der Tiefe und Vielschichtigkeit ihrer Fragestellungen ist sie nur mit der frühgriechischen Philosophie vergleichbar. In theoretischer Form komprimiert sie die Gesamterfahrung des Aufstiegsprozesses des europäischen Bürgertums seit dem 16. Jahrhundert, die fundamentale Umwälzung der menschlichen Existenzgrundlagen seit jener Zeit. Die klassische deutsche Philosophie reflektiert zum einen die einzelwissenschaftliche Umbruchsituation an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, die Krise des mechanisch-metaphysischen Denkens, den Übergang zu einer dialektischen Sicht von Natur, Geschichte und Denken, zum anderen die qualitativ neue Stellung des Menschen im Geschichtsprozeß, die in der industriellen Revolution ihre allgemeine Grundlage hat. Unmittelbar erwächst sie jedoch aus den spezifischen sozialen Spannungsfeldern und Widersprüchen im eigenen Lande. Das durch die tiefe Krise des Feudalismus und die außerordentliche Deformation der bürgerlichen Entwicklung seit dem Dreißigjährigen Krieg geprägte, staatlich zersplitterte Deutschland war ein Konzentrat nationaler und sozialer Konflikte. Unter den deutschen Verhältnissen war der intellektuelle Raum nahezu das einzige Feld der Artikulation bürgerlicher Klasseninteressen. In diesen verbarg sich zunächst ein gesamtgesellschaftliches Interesse.

Vernunft - Kritikmaßstab und Gestaltungsprinzip

In entscheidendem Maße sind die Dimensionen der deutschen philosophischen Klassik durch das welthistorische Ereignis der Französischen Revolution geprägt. Die einzelnen Entwicklungsphasen der klassischen deutschen Philosophie entsprechen den Phasen des fundamentalen gesellschaftlichen Umbruchs in Frankreich, den Entwicklungsstufen des Prozesses der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft in diesem Lande. Das Bewußtsein eines welthistorischen Neubeginns, der Unausweichlichkeit der Ablösung der jahrhundertealten feudalen Institutionen, überkommener Wertvorstellungen und Handlungsnormen verhand sich unter

¹ Vgl. M. Buhr (Hrsg.), *Französische Revolution und klassische deutsche Philosophie*, Berlin 1990.

dem Einfluß der Revolution in Frankreich mit einer weitreichenden, zugleich aber überaus mystifizierten Erwartungshaltung im Hinblick auf den Anbruch eines Zeitalters, das durch Humanität, Gerechtigkeit und menschliche Vollendung geprägt sein sollte. Die geschichtlichen Perspektivvorstellungen der deutschen philosophischen Klassik bilden ein idealisiertes Korrelat und einen illusionären Kontrast zu den sich herausbildenden bürgerlichen Lebensverhältnissen in Westeuropa. Praktische Obmacht und reale Handlungsfähigkeit des deutschen Bürgertums, das erst im Begriff war, sich als Klasse zu formieren, erzwingen die Verlegung seiner historischen Perspektive in ein ahistorisches utopisches Vernunftreich. In der theoretischen Spekulation verbinden sich angesichts fehlender historischer Gestaltungsmöglichkeit der bürgerlichen Klasse Wahrheit, Illusion und Ideal. Das "Reich der Vernunft" erweist sich zunächst als inspirierendes Moment gesellschaftlicher Progression. Die Erfahrung des Thermidor bestärkt das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Schaffung einer - im Vergleich zu den sich entfaltenden bürgerlichen Lebensverhältnissen in Westeuropa - alternativen gesellschaftlichen Ordnung, vertieft die Kritik am bürgerlichen Individualismus und Utilitarismus, führt jedoch in der Folge auch zur Überzeugung, daß die entstehenden gesellschaftlichen Widersprüche unaufhebbar seien und eine Versöhnung mit der Wirklichkeit erfolgen müsse.

Die klassische deutsche Philosophie gründet im Vergleich zur westeuropäischen Philosophie des 18. Jahrhunderts auf ein qualitativ erweitertes einzelwissenschaftliches Potential, das sich in der Entwicklung von Physik, Biologie, Chemie, Geologie und anderen Gebieten manifestiert. Die Erfahrungen des gesellschaftlichen Umbruchs und die einzelwissenschaftlichen Fortschritte erzeugen das Bewußtsein der Geschichtlichkeit alles Seienden, der Prozessualität von Natur, Geschichte und menschlichem Erkennen, ihrer tiefen inneren Widersprüchlichkeit, der Höherentwicklung in Natur und Geschichte, qualitativer Veränderungen in allen Wirklichkeitsbereichen. Übergreifende Komponente der klassischen deutschen Philosophie ist aber die Erschließung der Dimension der Subjektivität. Die kognitive und reale geschichtliche Aktivität der Individuen wird in spekulativ überhöhter Weise zum zentralen Thema der philosophischen Diskussion. Selbstbewußtsein, sittliche Autonomie des Individuums, Strukturen des menschlichen Handelns werden beherrschende philosophische Themen. Mit der Artikulation der Dominanz des Subjekts und seines vielschichtigen inneren Beziehungsgefüges werden Voraussetzungen für eine außerordentliche Eigendynamik der Theorieentwicklung erzeugt, die sich in spekulativen Systemen ihr formelles Gerüst schafft. Die fehlende unmittelbare Realitätsgebundenheit der deutschen Philosophie ist Kehrseite der weitgehenden Unentwickeltheit des deutschen Bürgertums. Sie hat als Gegenstück die Überlegenheit einer Theorieentwicklung, die durch die Tradition der deutschen Philosophie seit der Reformation gespeist wird. Die pantheistische Tradition der deutschen Philosophie des 16. und 17. Jahrhun-

derts, die Fortwirkungen der heterodoxen Mystik, die deutsche Frühaufklärung mit Leibniz als ihrem bedeutendsten Exponenten und die spätere deutsche Aufklärung bilden konstitutive Voraussetzungen der philosophischen Klassik in Deutschland. Zugleich gründet die klassische deutsche Philosophie auf der kritischen Verarbeitung und partiellen Negation jener Einsichten, die in der bollandischen, englischen und französischen Aufklärung Philosophie gewonnen wurden. Die Philosophieentwicklung in Deutschland in der Zeit der Klassik ist eingebettet in die hohe Kulturentwicklung Deutschlands in jener Zeit und selbst ihr wesentlicher Bestandteil. W. Krauss verweist auf den Purismus, die Gesinnungstreue, Integrität und das hohe Selbstbewußtsein der bürgerlichen deutschen Intelligenz, deren Kehrseite Verzicht auf alle politische Wirkung war.²

Der linke Flügel

In der deutschen philosophischen Klassik dominiert der Idealismus. Die Vorhutrolle der deutschen Intelligenz, deren Wirken von der Überzeugung durchdrungen war, daß die Formung des Menschen zu einem sittlich freien Wesen entscheidendes Kettenglied der bürgerlichen Erneuerung der Gesellschaft sei, legte selbst die Auffassung vom universellen Primat des Ideellen nahe. Zwangsläufig verhand sich dies mit einer Unterbewertung konkreter Interessen und Bedürfnisse, der Empirie, einer Abwertung des Materiellen. Die mobilisierende Rolle der Ideen und Ideale in der werdenden bürgerlichen Gesellschaft wurde in ein weltanschauliches Fundament verwandelt. Andererseits darf diese idealistische Mystifikation nicht darüber hinwegtäuschen, daß die sozialen Ideen der deutschen Klassik auch in konkrete politische und rechtliche Zielsetzungen mündeten. Im engeren Sinne führten innertheoretische Gründe in der klassischen deutschen Philosophie streckenweise zur Dominanz des Idealismus. Die umfassende Begründung der Aktivität des Subjekts im Erkenntnis- und Geschichtsprozeß, die - aufgrund des noch beschränkten Entwicklungsstandes der Einzelwissenschaften - notwendig in spekulativer Form erfolgende Ausarbeitung der Dialektik bedurfte eines idealistischen Gesamtrahmens. Der nachrevolutionäre Entwicklungsgang wirkte in Richtung der Vertiefung des historischen Idealismus, da nunmehr die Erfassung des historischen Gesamtprozesses in den Vordergrund trat, dessen materielles Fundament noch unbegrifflich blieb. In der deutschen philosophischen Klassik durchdringen sich z.T. idealistische und materialistische Denkstrukturen. Das Erstarken der demokratischen Kräfte des Bürgertums und der Volksbewegungen in Deutschland unter dem Einfluß der Französischen Revolution fand seinen Niederschlag in der Ausbildung eines linken Flügels der klassischen deutschen Philosophie, in dem materialistisch-pantheistische und direkt athei-

² Vgl. W. Krauss, Über die Konstellation der deutschen Aufklärung, in: M. Buhr/W. Förster (Hrsg.), Aufklärung - Geschichte - Revolution, Studien zur Philosophie der Aufklärung (II), Berlin 1986, S. 45.

stisch-materialistische sowie entschieden sozialkritische Positionen eine relative Breite erlangten.³ Auch die theoretische Verarbeitung der neuen Resultate der empirischen Naturwissenschaft fand ihren Ausdruck in materialistischen bzw. dem Materialismus nahestehenden Konzeptionen. Von den materialistischen und radikal-sozialkritischen Lehren wurde gegen die Theoriegebäude des spekulativen Idealismus der Vorwurf der Lebensferne und des politischen Kompromisses mit den überholten gesellschaftlichen Institutionen vorgebracht. Zu den Repräsentanten der Strömung des demokratischen Atheismus im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts gehören u.a. J.H. Schulz, F.C. Forberg, K. v. Knoblauch, K.L. v. Knebel, A. v. Einsiedel, K.H. Heydenreich. Hervorragender Exponent materialistischer und revolutionär-demokratischer Positionen in der deutschen Philosophie am Ende des 18. Jahrhunderts ist G. Forster. Eckpunkte seiner jakobinischen Ansichten sind u.a. die Hervorhebung der Rolle der Volksmassen als geschichtlich bestimmender Kraft, die Betonung des Zusammenhangs von Revolution und Sittlichkeit, demokratisch-internationalistische Positionen. Das Spektrum der klassischen deutschen Philosophie ist umfassender als das hier skizzierte Denken ihrer Hauptrepräsentanten. Zu ihm gehören die philosophischen Positionen der Exponenten der klassischen deutschen Nationalliteratur in ihrer Gipfelphase, die Leistungen solcher Denker wie W. v. Humboldt besonders zur Rechts- und Sprachphilosophie, das ganze Gebiet des Kantianismus, zu dem K.L. Reinhold gehört ebenso wie der linkskantianische Tübinger Stiftsrepetent C.I. Diez, die Positionen J.B. Erhards mit seiner an Fichte anschließenden Auffassung von der Volkssouveränität, der Rechtmäßigkeit der Revolutionen und der Begrenzung des Eigentums, die jakobinischen Sozialtheorien G.F. Rebmanns, die naturphilosophischen Auffassungen Okens, Steffens', Carus' u.a., später die ganze Bandbreite des Linkshegelianismus.

Von Kant zu Fichte

Im Denken I. Kants als des Begründers der klassischen deutschen Philosophie reflektiert sich die Vorbereitungsphase der bürgerlichen Revolution. In ihm sind materialistische und idealistische Positionen auf widerspruchsvolle Weise miteinander vereinigt. Das Bewußtsein der Krise des metaphysischen Denkens und das Bemühen um die schlüssige Begründung menschlicher Freiheit sind Hauptaspekte. Die frühe kosmogonische Hypothese von 1755 dokumentiert gegen das feudal-theologische Weltbild entwicklungsgeschichtliches Denken und eine an den Materialismus heranreichende Position. In Kants "Kritik der reinen Vernunft" ist mit der Lehre von der transzendentalen Synthesis, von den reinen Anschauungsformen, dem Schematismus der reinen Verstandsbegriffe, der Archi-

³ Vgl. A.W. Gulyga, Der deutsche Materialismus am Ausgang des 18. Jahrhunderts, Berlin 1966, ferner: W. Förster, Zur Religionskritik der deutschen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Aufklärung - Geschichte - Revolution, S. 145ff.

teknik der reinen Vernunft insgesamt, ein vielschichtiges Instrumentarium der Beschreibung der kognitiven Aktivität des Subjekts und der Gewinnung von Erkenntnis unter wesentlich subjektiv-idealistischem Vorzeichen entwickelt. Der reale Hintergrund der Kantschen Lehre vom Apriorismus ist die gesellschaftlich-geschichtliche "Vorgegebenheit" der kognitiven Instrumentarien des Menschen. Ein materialistischer Grundzug geht durch Kants Gesamtwerk bis zum "Opus postumum" hindurch, findet sich z.B. innerhalb der "Kritik der reinen Vernunft" in der Substanzauffassung, reicht auch in die "transzendente Dialektik" hinein, die mit der Lehre von den Antinomien zugleich hohes dialektische Bewußtsein verdeutlicht. Die Maximen der Vernunft, die auf höchste synthetische Einheit der Verstandeserkenntnis abzielen, sind keine bloßen Denkprinzipien, sondern haben beuristische Funktion. Die ihnen eigene Apodiktik verweist letztlich auf eine entsprechende Konstitution der Dinge selbst. Diese Deckungsgleichheit von Vernunft und Wirklichkeitsstruktur deutet materialistischen Monismus an. Transzendenz besitzt bei Kant rein innerweltlichen Charakter. Kants Ding an sich, mit dem die Totalität der Wirklichkeit jenseits partikularer Strukturen erfaßt werden sollte, ist über seine kognitive Relevanz hinaus Synonym für gesellschaftliche Produktivität und Kollektivität, deren sublimierter und entfremdeter Ausdruck, Formel einer Erwartungshaltung für eine Harmonie von Individuum und Gemeinschaft. Kants Konstruktion des Dings an sich zielt vor allem auf die Schaffung des intelligiblen Raums menschlicher Freiheit als Handlungssphäre des Citoyen. Die Bestimmung des Menschen als Selbstzweck, als moralische Person, die Hervorhebung der menschlichen Würde sind integrale Wesenszüge der Kantschen Ethik. Die Lehre vom "Reich der Zwecke" ist ein abstraktes, doch gedanklich tief fundiertes Gegenbild zur feudal-bürokratischen und philisterhaft-kleinbürgerlichen deutschen Wirklichkeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Kants Auffassung von der praktischen Vernunft erweitert sich in seiner Geschichtsphilosophie, die im besonderen die Lehre vom ewigen Frieden einschließt, und verbindet sich mit der These von Antagonismus und Ungleichheit als Bedingung der fortschreitenden Entwicklung menschlicher Kräfte. Die Artikulation des Spannungsverhältnisses menschlicher Kulturentwicklung macht Kants historisch-realistische Sicht aus, der aber "für seine Utopie idealer Kollektivität und Gleichheit keine reale Vermittlung zur Wirklichkeit sieht. Das Sollen impliziert in entfremdeter Gestalt eine Zukunft, da der Mensch herrscht, indem seine Vernunft allein Gewalt haben soll, und entfremdet diese Zukunft zugleich in stationäre Idealität"⁴.

Die in den Jenaer Vorlesungen 1794/95 von J.G. Fichte begründete Formel von der Identität, von der Schaffung einer Gesellschaft vollkommener Einheit, in der Freiheit und Gleichheit aller Gesellschaftsmitglieder oberste Maximen sind, bringt in hohem Maße Citoyen-Bewußtsein zum Aus-

⁴ W. Heise, Die Wirklichkeit des Möglichen, Berlin und Weimar 1990, S. 332.

druck, ist heroische Illusion, die unter dem Eindruck der jakobinischen Phase der Französischen Revolution entstand. Der Fichtesche Vernunftstaat stimmt in seinen Grundlagen mit dem Jakobinerstaat überein.⁵ Im Anschluß an Rousseau, an Robespierre und Marat erlangt bei Fichte das Recht auf Existenz durch Arbeit Priorität gegenüber allen anderen Grundrechten. Ihm folgt das Recht auf Eigentum und Freiheit erst nach. Die heroischen Illusionen der Jakobinerdiktatur wandeln sich in der "Wissenschaftslehre" Fichtes in die transzendente Bestimmung des absoluten Ich um. Der Widerspruch vom bürgerlich-emanzipatorischen Ideal und halbfeudal-absolutistischer Wirklichkeit nimmt die Form des Widerspruchs zwischen einer rebellierenden Innerlichkeit und einer Wirklichkeit an, die sie als bloßes Objekt, als fremde Macht behandelt. Im absoluten Ich Fichtes verbirgt sich in äußerster Abstraktion die Menschheit in ihrer gesamten Entwicklung, ihrer tätigen Daseinsweise. Nur unter der Voraussetzung des Idealismus und der Bewußtseinsimmanenz ist es Fichte möglich, die Strukturen menschlicher Tätigkeit aufzuweisen und die Subjekt-Objekt-Beziehung als allgemeinste Grundbeziehung tätigen Verhaltens zu erschließen. Bei Fichte wird, wie W. Heise vermerkt, die Einbildungskraft zum "schöpferisch-dialektischen Organ, die die eigentlich empirische Welt als sinnlich-prozessuale Gestalt schafft"⁶. Die historischen Erfahrungen nach dem Thermidor, die zunehmende Bedrohung der Existenz des Kleinbürgertums, stellten nach der Jahrhundertwende das von Fichte konzipierte geschichtliche Perspektivbewußtsein in Frage. Fichte vermag die ursprünglichen Zielsetzungen seines Denkens nur um den Preis einer weiteren Mystifizierung seiner weltanschaulichen Aussage zu bewahren. Die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen bleibt für ihn unumstößlich, auch angesichts des Umstandes, daß in Deutschland nunmehr reale Aktionsmöglichkeiten für die Volkskräfte fehlten. Beginnend mit der "Wissenschaftslehre" von 1804 theoretisiert Fichte mit noch verstärktem Nachdruck - auch in Anlehnung an Denkstrukturen der heterodoxen Mystik - das antizipatorische und konzeptive Moment menschlichen Daseins. Fichte hypostasiert nunmehr das Wissen zum Wissen an und für sich, die ursprüngliche Tathandlung zur "Genesis". Er spricht von einem höheren "Verstehen", "Sehen" als einem "Durch", dessen Effekt das Sein ist. Die Disjunktion der Wirklichkeit in Sein und Denken, in Subjekt und Objekt als Quelle menschlicher Entfremdung sollte getilgt werden. Der "absolute Verstand" ist von Fichte zu keiner selbständigen, außerhalb des Menschen bestehenden Wesenheit erhoben, er ist vielmehr Inkarnation der grenzenlosen Schöpferkraft des menschlichen Geistes, mystifizierter Ausdruck des Strebens nach menschlicher Selbstbestimmung und Freiheit.

⁵ Zu Fichtes Verhältnis zum Jakobinerstaat vgl. insbes. die Arbeiten von M. Buhr.

⁶ W. Heise, Hölderlin. Schönheit und Geschichte, Berlin und Weimar 1988, S. 199.

Schelling

Die Positionen des frühen F.J.W. Schelling bringen zunächst eine äußerst abstrakte Idealisierung bürgerlicher Klasseninteressen zum Ausdruck. Das zumeist Schelling zugeschriebene "Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus" begründet ein utopisches Gegenbild zu feudalen und hürgerlichen Verhältnissen der Repression. In ihm verbindet sich der Autoritätsanspruch der hürgerlichen Philosophie, der sich in der Proklamation der Vernunft manifestiert, die Intensität der Durchsetzung der bürgerlichen Kultur, deren Wesenselement die Poesie ist, und der Umstand des Weiterwirkens religiöser Vorstellungen in der Masse des Volkes. Dominierend ist die abstrakte, phantastisch übersteigerte Forderung der absoluten Freiheit aller Geister, die die intellektuelle Welt in sich tragen. Indem Schelling das Fichtesche Ich in der Natur "substantialisiert", wobei es in einem langen Entwicklungsgang von unbewußten zu bewußten Formen gelangt, vollzieht er den Übergang vom subjektiven zum objektiven Idealismus. Das Umschlagen von religionskritischen in naturdialektische Inspirationen bewirkt in Schellings bis zur Jahrhundertwende verfaßten Schritten eine erstaunliche Dichte an rationalen theoretischen Einsichten und Antizipationen, die aus der Verarbeitung des neuen Wissenschaftsmaterials jener Zeit entstanden. Schellings Naturauffassung der Jahre vor 1800 birgt entscheidendste Diesseitigkeit, enthusiastische Lehensbejahung, die dem demokratischen Rigorismus Fichtes und dem jakobinischen Asketismus entgegengesetzt ist. Die als Ausweitung des transzendentalen Idealismus gefaßte Naturphilosophie Schellings negierte diesen jedoch zunächst. In den "Ideen zu einer Philosophie der Natur" und der "Weltseele" gelangt Schelling zu direkt materialistischen Aussagen. Anaximander, Epikur, Böhme und Spinoza bilden dabei Orientierungs- und Bezugspunkte. Die Fassung aller physikalischen Kräfte als Aspekte und Entfaltungsformen einer universellen Dynamik, die Annahme, daß die Evolution Grundphänomen auch der anorganischen Materie sei, Stufenfolge und Stadialität Wesensmerkmale aller Naturvorgänge seien, die Interpretation der Lebenserscheinungen als dynamischer Gleichgewichte und als Prozesse der Selbstreproduktion bilden Kernpunkte der naturdialektischen Inspirationen Schellings. In mystifizierter Form führt er in dem "System des transzendentalen Idealismus" den Entwicklungsgedanken weiter: Im Selbstbewußtsein, das Substanz allen Daseins ist, manifestiere sich die Gesamtgeschichte des Universums. Schellings Feststellung, daß die höchsten Formen der Intelligenz die Geschichte ihrer vorangegangenen Produktionen einschließen, enthält die abstrakte Ahnung des Tatbestandes der Akkumulation des gesamten geschichtlich-gesellschaftlichen Wissens in der Klassenerfahrung des Bürgertums. In seiner Auffassung von der Kunst als dem "Organon der Philosophie" artikulieren sich in übersteigelter Form die Erwartungen an die emanzipatorische Funktion von Kunst und Literatur in der hürgerlichen Aufstiegsperiode. Sie ist zugleich Reaktion auf den platten Rationalismus

und Utilitarismus des heraufziehenden bürgerlichen Zeitalters, dessen inhumanes Wesen als Bedrohung des "poetischen Geistes" empfunden wurde. Die ästhetische Sühlimierung des Denkens Schellings um 1800 nimmt das epikureische Konzept der Naturphilosophie wieder zurück. Noch gilt die idealisierte hürgerliche Welt als Leitbild, doch unter dem Vorzeichen der "absoluten Identität" gewinnt sie eine abstrakt-stationäre Form. Das produktive Gedankenensemble der Frühphilosophie Natur, Kunst, Vernunft, wird in der Folge mit dem Rückgang auf Plato aufgehoben. Schellings Denken gewinnt halbfeudal-retrograde Züge.

Hegel

Im Unterschied zu seinen Vorgängern ist G.W.F. Hegel geistiger Repräsentant der nachrevolutionären hürgerlichen Gesellschaft. Die ursprüngliche Idealisierung der griechischen Polis ersetzt Hegel im Ergebnis der Frankfurter Krise, in der er den Thermidor als unumstößliche historische Tatsache begreift, durch ein positives Verhältnis zur Wirklichkeit, was ihre umfassende historisch-philosophische Analyse sowie den Nachweis einschließt, daß die bisher herrschenden gesellschaftlichen Mächte "positiv", d.h. historisch überlebt, geworden seien. Hegel gelangt vom Boden des objektiven Idealismus zur Konstruktion eines absoluten Geistes, der seine inneren Bestimmungen fortschreitend entfaltet, dabei sich in der Natur expliziert, dann seine äußere Daseinsweise wieder zurücknimmt, wobei er schließlich zur Selbsterfassung seines Wesens kommt. Von außerordentlicher Bedeutung sind Hegels Untersuchungen zur Dialektik des Arbeitsprozesses als des Selbsterzeugungsaktes der Menschheit, die er in seine Ableitung der Vermittlungsformen des Geistes einschaltet. Sie lassen umfassende Verarbeitung der englischen politischen Ökonomie erkennen. Innerhalb eines objektiv-idealistischen Konstruktionsrahmens macht Hegel die dialektische Prozessualität alles Wirklichen, die reflexive Gestalt der Entwicklung des Geistes geltend. In Hegels Denken spiegelt sich die unerhörte Dynamik und Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Umbruchprozesse nach der Französischen Revolution, gefaßt als Bewegungsprozeß des Bewußtseins. Die Instrumentarien der Dialektik werden von Hegel bewußt gehandhabt. Hegels "Phänomenologie des Geistes" enthält in spekulativer Form die Erkenntnis, daß sich das menschliche Subjekt in der gegenständlichen Wirklichkeit entäußert, diese durch die menschliche Tätigkeit geschaffen bzw. geformt wird, schließlich die von ihm geschaffene äußere Wirklichkeit (Substanz) vom Menschen geistig reproduziert wird, wodurch der wirkliche Reichtum des Subjekts erst erzeugt wird. Die Eroberung der Wirklichkeit durch die menschliche Gattung ist ein stufenweise fortschreitender, spannungsgeladener, zutiefst widersprüchlicher Prozeß. Hegel macht geltend, daß die Entäußerung und damit die Entfremdung der gesellschaftlichen Beziehungen eine notwendige Entwicklungsstufe der Realisierung der Substanz ist. Die Entwicklung des Selbstbewußtseins, die

Entfaltung des Spannungsverhältnisses zwischen Substanz und Subjekt, ist identisch mit der "Welt der Bildung", d.h. mit der Schaffung eines bisher gänzlich unbekanntem Reichtums gesellschaftlicher Beziehungen, geistiger und materieller Werte. Gefaßt als immanent-logische Begriffsentfaltung, jedoch unter Verarbeitung eines immensen Wirklichkeitsmaterials, stellt Hegel in seiner "Wissenschaft der Logik" Gesetze und Kategorien der Dialektik in systematischer Form dar. Hegel akzentuiert die äußerst widerspruchsvolle Form des historischen Prozesses, der bis zur Verkehrung von Wesen und Erscheinung, Inhalt und Form, Äußerem und Innerem geht. Mit tiefem dialektischen Blick wendet sich Hegel gerade den Knoten- und Wendepunkten der Geschichte zu. Unter Bedingungen des aufsteigenden Kapitalismus entstanden, enthalten die "Phänomenologie des Geistes" und die "Wissenschaft der Logik" Ahnungen von der wirklichen Gestalt der dialektischen Bewegung der äußeren Wirklichkeit und des Denkens, nahmen sie abstrakte Konturen auch des gesellschaftlichen Bewegungsprozesses auf, die später, von einer inzwischen gewonnenen materialistischen Basis aus, auch der Entschlüsselung des Mystizismus der Warenwelt und der bürgerlichen Gesellschaft dienen konnten.

Die antispekulative Wende

Die Auswirkungen der Juliereignisse von 1830 in Frankreich, der Beginn der industriellen Revolution, die Entfaltung einer bürgerlich-demokratischen Opposition, die Politisierung des gesellschaftlichen Lebens sowie die Hinwendung zur empirischen Naturforschung in Deutschland führen zum Bruch mit dem idealistischen System Hegels und zu einer antispekulativen Wende im philosophischen Denken. Die Abkehr von der Hegelschen Geschichtsphilosophie mit ihrer Legitimierung der konstitutionellen Monarchie sowie die Begründung einer demokratischen Perspektive der Gesellschaftsentwicklung waren Wesenselemente der philosophischen Position L. Feuerbachs. Rückbezug auf die Aufklärungstradition, Ablehnung der feudalen und halbfeudalen Restaurationsideologie, Rehabilitierung des Diesseits, fundamentale Kritik an der Religion durch Nachweis der strukturellen Grundlagen der religiösen Entfremdung in der Natur des Menschen, Exponierung der menschlichen Individualität, der Gleichheit und Gleichberechtigung der Individuen und Übergang zum philosophischen Materialismus bilden Grundpositionen der bürgerlich-demokratischen Philosophie L. Feuerbachs, die im deutschen Vormärz ihren Siegeszug antrat. Feuerbach entschlüsselt die Anthropologie als Gebeimnis der Theologie. Der Mensch ist für ihn ein universelles Wesen; Sinnlichkeit ist nicht bloßes Gattungsmerkmal des Menschen, sondern besetzt ontologischen Rang. Innerhalb der linkshegelianischen Bewegung gelangt H. Heine zu radikalen geschichtsphilosophischen Konsequenzen aus der Kritik Hegels, dessen Entwicklungsgedanken er weiterführt. Die deutsche Philosophie sei unmittelbares Vorzeichen der politischen Revolution. Abwehr des "Spiritu-

alismus" mit seiner Entwertung des irdischen Lebens, Verbindung der pantheistischen Tradition Deutschlands mit einer saint-simonistischen Perspektive und einem epikureisch geprägten sozialen Sensualismus, worin Legitimierung der materiellen Bedürfnisse und des "Lebens" als Selbstzweck eingeschlossen ist, führen gegenüber früherer abstrakter Entfremdungskritik an Staat, Gesellschaft und Arbeitsteilung zur Begründung der politisch-sozialen Emanzipation als Tagesaufgabe.

Durch ihren Bruch mit der idealistischen Spekulation leiten Marx und Engels den Prozeß der produktiv-kritischen Aneignung der klassischen deutschen Philosophie ein und machen sie in zunehmenden Maße als Ferment der Ausbildung der eigenen Weltanschauung nutzbar. Herausragende Leistung ist dabei die kritische Verwertung der Hegelschen Dialektik in Marx' Kapitalanalyse. In der Geschichte des marxistischen Denkens ist zweifellos das Maß der produktiv-kritischen Aneignung der Resultate der klassischen deutschen Philosophie ein Indikator für die Reife der eigenen Denkleistung, für vorhandenes intellektuelles Niveau, wie umgekehrt die Ignorierung ihrer Errungenschaften zum Abgleiten in dogmatische Enge führte.

Die bürgerliche Gegenwartsphilosophie verwendet für die Philosophie der deutschen Klassik den Terminus "Deutscher Idealismus". In der traditionellen geistesgeschichtlichen Sicht wird die klassische deutsche Philosophie in das Kontinuum einer von Plato ausgehenden und in der Neuzeit unter verändertem Vorzeichen fortgeführten Metaphysik eingebettet, die in Hegel oder Schelling ihre Kulmination erreiche. Die Formel vom "Deutschen Idealismus" drängt von vornherein die am Ausgang des 18. Jahrhunderts und im Vormärz in Deutschland vorhandenen materialistischen Impulse des philosophischen Denkens und die materialistischen Kontrapositionen zum Idealismus beiseite. Sie ebnet ebenso pantheistisches Denken, wie es z.B. Hölderlin entwickelt, in die Homogenität idealistischen Denkens ein. Die klassische deutsche Philosophie wird als allgemeiner Ausdruck der Konstellation des neuzeitlichen Weltverständnisses, der Manifestation neuzeitlicher "Welterfahrung", einer entsprechenden menschlichen Grundverfassung, gedeutet. Die Ableitung der spekulativen Begriffsformen und die Untersuchung inntertheoretischer Begründungszusammenhänge stehen im Vordergrund und werden mit großer Subtilität vorgenommen. Das Gewicht dieser Fragestellungen ist unbestritten. Die Betrachtung der Hegelschen Philosophie aber nur unter dem Gesichtspunkt der Explikation der formellen begrifflichen Strukturen des Systems, gefaßt etwa als Thematik von Andersheit und Absolutheit des Geistes, versperrt indes den Zugang zu ihrer theoretischen Erschließung. Die eigentlichen Erkenntnisgehalte des Hegelschen Denkens werden dann unterbelichtet bzw. eliminiert, wenn der Akzent auf der Erneuerung des metaphysischen Systems liegt und Dialektik nur als Darstellungsmethode reflektiert wird. Die Gesamtbetrachtung der klassischen deutschen Philosophie wird vom konkreten historischen Prozeß, dem Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft, weitgehend getrennt. Die relative Selbständigkeit und Eigenge-

setzlichkeit der theoretischen Gedankenentwicklung steht außer Frage. Doch die Ausprägungen des Begriffs der Vernunft bei Kant, Fichte, Schelling und Hegel etwa haben nicht nur ein konkret zu bestimmendes, sehr unterschiedliches Erkenntnispektrum zur Voraussetzung, sie sind ohne sehr differierende soziale Motivationen und historische Komponenten nicht zu verstehen. In marxistischer Sicht ist der philosophische Idealismus unvermeidliche, doch zugleich historisch beschränkte Entwicklungsform des philosophischen Denkens. Die in ihm eingeschlossene Verkehrung und Entfremdung verbindet nicht, daß in ihm potentiell ein immenser rationaler Gehalt eingeschlossen sein kann. Dieser aber muß von seiner idealistischen Mystifikation getrennt werden.

Die bürgerliche Philosophiegeschichtsschreibung weist herausragende editorische Leistungen wie auch - zum Teil - kenntnisreiche Einzelinterpretationen mit großer Materialfülle auf. Doch das Verhältnis der Hauptströmungen der bürgerlichen Gegenwartsphilosophie zur philosophischen Klassik ist gebrochen. Unter dem Vorzeichen Nietzsches, Heideggers, der analytischen Philosophie, der Hermeneutik, der Positionen der Postmoderne erfolgt eine Rücknahme der auf die Erfassung des historischen Gesamtprozesses und von den Prämissen Wahrheit, Humanität, Vernunft, Geschichte und historischer Fortschritt geprägten Intentionen der klassischen deutschen Philosophie. Dem stehen freilich auf der anderen Seite Positionen gegenüber, in denen im Bewußtsein der tiefen Krisenprozesse des Kapitalismus der Gegenwart das Bemühen vorhanden ist, die Substanz der klassischen deutschen Philosophie im Ringen um gesellschaftliche und geistige Erneuerung zu nutzen. Mit ihrer Überzeugung von den kognitiven Fähigkeiten des Menschen, von der Universalität der Dialektik, ihrer Auffassung vom Menschen als Selbstzweck, der Lehre vom ewigen Frieden und von der Aufwärtsbewegung des Menschengeschlechts, mit ihrer Natur-, Rechts- und Kunstkonzeption ist die klassische deutsche Philosophie eigenständiges und unabdingbares Korrektiv zur geistigen Orientierungslosigkeit und zum kulturellen Niedergang in unserer Zeit, zur Herabsetzung der Vernunft als einer bloß instrumentellen Kategorie, zur Überwindung oberflächlicher Anpassung an den Zeitgeist, sie ist Maxime prinzipieller Kritik der kapitalistischen Profitgesellschaft, ideeller Kraftquell kollektiven Handelns zur Rettung der Menschheit. Für bedeutende Teile der klassischen deutschen Philosophie gilt jenes Wort, das W. Markov zur Utopie des Citoyen prägte, wonach in ihr "der Traum nach vorn, auf Emanzipation des Menschen hin"⁷, beschlossen sei. Darin besteht ihr Vermächtnis, gründet ihre Lebendigkeit in unserer Zeit.

⁷ W. Markov, Die Utopia des Citoyen, in: Festschrift Ernst Bloch zum 70. Geburtstag, Berlin 1955, S. 239.

Thomas Collmer

Hegel zur Dialektik von Selbstbestimmung und Fremdbestimmtheit (I)

Reflexion als objektive Struktur: ein Kernstück dialektischer Methodologie

I.1 Einleitung. Philosophie als begriffliche Tätigkeit zur Erkenntnis der Entwicklung des Konkreten

Hegels *Wissenschaft der Logik* (künftig: WL) besteht aus drei Teilen: der "objektiven Logik" mit der "Lehre vom Sein" und der "Lehre vom Wesen" folgt getreu dem Motto, die Substanz müsse "ebenso sehr als Subjekt" begriffen und ausgedrückt werden¹, die "subjektive Logik", die "Lehre vom Begriff", die dem Ganzen schon zugrundeliegt, insofern bereits Seinslogik und Wesenslogik mit Begriffsbestimmungen arbeiten. Daß Marx und Engels in der Wesenslogik den "weitaus bedeutendsten Teil" der Hegelschen Logik sahen², ist bekannt; desgleichen Lenins Wort, daß man *Das Kapital* nicht begreifen könne, ohne die gesamte WL durchgearbeitet und begriffen zu haben.³ Auf viele, die sich dem Projekt Marxistische Erneuerung verbunden wissen, mag dieser Ausspruch ebenso abschreckend wie inspirierend wirken, denn so groß der Nutzen ist, der aus einer intensiven Rückbesinnung auf das, was bei Hegel unter 'objektiver Dialektik' verstanden wird, gezogen werden kann, so groß sind auch die Verständnisschwierigkeiten, die oft gerade die wichtigsten Abschnitte zumuten. Hegels Erläuterung dreier Typen von Reflexion, der 'setzenden', der 'äußeren' und der 'bestimmenden', ist aufgrund ihrer Komplexität besonders sperrig. Selbst Lenin scheint hier vorübergehend resigniert zu haben, jedenfalls findet man in seinem *Konspekt* nur die Notiz: "Die Arten der Reflexion: die äußere etc. sehr unklar dargestellt."⁴ Vorliegender Aufsatz möchte die sachliche Relevanz dieser Abschnitte nachweisen und dabei soviel Verständnishilfe leisten, daß auch jemand, der wenig oder keine Hegel-Vorkenntnisse mitbringt, sie fortan selbsttätig lesen und anwenden kann.

¹ 5, 18 (ich zitiere Hegel nach den Werken in 20 Bdn. ed. Moldenhauer/Michel, Frankfurt a.M. 1969ff. (u.ä.): Bd.3: Phänomenologie des Geistes; 5/6: Wissenschaft der Logik I/II (Text von 1831 bzw. 1813-16); 8: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830) ITeil: Die Wissenschaft der Logik; 18/19: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie (Michelet 1833-36) Bd.1/II) - Bezugsstellen auf diese Bände nachfolgend im Text.

² MEW 20, S. 348.

³ Vgl. W.I.Lenin, *Konspekt zu Hegels Wissenschaft der Logik*, in: Werke, Bd. 38, Berlin, 7. Aufl. 1981, S. 170.

⁴ Ebd., S. 124.

In seiner sogenannten 'kleinen Logik' im Rahmen der *Enzyklopädie* hat Hegel, vielleicht unglücklicherweise, auf den Versuch einer weniger komplexen Darstellung verzichtet; mit Sicherheit nicht darum, weil ihm die Reflexionslogik dafür nicht wichtig genug gewesen wäre. Das zeigt schon der Umstand, daß er in seinen auf das Notwendigste beschränkten methodologischen Erläuterungen in den *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie* drei Abschnitte durchführt, die genau der Reflexionstypologie entsprechen: Zunächst geht es um prozessuelle Entwicklung, Entfaltung, dabei wird der Ausdruck "an sich" im Sinne von 'implizit', hingegen "gesetzt" im Sinne von 'explizit' eingeführt. Etwas Ansichseiendes für sich zu betrachten, bedeutet, es relativ gegen Anderes hervorzuheben und damit zu isolieren; es ist aber durch dieses Andere bestimmt und durch dieses Sinnimplikat intern vermittelt; abstrakt festgehaltenes Für-sich-Sein wäre daher in Wahrheit Außer-sich-Sein; adäquates Für-sich-Sein kann nur darin bestehen, daß es das, was es an sich ist, auch an ihm zeigt, als Konkretes, welches das Abstrakte in sich enthält und zu sich aufhebt. "Das Konkrete soll für sich werden. Es ist in sich unterschieden, - als Ansich, Möglichkeit ist es noch nicht unterschieden gesetzt, (...); es ist einfach und doch unterschieden. Dieser innere Widerspruch ist selbst das Treibende zur Entwicklung." (18, 43f.) Solche Selbstentfaltung des Konkreten geschieht in einer aus sich selbst heraus reicher werdenden Kreisbewegung. Sache der Philosophie ist also "die Erkenntnis der Entwicklung des Konkreten" (18, 46), und zwar nicht nur als extensives Sicherweitern, sondern ebenso sehr als "Insichhineingeben", so daß schließlich "das Extensivste auch das Intensivste" ist. (18, 47) Dieses Sichfortbestimmen eines zunächst unbestimmten Ganzen zu immer konkreterer Bestimmtheit und schließlich (der Idee nach) adäquater Selbstbestimmtheit ist Bewegung des Seins, Selbstexplikation des Wesens und Im-Anderen-zu-sich-selbst-Kommen des Begriffs. Setzen des Vorausgesetzten, Sich-äußerlich-Werden und Aufheben dieser Äußerlichkeit, sichbestimmendes Bestimmtwerden mit dem Ziel adäquater Selbstbestimmung sind die drei Facetten einer Methode, die Hegel in dieser kurzen Skizze nur andeutet und die er in seiner Logik der Reflexion expliziter, konkreter und bestimmter faßt (darin kommt konsequenterweise die Reflexivität, der Selbstbezug zum Ausdruck).

Was ist Philosophie? Eine Tätigkeit, die mit Begriffen arbeitet. 'Begriff' drückt noch das 'Greifen' aus, die praktische Auseinandersetzung mit einer Umwelt. Nur weil Philosophie als Arbeit des Begriffs immer schon Praxis ist, kann sie in Praxis aufgeboben werden. Sie beginnt nicht voraussetzungslos. Wird philosophische Tätigkeit (was einseitig ist) als individuelle Praxis begriffen, so ist diese jedenfalls Teil einer gesellschaftlichen (die sich bereits in den Sprachformen, mit denen begriffliche Tätigkeit arbeitet, ausdrückt). Subjekt und Objekt gegeneinander zu isolieren, ist nur als Tätigkeit der Abstraktion von einem konkreten Ganzen möglich. Nur aufgrund eines prozessuellen Vermittlungsverhältnisses zwischen sich und dem Objekt kann das Subjekt überhaupt sich selbst und das Objekt voraus-

setzen. Dieses Vermittlungsverhältnis ist von beiden Seiten ein Sich-mit-sich-Vermitteln: In seinem Bezug auf Umwelt, Natur, Materie, Gesellschaft, den anderen Menschen bezieht Subjektivität sich über 'ihr' Anderes (d.h. über ihr selbst Wesentliches, nicht Unwesentliches) auf sich, im denkenden Menschen wiederum bezieht Materie sich auf sich selbst; über die sie konstituierenden (bestimmenden) Individuen, die von ihr zugleich konstituiert (bestimmt) werden, bezieht Gesellschaft sich prozessuell auf sich selbst und befindet sich so in Bewegung, Veränderung, Facetten, die zeigen, "wie verkehrt es ist, Subjektivität und Objektivität als einen festen und abstrakten Gegensatz zu betrachten. Beide sind schlechthin dialektisch."⁵ Philosophie ist Teil einer verändernden und sich verändernden Praxis in einer verändernden (formenden) und sich verändernden Umgebung, die ihr nicht gleichgültig-äußerlich, sondern immanent ist. Der Versuch, zu begreifen, hat nur Sinn, wenn versucht wird, das Wesentliche, die wesentlichen Bestimmungen in ihrem konkreten (d.b. 'zusammengewachsenen', von lat. *concrecere*) Zusammenhang zu begreifen (anstatt Unwesentliches zusammenzuwerfen), und wenn versucht wird, adäquat zu begreifen (der Vor-satz, inadäquat zu begreifen, wäre ohne Sinn). Wenn alles abstrakt-identisch/ununterscheidbar beisammen wäre, könnte mit dem Begreifen nicht einmal begonnen werden, denn Begreifen als Tätigkeit ist wesentlich Sich-von-sich-Unterscheiden, und Identität ist nur bestimmbar über Unterschiede, denn könnte nicht Verschiedenes verglichen werden, wäre weder qualitative Gleichheit (unter einem Gesichtspunkt) noch abstrakt-ein förmige Selbigkeit je konstaterbar. Begreifen ist kein diffuses Alles-auf-einmal, sondern urteilendes, schlüssiges, sich selbst korrigierendes, nach-vollziehbares Auslegen, Klären, Erläutern, Sichverständigen und Verstebbarmachen; erst dadurch werden Begriffe zu einem geeigneten Werkzeug intersubjektiver Praxis. Mit anderen Worten: Philosophie ist wesentlich explikative Tätigkeit. 'Explizieren' bedeutet soviel wie entwickeln, entfalten, auslegen, klären, erläutern. Nicht ein 'Auswickeln' von etwas, das bereits fix und fertig vorhanden ist und nur noch 'entrollt' werden muß, vor dem rein passiv betrachtenden Subjekt abrollt, an ihm bloß vorbeirollt - damit würde sowohl die relative Selbstbestimmtheit des Prozesses verstellt als auch sein Bestimmtwerden durch das Andere-seiner-selbst; sowohl das Bestimmtsein durch das zu Begreifende würde abstrakt negiert als auch seine Veränderbarkeit (nicht von ungefähr expliziert Hegel das "Ansich" in einem komplexen Sinne als fortzubestimmende An-lage, Möglichkeit). Das Implikat, das 'Voraus-gesetzte', bezeichnet vielmehr einerseits den Bedingungs-zusammenhang, der dem jeweiligen Stadium des Prozesses schon 'vorangeht'/voraus-liegt, andererseits die Intention, auf die es hinaus soll. Nur indem sie weitergehend 'gesetzt'/entfaltet wird, kann der Prozeß vorgehen, und zwar stets nur nach Maßgabe des tatsächlich Möglichen und Notwendigen, womit sich schon die erwähnte Komplexität

⁵ 8, 351 (Lenin notiert sich diesen Satz zustimmend, vgl. Werke, Bd. 38, S. 174).

von 'Möglichkeit' aus sich selbst heraus reicher expliziert; so ist "das Vorwärtsgehen" auch "ein Rückgang in den Grund". (5, 70) Was der Bestimmung nach möglich und notwendig ist, ist begrenzt durch die Beschaffenheit als Bestimmtheit. Durch das, 'was für ein' Etwas ein bestimmtes Etwas ist, ist dem "Ansichsein" bereits eine "Zurückbeugung" (Reflexion) in "Sein-für-Anderes" geschehen. (5, 130) Seine Bestimmung zeigt sich an ihm als Bestimmtheit zu etwas, damit stößt es sich von der ('faktischen') Beschaffenheit ab: "Es selbst erhält sich in der Veränderung, welche nur diese unstete Oberfläche seines Andersseins, nicht seine Bestimmung trifft." (5, 133) Die Bestimmung ist "offen dem Verhältnis zu Anderem" (5, 134), die Grenze "einfache Negation oder die erste Negation" (5, 136); das Etwas ist aber an ihm selbst das Andere, es ist sein Bezug auf Anderes (und dadurch die jeweilige Rückkehr-in-sich als ein Anderes-seiner-selbst), es ist ihm wesentlich, sich zu ver-ändern, und dieses Wesen zeigt sich an ihm als immanente Bestimmung wie auch als Mangel, Beschränktheit der jeweiligen Beschaffenheit. "Die Bestimmtheit ist die Negation als affirmativ gesetzt, - ist der Satz des Spinoza: Omnis determinatio est negatio." (5, 121) Diese abstrakte Identität-mit-sich hat sich, um sich überhaupt als fixierte Bestimmtheit ergeben zu können, immer schon aufgehoben, bzw. ist überhaupt nur dieses Aufheben-zu-sich, Bestimmung, und als dieses interne Sich-von-sich-Unterscheiden ist das Etwas die Negation der Grenze (als einer bestimmten und damit es bestimmenden Beschränkung, Determination); d.h. "die Negation der Negation" erweist sich als das tätige, wirksame, die Veränderung bewirkende "Insichsein des Etwas", seine es bewegende Struktur, durch die es als Etwas begrifflich konstituiert ist und sich konstituiert. (5, 136) Die Negation ist "zweischneidig" (5, 143), die "Unruhe des Etwas in seiner Grenze", die ihm "immanent" ist, ist die Unruhe der Grenze selbst, der das durch sie bestimmte Etwas, als Eingesgrenztes, Eingeschränktes (d.h. auch Mangelhaftes) immanent ist. (5, 138f.) Die Grenze erweist sich als intern überschrittene Schranke, insofern die Bestimmung sich als ein Sollen erweist, nämlich ein solches, das vom faktischen Sein nur ausgeschlossen ist, indem und insofern es eingeschlossen wird. An dem, was nur sein soll, aber nicht realisiert ist, findet etwas seine Schranke; indem aber etwas explizit als Schranke bestimmt ist, wurde implizit "darüber bereits hinausgegangen" (5, 145), sonst wäre die Schranke nicht als solche bestimmbar, und dieses Schonhinaussein gilt es zu explizieren, um so die seiende Bestimmtheit und die seinsollende Bestimmung (und damit das Etwas, als Endliches) weiterzubestimmen.

Mit anderen Worten: Wäre abstrakte Identität nicht immer schon überschritten und als überschrittene aufbewahrt, aber auch als rein gesollte Abstraktion durch das Konkrete gleichsam unterlaufen, und wäre uns das relative Gegeneinander-Abgegrenztsein realer Gegenstände in ihrem sich vermittelnden Beharrungs- und Veränderungsprozeß nicht schon bekannt, könnten wir auch die Normen der abstrakten Identität oder des bestimmten Gegensatzes, mittels derer wir die Gegenstände erkennen (als begriff-

lich bestimmte 'konstituieren'), nicht formulieren. Oder: Wäre uns die Möglichkeit und Notwendigkeit, entschieden in bestimmter Weise zu handeln, so daß es (im weiteren Sinne) gesellschaftliche Konsequenzen nach sich zieht, nicht schon bekannt, könnten wir auch keine Maximen selbstbestimmten Handelns formulieren (was immer auch heißen wird: bestimmten Handelns, denn wir können nicht nicht wählen, d.h. implizit wählen wir und sollen es nur explizit/reflektiert tun). Das normative Moment, das sich so in 'Bestimmung' ausdrückt, enthält dabei zugleich das Potential, einen überzogenen Deskriptivismus 'reinen Zusehens' und eine rein vorgegebene (d.h. uns fremdbestimmende) Teleologie (ohne Wählenmüssen an Verzweigungspunkten) zurückzuweisen; eine nur normative Auffassung von Logik wiederum, die nicht mit dem deskriptiven Diskurs, über (Selbst-) Explikativität, vermittelt wäre, wäre Willkür, nicht vernünftig gerechtfertigt, sondern bloß autoritativ oder axiomatisch oder intuitiv (und insofern ebenfalls nicht selbstbestimmt!). Die konkrete Totalität, als intendiertes Implikat des Prozesses, worin sich die relative Freiheit des Subjekts, sein tätiges Sich-auf-sich-Beziehen, als ein Bei-sich-Sein-im-Anderen-seiner-selbst realisiert, ist selber der Dialektik von Schranke und Sollen unterworfen. Neue Möglichkeiten werden eröffnet, andere erweisen sich als verstellt durch bestimmte Abzweigungen, die unter dem Zwang zum Nacheinander, zur Sukzessivität, eingeschlagen wurden, wodurch sich Fixierungen ergaben. Jede Intention ist, im Doppelsinn, auch ein Fixiertsein-auf, das keine völlige Beliebigkeit mehr gestattet, höchstens eine begründete weitgehende Revision der Intention, jedenfalls aber ihre (ebenfalls begründete) ständige Differenzierung nicht nur zuläßt, sondern fordert. Die stete Notwendigkeit zur Selbstkorrektur, ermöglicht durch ein Wechselspiel von Rück- und Vorgriff, verhindert, daß das 'Vorhandene', als faktische Beschaffenheit, bloß passiv hinzunehmen ist und Auslegung nichts weiter ergibt als seine identische Reproduktion. 'Bestimmung' drückt den Doppelcharakter von Destination (ein Sich-fest-Vornehmen als Worauffin der Entwicklung, etwa wenn es heißt, die menschliche Bestimmung sei die realisierte Freiheit aller) und Determination aus. Bestimmende Tätigkeit arbeitet notwendigerweise mit Abstraktionen, jede Abstraktion aber birgt die Gefahr einer Fixierung gegen den lebendigen Prozeß und einer Vernachlässigung wesentlicher Aspekte. (Darum kritisieren z.B. Philosophen einander permanent mit dem Hinweis, wesentliche Aspekte nicht genügend berücksichtigt zu haben; diese subjektive, äußerliche Dialektik zielt durchaus auf die objektive, droht aber jederzeit selber sich einseitig zu verselbständigen. Sowohl mit einer nicht stringent entwickelnden Diversifikation der Standpunkte und Hinsichten als auch durch dogmatisierende Verfestigung zu einer schlagwortartig bemühten Legitimationswissenschaft verkommt Dialektik zu bloßer Rhetorik.)

I.2 Negativität (Negation der Negation) als Grundprinzip von Dialektik. Implizites Tätigsein der drei Reflexionstypen am Anfang der WL

Der Grundbegriff der Hegelschen Logik ist Negativität (Negation der Negation). Negativität ist "Tätigkeit"⁶, und zwar selbstreferenzielle Tätigkeit, "Beziehung auf sich selbst". Ihre abstrakte, "reflektiertere" Auslegungsform ist die "Identität der Identität und Nichtidentität" (S, 74), was nichts anderes besagt als prozessuelles Sich-von-sich-Unterscheiden, als "Werden zu sich", "das Verwirklichende", selbstabstraktives Sichausfallen des Wirklichen; konkrete Einheit unter Einschluß des Unterschieds ('Einheit' und 'Einschluß' sind mißverständlich, insofern Negativität gerade das tätige Überschreiten und damit die sich selbst differenzierende "Rückkehr in sich" bezeichnet [6, 26]). Abstrakt gesprochen: eine doppelte, selbstbezügliche Negation mit spezifischer Internstruktur, nämlich prozessueller 'Bewegung' zwischen dem negierenden und dem negierten Moment (Negation der Negation). 'Einfache' Negation wäre Grenzziehung, Schranke, damit

⁶ 19, 154. Hegels Erläuterung der Philosophie des Aristoteles, die er gegen eine verflachende Rezeptionstradition quasi wiederentdeckt hat und deren Einfluß in der WL massiv präsent ist, enthält Stellen zum Thema 'Negativität', die nicht nur hinsichtlich seiner Aristoteles-Deutung von Interesse sind: "Das Allgemeine ist tätig, bestimmt sich; und der Zweck ist das Sichbestimmen, was sich realisiert. (...) Der Hauptbegriff der Substanz ist, daß sie nicht nur Materie ist (...). Alles Seiende enthält Materie, alle Veränderung erfordert ein Substrat (Hypokeimenon), an dem sie vorgeht. Die Materie selbst aber ist nur die Potenz, eine Möglichkeit (...); *Énergie* aber ist die reine Wirksamkeit aus sich selbst. (...) Dynamis ist Anlage, das Ansich, das Objektive (...). Erst die Energie, die Form ist die Tätigkeit, das Verwirklichende, die sich auf sich beziehende Negativität" (19,153f.). Aristoteles' Konzeption eines bestimmten, sich über Gegensätze entzweien und sich verwirklichenden Allgemeinen, das als *Entelecheia* (Entelechie) in bzw. an den konkreten Gegenständen seine auf sich gerichtete "Negativität", "tätige Wirksamkeit" entfaltet, galt Hegel als entscheidender Schritt, um (von der Materie nicht abstrakt getrennt zu haltende) 'objektive Strukturen' zu begreifen. Freilich birgt eine solche Konzeption auch die Gefahr, auf sich selbst gerichtetes Allgemeines im Sinne objektiver (oder absoluter) Onto-Theo-Teleologie zu verselbständigen. Darauf legt Marx den Finger: "die Frucht' setzt sich als Birne, 'die Frucht' setzt sich als Apfel, 'die Frucht' setzt sich als Mandel, und die Unterschiede, welche Apfel, Birne, Mandel voneinander trennen, sind eben die Selbstunterscheidungen 'der Frucht' und machen die besonderen Früchte eben zu unterschiednen Gliedern im Lebensprozesse 'der Frucht'" (MEW 2,61). Analoge Gefahren kehren auch im Marxismus selber wieder, wenn etwa die Negativität des menschlichen Gattungsprozesses als eines Naturprozesses, die Negativität des über sein Anderes sich auf sich beziehenden Kapitals (Stichwort 'Ontologie des falschen Zustands') oder ('an sich' zur 'Aufhebung' leizigenannter Struktur gedacht und geeignet) die Negativität des den Kapitalismus 'notwendig' überwindenden Geschichtsprozesses zu objektiver Teleologie überhöht bzw. verabsolutiert werden. Abstrakte (darum schlechte, undialektische) Überreaktionen wären es nun indes, 'Zwecke' und Funktionen völlig zu entobjektivieren, auf jede 'Ontologie' und jede Rede von 'objektiven Strukturen' verzichten zu wollen usw.; Dialektik kann und muß an sich selbst den Anspruch stellen, in beiden Richtungen als Korrektiv zu wirken, indem sie konstellativ analysiert und einseitige Fixierungen durch immanente Kritik auflöst; gerade darauf weist die Hegelsche 'Negativität' immer neu hin. Das macht die 'Riskiertheit' der Dialektik aus, aber auch ihre bleibende Aktualität.

⁷ Erstausgabe der WL von 1812 (I. Band, I. Buch: Das Sein), ed. W. Wieland (Faksimiledruck), Göttingen 1966, S. 78. Dies ist eine der wichtigsten Stellen, wo Negativität "als solche" expliziert wird.

Herstellen von Bestimmtheit überhaupt (omnis determinatio est negatio), dieses Werden der Grenze ist aber selbst schon "Werden zu sich" und Selbstdifferenzierung eines 'Einfachen', das sich dadurch erst abhebt und eingrenzbar wird. Dieses strukturelle Prozessieren, das noch vor jede Einfachheit zurückgeht und doch die Potenz zu unendlicher Komplexität in sich trägt, ist nur scheinbar 'paradox', insofern es sich völlig nach-vollziehbar explizieren läßt; aber es läßt sich in der Tat nur widersprüchlich auf den Begriff bringen, es 'ist' der Widerspruch, insofern die Bewegung zwischen dem Negierenden und dem Negierten das Oszillieren der Antinomie, den absoluten Gegenstoß in sich, ausdrückt (vgl. Lenins Notiz, Negativität sei "die inwohnende Pulsation der Selbstbewegung und Lebendigkeit"⁸), aber eben auch schon das "Aufheben des Widerspruches" (6, 563), das jeder äußeren Reflexion, die ihn abstrakt konstatiert, bereits immanent zugrundeliegt und ihr demonstriert, daß und inwiefern sie sich schon überschritten hat. Sie ist der absolute Rückgang in sich, aber als Sichexplizieren konkreter Totalisierung.

Dieser absolute Rückgang vollzieht sich als Reflexion auf das Problem des Anfangs zu Beginn der WL. Abstrahieren wir von allem Konkreten, so bleibt reines 'Sein' als das erste Allgemeine, eine völlig abstrakte Leerform (die sich auf alles indifferent anwenden läßt), äußerlich vor diesen Prozeß des Sich-mit-sich-Vermitteln gesetzt. Können wir noch weiter zurückgehen? Wir sind jetzt bei der einfachen Unmittelbarkeit, ohne jede Differenzierung. Drücken wir dies als 'reine Sichselbstgleichheit' aus, wenden wir bereits eine abstrakte Bestimmung an, die nicht voraussetzungslos ist; reine Unbestimmtheit, festgehalten, ist selbst schon Bestimmtheit, in der Intention reinen Nichtbestimmens drückt sich Negation aus. 'Absolute Abstraktion' impliziert schon die Negation dieser Negation, so enthüllt sich die Wahrheit des gänzlich unbestimmten Seins, das nichts(!) außer sich noch in sich hat: es ist selbst dieses Nichts, wogegen es nicht abgegrenzt ist. Versuchen wir, dieses Nichts festzuhalten, so gelangen wir "von Nichts zu Nichts" - und "dadurch zu sich selbst zurück", wie Hegel tatsächlich die reflektierende Bewegung des Werdens im Wesen charakterisiert (6, 24), jene absolut regressive Beziehung des Negierenden zu sich selbst, dem Negierten, welches ist, genau insofern es nicht ist, und nicht ist, genau insofern es ist. Was sich hier als basale Antinomie expliziert/auslegt, ist 'absolute Negativität'; weiter geht's nimmer. Mit dem leeren Übergehen des Nichts zu Nichts denken wir die lebendige Unruhe des Negativen und negieren sie, indem wir das Nichts auf sich selbst fixieren, zur leeren Identität: Nichts = Nichts, A = A, und dies als Selbstnegation des Bestimmens und des Denkens. Sofern wir überhaupt noch denken, kommen wir nicht umhin, diese negative Fixierung als ein schlecht-unendliches Sichversteifen und Kreisen-in-sich zu denken, Zurückholen des Unterschieds in die Leerform, deren Entstehen als ihr eigenes Vergehen. Mit dem Schönüber-

⁸ Lenin, Werke, Bd. 38, S. 133.

gegangen sein (Verschwunden-sein) des Seins in Nichts und dessen Festhalten hat sich somit implizit expliziert: Werden. Es hat sich in der anfänglichen Unruhe des Entstehens-von-als-Vergeben-zu bereits als basale Selbstreferenz negativ ausgelegt. Aus Nichts wird Etwas; aus Etwas wird Nichts. Oszillieren. Die absolute Unbestimmtheit war negative Bestimmtheit. Das Sichzeigen der absoluten Negativität war das Sichzeigen des Wesens, das jeder abstrakten Bestimmung noch vorausliegt und sie im Überschreiten in sich zurücknimmt. Darum sagt Hegel: "Die äußere Reflexion fängt vom unmittelbaren Sein an, die setzende vom Nichts." (6, 32) Die äußere, abstrahierende Reflexion ist "im Negieren das Negieren dieses ihres Negierens" (6, 29), sie bestimmt und leugnet zugleich dies Bestimmen, indem sie einen absoluten Anfang ansucht, ein erstes Allgemeines äußerlich vor ihre (durchgestrichene) Abstraktions- und Vermittlungstätigkeit setzt, als angeblich einfaches Unmittelbares. Diese Tätigkeit ist aber implizit ein Sich-mit-sich-Vermitteln (des Negativen), explizit werdend im Selbstbezug abstrakter Negativität (Nichts = Nichts, Selbstverdopplung, Außersichgehen und damit Zusichkommen, 'aus Nichts wird Nichts'). Mit dieser immanenten Tätigkeit "ist die Äußerlichkeit der Reflexion gegen das Unmittelbare aufgehoben" (6, 30), sie ist intern bereits selbstexplikatives Sich-auf-sich-Zurückbeugen ('setzende Reflexion'), Wechselspiel von Setzen und Voraussetzen, denn die setzende beginnt vom Nichts und wird dabei in die Voraussetzung, ihr eigenes Setzen, zurückgeworfen. Und in dieser negativen Einbeit mit der setzenden Reflexion ist das Abstrahieren implizit bereits Bestimmen. Die Fixierung des Nichts hebt sich aus sich heraus auf: ihre innere Wahrheit ist die reine Tätigkeit absoluter Negativität, Werden, Sichüberschreiten, Entstehen als Übergeben von Nichts zu Sein und/oder Vergehen als Übergeben von Sein zu Nichts bzw. (hier ungeschieden) Nichtsein. Das gleiche Resultat ergibt eine erläuternde Analyse des Sinnes von 'Anfang', denn 'Anfang' besagt nichts anderes als "Es ist noch Nichts, und es soll Etwas werden." (5, 73) (Etwas kommt von Anderem her und beharrt nur in der Ver-änderung, vgl. I.1.) Und das gleiche ergibt eine explizierende Reflexion ('Zurückbeugung') auf die Tätigkeit des Explizierens, sie ist nämlich reines Sich-von-sich-Unterscheiden, das Sichabstoßen des Explizitwerdenden vom Impliziten über sein Anderes ist der Selbstbezug des Expliziten über sein Anderes in seinem Anderssein: "Diese sich auf sich beziehende Negativität ist also das Negieren ihrer selbst. Sie ist somit überhaupt sosehr aufgehobene Negativität, als sie Negativität ist. Oder sie ist selbst das Negative und die einfache Gleichheit mit sich oder Unmittelbarkeit. Sie besteht also darin, sie selbst und nicht sie selbst, und zwar in einer Einheit zu sein." (6, 25) Wird das 'Sein' als "nur sich selbst gleich", "einfache Gleichheit mit sich selbst" expliziert (5, 82f.), so läßt sich die Explikation bereits von der Bestimmung der abstrakten Identität bestimmen (die selbst ein 'negatives' Explikationsprodukt ist), wengleich sie als abstrahierende Reflexion leugnet, daß dies Allgemeine Produkt eines Prozesses ist, und es äußerlich-abstrakt vor den Vermittlungsprozeß setzt. Das

zweimalige Auftauchen des 'A' in der Relation 'A = A' zeigt aber, daß die Fixierung sich der Aufhebung des Unterschiedes verdankt. Sie unterjocht gewissermaßen den Prozeß der bestimmenden Reflexion, der sie produziert hat. So machen sich Identität, Unterschied und Widerspruch als die wesentlichen Bestimmungen geltend - sie sind aber nur Auslegungsformen der ihr zugrundeliegenden lebendigen Formtätigkeit, der Negativität. Entsprechend zeigt sich diese Problematik gerade auch an der Schwierigkeit, 'Negativität', den sich auf sich beziehenden Grundbegriff (oder, anders ausgedrückt, die Basisoperation) der Dialektik zu begreifen (und damit die dialektische Methode überhaupt zu begreifen)! Um so wichtiger, sich klarzumachen, daß die drei Reflexionsbestimmungen Identität, Unterschied und Widerspruch in ihren abstrakten Satzformen Derivate (oder: Aspekte, Momente) der Internstruktur von Negativität sind: In ihnen expliziert, abstrahiert und konstituiert (bestimmt) sich Negativität. Und da Negativität lebendige Tätigkeit, Bewegung, selbstreferenzieller Prozeß ist, dürfen sie nicht gegeneinander verabsolutiert und verselbständigt werden. Sie gehen (nicht diffus, sondern geordnet!) ineinander über, aber ihr Übergehen ist, anders als das Übergehen der Begriffsbestimmungen der Seinslogik, selbstexplikatives Sich-mit-sich-Vermitteln. Dieses ist das Scheinen (Sichzeigen) des Wesens. Die spezifische Unmittelbarkeit der Wesenslogik ist nicht mehr die durch Anderes vermittelte Unmittelbarkeit, sondern die "sich selbst aufhebende Unmittelbarkeit". (6, 26) Oder, anders gesagt: Die Selbstvermittlung des Unmittelbaren und der Vermittlung, als Bewegung zwischen dem Vermittelnden und dem Vermittelten. Und eben dies ist die Bewegung zwischen dem Negierenden und dem Negierten, die sich zeigende Internstruktur der Negation der Negation. (Eingeführt werden kann hier 'im Wesentlichen' nur durch reflexives Vorführen, d.h. in der entwickelnden Erläuterung muß sich selbstexplikativ zeigen, inwiefern die äußere Reflexion immer schon immanente Reflexion ist; das bisher Gesagte kann nun 'erweitert' und 'vertieft' werden, im Sinne der Hegelschen Betonung des Wechselbezuges zwischen dem Extensiven und dem Intensiven).

1.3 Dialektik von Wesen und Erscheinung: Sichzeigen/Sichäußern/Sichäußerlichwerden des Wesens als interne 'Zurückbeugung' von Negativität auf sich

Die Wesenslogik ist darum von so großer Bedeutung, weil hier 'Negativität' zur Selbstexplikation gebracht wird.⁹ Hier erläutert Hegel das

⁹ Der vorliegende Aufsatz versucht das VI. Kapitel in: T. Collmer, Aktuelle Perspektiven einer immanenten Hegel-Kritik. Negative Totalisierung als Prinzip offener Dialektik, Gießen 1992, in wesentlichen Aspekten zu ergänzen, zusammenzufassen, in einen erweiterten Kontext zu stellen und dabei durch eine hoffentlich klarere Darstellung auch die Anwendungsperspektive zu erleichtern. Dieter Henrich hat mit seinem Aufsatz: Hegels Logik der Reflexion, *Hegel-Studien*, Beiheft 18, Bonn 1978, S. 203-324, wichtige Anstöße vermittelt, die methodologische Bedeutung dieser Passagen auszuschöpfen, allerdings keine angemessene Interpretation der drei Reflexionstypen geleistet. (Siehe von Henrich

Verhältnis von Sein und Schein, Sein und Wesen, Wesen und Erscheinung, Ding und Eigenschaften, 'wesentliche' Verhältnisse wie das des Ganzen und der Teile oder das des Äußeren und Inneren, die Auslegung der Wirklichkeit, schließlich Kausalität und Wechselwirkung. Mit anderen Worten: Die Wesenslogik ist Logik der Relationen. Das Sein ist die Sphäre des Unmittelbaren, das Wesen die Sphäre der Vermittlung. In der Wesenslogik werden Bestimmungen einer methodischen Reflexion unterzogen, die in der Seinslogik bereits implizit präsent waren, ohne dort selbst expliziert zu werden (es sei, hieß es dort, "eine Hauptsache, dies immer wohl zu unterscheiden, was noch an sich und was gesetzt ist", dies sei "ein Unterschied, der nur der dialektischen Entwicklung angehört" [5, 131]). Dabei wird nun - konsequenterweise, denn die WL ist eine Logik der Selbstreferenz! - auch methodologisch thematisiert, was Explikation ist, was Bestimmen ist. Der Fortschritt gegenüber der Seinslogik besteht entsprechend darin, daß Selbstreferenz auf höherem Niveau/komplexer/tiefergehend thematisiert wird. Hegel sagt: der "Weg des Hinausgehens über das Sein" ist der Weg "des Hineingehens in dasselbe", und "dieser Gang ist die Bewegung des Seins selbst". (6, 13) Dieses 'Insichgehen' (dieser Ausdruck wird auch verwendet, wenn in der Alltagspraxis jemand einhält und 'reflektiert', vor allem aber soll er ein Intensiverwerden, ein Sichanreichern mit struktureller Komplexität bezeichnen) ist ein 'Erinnern', insofern Implikationen entfaltet werden, auf die in der Seinslogik noch nicht spezifisch reflektiert wurde. Das geschieht rückgreifend, rekursiv, im Nach-hinein ein-holend (nachholendes Hineingehen), doch ebenso sehr vorgehend, antizipativ, auf eine Struktur adäquateren Ausgleichs von Bestimmung und Bestimmtheit hin. Das Wesen ist "Anundfürsichsein", aber "in der Bestimmung des Ansichseins" (6, 16) - der vollentfaltete Begriff hingegen wäre das Anundfürsichsein in der Bestimmung des Anundfürsichseins, d.h. dort wird eine größere Adäquatheit erreicht.

Hegels Verwendung von 'Ansichsein' richtet sich gegen Kant: Dessen transzendental-kritischer Idealismus greift unter 'Erscheinung' den ganzen Reichtum der mannigfaltigen Bestimmtheiten der Dinge und klammert ihn dann gleichsam ein, indem er ihn abstrakt vom 'Ding an sich' trennt; so "ist er nur aus dem Sein in den Schein übersetzt worden". (6, 20) Der Erkenntnisprozeß wird dann zu einer schlechten Unendlichkeit, die das der Wirklichkeit zugrundeliegende Wesen nie erreichen kann. Ein Wesen, das nie erscheint, wäre jedoch, wie Hegel sinnkritisch feststellt, ein Unwesen; eine Welt wesenlosen Scheins wäre nichtig, seine Erkenntnis 'unwesentlich'. Das Nichtige, Vergängliche, Übergehende muß vielmehr als Manifestation jener Negativität begriffen werden, in deren Sich-auf-sich-Beziehen das Affirmative, das einfache Unmittelbare, aufscheint, ob-

auch: Formen der Negation in Hegels Logik, in: R.-P. Horstmann (ed.), Seminar: Dialektik in der Philosophie Hegels, Frankfurt a.M. 1978, S. 213-229.) Ich kann hier auf (den m.E. unbefriedigenden Stand der) Sekundärliteratur zu Hegels Reflexionslogik nicht näher eingehen, weil die dann fälligen Einzelkritiken zuviel Raum kosten würden.

zwar nur als Durchgangsmoment, das in Wahrheit immer schon vermittelt und aufgehoben ist - das Sich-mit-sich-Vermittelnde, über den Schein, als Scheinen in ihm selbst und Selbstaufhebung des unmittelbaren Scheins, aber ist das Wesen.

Über das Ansetzen einer 'absoluten' Selbstreferenz war Hegel in der Seinslogik bereits aus der 'schlechten Unendlichkeit' herausgekommen: Aus dem immer wiederkehrenden Vergehen und Sichwiederherstellen des Endlichen kommt man nur 'immanent' heraus, indem man das Endliche nicht abstrakt dem Unendlichen entgegengesetzt, sondern als dessen eigenes Moment begreift, das Unendliche also als negative Rückkehr aus dem Endlichen, dieses immer neu zu sich aufhebend. Dann zeigt sich in der 'schlechten' Unendlichkeit (den Differenzierungen von Differenzierungen, den Gründen von Gründen usw.) die 'wahrhafte Unendlichkeit', auch wenn man sie niemals angemessen 'für sich' isolieren und vollständig aussprechen kann - der Versuch, dieses 'Eine' vom Vielen abstrakt zu trennen, führt lediglich zum Ansetzen einer reinen Quantität, mit der das 'verschwindene' Qualitative erst wieder konkret zusammengeführt werden muß. Das Eine bringt das Viele ebenso sehr aus sich hervor, 'setzt' es durch Repulsion (das Viele als Selbstexplikation des Einen, das sich von sich 'abstößt', setzende Reflexion!), wie andererseits (für die äußere Reflexion) sowohl das Viele als auch das leere Umgebende, das Uni-versum (als das Drumherum des Einen, also es selbst) bereits vorausgesetzt werden müssen, damit (vgl. Atomismus!) viele Eins durch Attraktion zu Einem werden können. Das 'Eine' kommt aus der schlechten qualitativen Unendlichkeit, sie aufhebend, aber und dissipiert in die schlechte quantitative Unendlichkeit, wird bestimmte Größe, extensives Quantum, wird durch weitere Entfaltung von Selbstreferenz intensives Quantum (Grad); die unberechenbare 'wahrhafte Unendlichkeit' hat sich imversehens zum rechnenden Denken veräußerlicht und verflüchtigt, doch dieses nötigt das von sich (zu sich) fortschreitende Denken des Denkens immerhin zu einer stärkeren Beachtung der Relation als solcher und zur Einholung weiterer Voraussetzungen. In Maßbestimmungen, wie wir sie in der Natur vorfinden, sind Qualität und Quantität vereinigt - solche Gesetzmäßigkeiten begreifen wir mittels selbstreferenzieller Relationen. Zum Beispiel arbeitet Newtons Gravitationsgesetz mit Verhältnissen zwischen quantitativ bestimmten qualitativen Bestimmungen, wobei intern z.B. in der Potenzbestimmung die Beziehung einer Größe auf sich selbst ausgedrückt ist und in der 'Kraft der gegenseitigen Anziehung' eine komplexe Wechselwirkung, wo graduell-quantitative Verhältnisse, auf Qualitäten bezogen, neue Qualitäten ergeben, und dieser Selbstbezug-über-sein-Anderes wiederum selber als qualitative Quantität, Maß, Proportion ausgedrückt ist; in dieser Gesetzesaussage werden mehrere Proportionen aufeinander bezogen und gleichsam zu Knoten verknüpft, um so eine in sich vermittelte Intensität des Extensiven und Extensität des Intensiven zu fassen und auszudrücken: "Die Kraft der gegenseitigen Anziehung zweier Massen ist direkt proportional dem

Produkt beider Massen und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernung."

Die "sich in ihrem Wechsel der Maße in sich selbst kontinuierende Einbeit ist die wahrhaft bestehenbleibende, selbständige Materie, Sache" (5, 443) - dieses Zugrundeliegende rein abstrakt für sich selbst fassen zu wollen, führt freilich nur zur 'absoluten Indifferenz' (also Rückfall in eine Leerform analog zum 'reinen Sein' oder, als Reflexionsbestimmung gefaßt, der 'reinen Identität'). In Wahrheit muß diese "Materie" vielmehr als Tätigkeit, Bewegung begriffen werden, "Abstoßen ihrer von sich selbst" und dadurch "ihr eigenes Beziehen auf sich, das die Negativität ihrer selbst, ihres Ansichseins ist." Dieses "resultierende, unendliche Zusammengeben mit sich" (5, 456f.) ist das Wesen - es hat sich sedimentiert ('gesetzt') im Überschreiten und Wiederherstellen des Maßes, Bezug des Maßlosen auf sich. Dieser Selbstreferenz, als Explikation des Relationalen, kann nun intensiver ('in die Tiefe gehend') nach-gegangen werden. Lenin fand auch diesen Übergang des Seins in das Wesen "äußerst unklar dargestellt"¹⁰, er ist aber durchaus verstebbar und hat sogar etwas entschieden (Krypto-)Materialistisches, gerade auch in seiner Kritik am indifferent bleibenden 'Ding an sich', das schon bei Kant eine materialistische Seite hat, die hier stärker entfaltet wird. Die Wesenslogik kann nun den 'Hervorgang der Sache in die Existenz' unter das Motto stellen "Das Wesen muß erscheinen" (6, 124) und dann die Wirklichkeit als negative (konkrete) Einheit von Wesen und Erscheinung thematisieren. Hegels vorgehende Formulierung zeigt, daß es in der Wesenslogik vor allem um eine Abfolge von Strukturen des Sichzeigens, der Selbstexplikativität gehen wird: "Das Wesen scheint zuerst in sich selbst oder ist Reflexion; zweitens erscheint es; drittens offenbart es sich." (6, 16)

Was 'sich' hier entfaltet, ist Negativität als interne Relation der Negation der Negation, in sich gedoppelter Selbstbezug zwischen dem Negierenden und dem Negierten, Sichbestimmen als das Andere seiner selbst. Wenn in der Seinslogik (vgl. I.1) 'Bestimmung' mehr das Bleibende, Sichdurchhaltende, Zugrundeliegende und doch erst zu Entfaltende des Prozesses bezeichnet, 'Bestimmtheit' mehr das Durchgangsmoment, das sich vorübergehend Befestigende, sich Verändernde, Aufzubehende, so macht sich nun ihre innere Dialektik dergestalt geltend, daß beide in bestimmter(!) Hinsicht die Plätze tauschen. Das "Dasein" war als "bestimmtes Sein" eingeführt worden (5, 115), zu dem sich das unbestimmte Sein bestimmt hatte ('Werden' ist immer Werden von/zu etwas Bestimmtem). Das Wesen nun soll sich sein Dasein selbst geben: da es aus der absoluten Indifferenz herkommt, hat es "kein Dasein". Es hat "die Bestimmtheit, welche es nur an sich enthält, in seiner Sphäre zu setzen, um sich Dasein und dann sein Fürsichsein zu geben." (6,15) Es ist also nicht nur "bestimmte Negation" (6,

¹⁰ Lenin, Werke, Bd. 38, S. 117.

18), sondern auch (sich selbst) bestimmende. Die bestimmte Negation bezeichnet in der Dialektik die Schranke, welche es aufzuheben gilt (z.B. den Kapitalismus); durch und über das Wogegen wird ein Sichabgrenzen erst möglich (wobei jedes Sichabgrenzen immer auch ein Sichfestlegen beinhaltet, freilich ein solches, das die 'Offenheit der Bestimmung zu Anderem' nicht ausschließt; indifferente Kritik z.B. wäre keine Kritik, erst immanente Kritik ermöglicht Überschreiten, schließt aber ein Wählenmüssen an Verzweigungspunkten nicht aus (vgl. historische Dialektik von Determinismus und Indeterminiertheit). Der Prozeß, das Wesen, ist nicht nur "die Negation, welche Bestimmtheit ist", sondern die "absolute Negativität des Seins" (6, 19), damit zweite Negation, welche die erste einschließt und ihr, sie überschreitend, schon zugrundeliegt; die Bewegung zwischen dem negierenden als dem bestimmenden und dem negierten als dem bestimmten Moment ist die Reflexion, das Schillern-in-sich, ein antinomisches Oszillieren. Hegel geht konsequent von der strukturellen Grundbedeutung aus: lat. reflectere bedeutet zurückbiegen, beugen; in der Optik bezeichnet 'Reflexion' das Zurückgebeugtwerden eines Lichtstrahls (vgl. das 'Schillern-in-sich', Sichspiegeln, 'Wider-spiegelung'). Daß Reflexion, auf besonders komplexem Niveau, auch im menschlichen Denken und Selbstbewußtsein stattfindet, ist nicht das absolut Grundlegende, sondern selbst ein Entwicklungsprodukt. "Es ist aber hier nicht, weder von der Reflexion des Bewußtseins noch von der bestimmteren des Verstandes (...), sondern von der Reflexion überhaupt die Rede." (6, 30f.) Also Reflexion als objektive Struktur (die Wesenslogik ist Teil der 'objektiven Logik')! Während sich Kants Ansetzung einer transzendentalen Apperzeption in eine Dialektik von Setzen und Voraussetzen verwickelt, die er nicht methodisch reflektiert (geschweige denn ableitet), sind bei Hegel die methodische und die mentale Reflexion der strukturellen Grundbedeutung untergeordnet, die der (Selbst-)Explikation von Negativität dient und, als Sich-mit-sich-Vermitteln von objektivem Sein und Begriff, als Struktur philosophischen Explizierens, Abstrahierens und Bestimmens nachgewiesen werden kann. (Werden diese Operationen dezidiert als bei Hegel als Teil einer historisch-materiellen Praxis begriffen, so ergeben sich zwar unstrittig Gewichtverlagerungen und Sinnverschiebungen hinsichtlich dessen, was es besagt, objektive Strukturen bzw. Objektivität überhaupt als 'das Andere des Begriffs' aufzufassen, aber auch solche Verschiebungen, die etwa den Sinn von 'Offenheit zu Anderem' oder den Status von 'Vernunft' betreffen, lassen sich noch im Rahmen der Dialektik von Selbstbestimmung und Fremdbestimmtheit als innerer Dialektik von Negativität formulieren. Das bestätigt nur Marx' Einsicht, daß man eben nicht den Preis des 'absoluten Idealismus' zahlen muß, um sich Grundzüge Hegelscher Dialektik aneignen zu dürfen.)

Mit diesen drei einführenden Abschnitten ist eine ausreichende Grundlage dafür gelegt, um im zweiten Teil des Aufsatzes eine zusammenfassende Interpretation der Reflexionstypologie durchzuführen.

Lucien Sève

Engels' Dialektik der Natur

Eine unbearbeitete Frage¹

Im Oktober letzten Jahres wurde in Nanterre ein internationales Kolloquium abgehalten, das Friedrich Engels gewidmet war. Der folgende Text ist ein Auszug aus dem Beitrag des Philosophen Lucien Sève, der sich mit der schwierigen Frage der "Dialektik der Natur" befaßt. Lucien Sève erinnert daran, welche hervorragenden Wissenschaftler der Zwischenkriegszeit diese Frage ernstgenommen haben, bevor sie rücksichtslos verworfen, dann ignoriert wurde. Heute rückt der Aufschwung der Wissenschaften wie nie zuvor die "Dialektizität des Wissens" ins Licht, ohne sie indessen "in den expliziten Kategorien der Dialektik zu thematisieren". Lucien Sève erklärt das durch die szientistische Form, die diese Dialektik annehmen kann, ihre Präntention, das Wahre vom Falschen zu trennen. Doch liest man Engels aufmerksam, hat "die Dialektik auch nicht den Status einer Wissenschaft, die Gesetze verkündet, sondern den einer Logik, die mit Kategorien arbeitet". Indessen kann man sich nicht vorstellen, daß eine Logik Gegenstände erzeugt. Man findet bei Engels eine dritte Version des Status' dieser Dialektik: weder Wissenschaft, noch Logik, sondern "theoretisch-praktische Erfassung von Transformationsprozessen, in der die Natur ihren Ort nicht abseits der Geschichte hat". Lucien Sève zieht die Aufmerksamkeit der Philosophen und Wissenschaftler auf die Bedeutung dieses Bauplatzes, den zu bearbeiten Engels gerade erst begonnen hat. Nach der Behandlung des Statusproblems der Dialektik der Natur stellte Lucien Sève die Frage nach ihrem Inhalt. Er hat uns autorisiert, im Folgenden diese Passage zu publizieren. - Der gesamte Beitrag Lucien Sèves ist in einem Protokollband des Kolloquiums enthalten, der im nächsten Herbst unter dem Titel "Engels, savant et révolutionnaire" bei Presses Universitaires de France erscheinen wird.

Wenn der Status der Dialektik der Natur heute noch eine so offene Frage ist, was kann man über ihren Inhalt sagen? Verkannt von der Masse der Wissenschaftler, aufgegeben von den meisten Philosophen, ist diese zweite Frage im wesentlichen seit fast einem halben Jahrhundert unbearbeitet geblieben. Ein halbes Jahrhundert, in dem die Erneuerungen in den Naturwissenschaften und den mathematischen Wissenschaften ein für die dialektische Analyse faszinierend reiches Material akkumuliert haben. Kann man in der Epoche der Theorie des Fraktalen und Komplexen, der Anstrengungen zu einer Vereinheitlichung der Interaktionen der physikali-

¹ Im Original erschienen in: *regards. Le Mouvement des idées*, No 13, mai 1996. Der folgende kursiv gedruckte Text ist eine geringfügig gekürzte redaktionelle Vorbemerkung von *regards* (Anm. d. Übers.)

sehen Grundlagenwissenschaften oder zu einem Verständnis der biochemischen Prozesse von Morphogenese glauben, daß es da nichts anderes über den Inhalt dieser Dialektik zu sagen gibt als das, was Engels vor bundert Jahren darüber wußte und was nach seinem eigenen Verständnis kaum mehr war als das, was schon Hegel zu Beginn des letzten Jahrhundert dazu sagte. Meiner Auffassung nach gibt es wenige theoretische Felder, die derart ihrer Kultivierung harren. Ich werde mich darauf beschränken, eine der m.E. zentralsten Problematiken, die sich unserer Ratlosigkeit darbieten, zu skizzieren: diejenige, die sich unter Engels' Zögern verbirgt, die Dialektik als das Studium der allgemeinsten Formen des "Zusammenhangs" oder der "Entwicklung" zu definieren.

Aber um das zu tun, ist zunächst auf historische Vorläufer zurückzugehen. Bei Hegel - um das sehr vereinfacht zu sagen, denn die Dialektik der *Philosophie der Geschichte* ist durchaus nicht identisch mit der *Wissenschaft der Logik*, die ich als Referenz nehme - schließt der Widerspruch immer die Identität der Gegensätze ein, und er bewegt sich immer in Richtung einer Erhaltung seiner beiden Seiten in der Einheit, die sie subsumiert: Der Widerspruch ist essentiell *aufhebbar*. Genau an diesem Punkt setzt Marx seit 1843 eine materialistische Umstülpung der Hegelschen Dialektik an - es ist von der Bewegung nicht der Idee, sondern der realen Geschichte auszugehen - und zugleich eine kritische Herausarbeitung ihres rationellen Kerns - zwischen entgegengesetzten Klassen gibt es eine Einheit, aber keine Identität der Gegensätze, die eine kann sich nicht vollständig emanzipieren, ohne daß die andere abgeschafft wird: Der Widerspruch ist *unaufhebbar*. Für diesen, bei Hegel aus Gründen seines Idealismus ungedachten, unaufhebbaren Widerspruch findet Marx einen neuen Namen: den *Antagonismus*, kategoriale Form der realen *Entwicklung*. Er glaubt so, in Sachen Dialektik mit Hegel abgerechnet zu haben. Aber an diesem Punkt macht er sich in den fünfziger Jahren an das sehr intensive Studium der Ökonomie, das mit dem ihrer Funktionsweise zu beginnen ist. Und hier stößt er bei jedem Schritt auf reale Widersprüche, die sich ganz hegelisch verhalten: Zwischen Kauf und Verkauf zum Beispiel gibt es sehr wohl Identität der Gegensätze, und ihre duale Gegensätzlichkeit ist aufhebbar in der Perspektive einer Form nicht warenförmigen Tausches. Marx begegnet hier, ohne es indessen deutlich zu thematisieren, dem materialistischen Oppositum des Antagonismus: dem nichtantagonistischen Widerspruch, wie es Mao Tse Tung genannt hat. Man versteht nun besser, warum Marx, seit 1858 Hegels *Wissenschaft der Logik* wieder durchblättern, hier eine große formelle Stütze findet, die Funktionsprozesse der Ware und des Geldes zu denken.

Die Hegelsche Matrix des aufhebbaren Widerspruchs

Eine bemerkenswerte Sache: Genau in diesem Moment teilt Engels Marx zum ersten Mal die Gedanken mit, die ihm zu den Naturwissenschaften

durch den Kopf geben, und bittet ihn in seinem Brief vom 14. Juli 1858: "Apropos. Schick mir doch die versprochne Hegelsche 'Naturphilosophie'. Das wirft in einzigartiger Weise ein Licht auf Engels' anfängliche Einstellung in dieser Sache. Wovon ist in diesem Brief vom Juli 1858 die Rede? Zunächst von der Entdeckung der lebendigen Zelle durch Schleiden und Schwann. "Alles ist Zelle", schreibt Engels. "Die Zelle ist das Hegelsche Ansichsein und geht in ihrer Entwicklung genau den Hegelschen Prozeß durch, bis sich schließlich die 'Idee', der jedesmalige vollendete Organismus daraus entwickelt." Dann von der reziproken Konversion aller physikalischen Kräfte. Engels' Kommentar: "Ist das aber nicht eine famose, materielle Probe auf die Manier, wie die Reflexionsbestimmungen ineinander aufgelöst werden?" Und schließlich von den in den Grundzügen übereinstimmenden Strukturen bei allen Wirbeltieren, der Mensch eingeschlossen, und selbst - verwischer - bei den Insekten, sogar den Bandwürmern. Engels' Kommentar: "Die Hegelsche Geschichte vom qualitativen Sprung in der quantitativen Reihe ist auch hier sehr schön."

Ist das hinreichend deutlich? Das was Engels an den ihm seit 1858 bekannten Fortschritten der Naturwissenschaften frappiert und motiviert, ist die von ihnen allen bestätigte wechselseitige Durchdringung und Transformation der Gegensätze, die Identität der Unterschiede quer durch ihre qualitative Verteilung; die Omnipräsenz einer Dialektik, die sich im räumlichen Nebeneinander komplementärer Formen ausbreitet und die in der reversiblen Zeit zyklischer Prozesse funktioniert; in einem Wort, es ist die Hegelsche Matrix des aufhebenden Widerspruchs. Eben das ist, wenn ich es richtig sehe, in der Definition der Naturdialektik durch den universellen "Zusammenhang", den "Gesamtzusammenhang", erfaßt: eine Darstellung der Natur, in der, im Gegensatz zum unaufhebenden Klassenantagonismus, das "Zusammenwirken" und die "Vermittlung der Gegensätze", das "ebensowohl dieses ... wie jenes" eher als das bedingungslose "sowohl ... als auch" einen zentralen Platz einnehmen. So haben wir es in dem Moment, in dem Marx unerwarteterweise von Hegel für die Ausarbeitung der nicht-antagonistischen Widersprüche der Funktionsweise des Ökonomischen inspiriert wird, mit derselben, direkt von Hegel genährten, Dialektik des Nichtantagonismus zu tun, die der von Engels in Angriff genommenen Dialektik der Natur ihren Inhalt liefert.

Darwins Buch als Grundlage des historischen Kampfs der Klassen

Jedoch im folgenden Jahr erscheint *Über den Ursprung der Arten*. Es ist ein wissenschaftlicher Schock, mehr für Engels als für Marx. Und ein philosophischer Schock. Denn hier geht es sehr wohl um eine transformatorische Evolution der Arten, die Unvorhergesehenes erschafft, und nicht um die embryonale Entfaltung einer vorweg finalisierten Form - die mehr genetische als wirklich historische Grundlage des Hegelschen Konzepts von

"Entwicklung". "Übrigens ist der Darwin, den ich jetzt gerade lese, ganz famos", schreibt Engels an Marx im Dezember 1859. "Die Teleologie war nach einer Seite hin noch nicht kaputt gemacht, das ist jetzt geschehn. Dazu ist bisher noch nie ein so großartiger Versuch gemacht worden, historische Entwicklung in der Natur nachzuweisen, und am wenigsten mit solchem Glück". Dieses Mal tritt in der Naturdialektik der Antagonismus in den Vordergrund. "Sehr bedeutend ist Darwins Schrift und paßt mir als naturwissenschaftliche Unterlage des geschichtlichen Klassenkampfes", schreibt Marx an Lassalle im Januar 1861. Mit einem Schlag wird auch wieder die unüberschreitbare Grenze Hegels als Naturdialektikers deutlich. "Das Hegelsche System", hebt Engels hervor, "schloß jede Entwicklung der Natur in der historischen Zeit aus"², er warf ihm vor, nicht das "Nacheinander in der Zeit", sondern nur ein "Nebeneinander im Raum" (MEW 20, 316) zu sehen: "Hegel fiel so weit hinter Kant zurück, der in seiner Nebulartheorie schon das Sonnensystem als *Gewordenes* proklamiert hatte ..." Mit Darwin und anderen in seiner Nachfolge hält ein ganz neuer, nicht mehr repetitiver, sondern authentisch evolutiver Inhalt Einzug in die Dialektik der Natur. Ein Inhalt, der der differentiellen Definition ihren Sinn gibt: "Die Dialektik ist aber weiter nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens." (MEW 20, 131f.)

Man sieht also in der Dialektik der Natur unter ihrer scheinbaren Einheit die Kohabitation zweier unterschiedlicher kategorialer Inhalte - den der geschlossenen Funktionsweise und den der offenen Entwicklung. Es gibt in dieser Bestimmung insofern gewiß nichts Illegitimes, als die Natur ebensowohl aus repetitiven wie nichtrepetitiven Prozessen, aus Invarianz wie Evolution besteht. Aber das schwerwiegende Problem liegt darin, daß diese beiden Arten von Dialektik von Engels nicht klar in ihrem innerhalb ihrer Einheit liegenden Unterschied gedacht sind, daß die beiden polaren Widerspruchsformen nicht als solche analysiert werden. Daraus resultiert, daß in einer sehr verdrießlich konfuse Manier das Denken der irreversiblen Entwicklungen in einer Dialektik der ewigen Wiederkehr eingeschlossen bleibt, während auf der anderen Seite die Invarianz der Gesetze der Erhaltung dazu tendiert, sich in der universellen Transformation aufzulösen. Von daher die schrecklichen Verwüstungen der *Affaire Lyssenko* und derjenigen, die sie mit weniger Lärm begleitet haben. Liegt da nicht der tiefste Grund für die massive Abneigung der Wissenschaftler gegen die Dialektik der Natur?

Unzureichend von der Teleologie des Zyklischen entlastet, um ein Hilfsmittel für die gedankliche Erfassung der Einzigartigkeit offener Entwick-

² Da im französischen Text Zitate aus dem "Anti-Dühring" und der "Dialektik der Natur" nicht ausgewiesen sind, handelt es sich dort, wo sie im deutschen Original (MEW 20) nicht aufgefunden werden konnten, um Rückübersetzungen ins Deutsche (Anm. d. Übers.).

lungswege zu sein, schien sie auch unvereinbar zu sein mit der freien Anerkennung der universellen Konstanten. Ist es von diesem letzteren Blickpunkt her nicht signifikant, daß ein Langevin sich mit Vorliebe auf die Dialektik nicht Engelsscher, sondern Hegelscher Herkunft bezog? Ist es nicht vor allem konsternierend, daß das zeitgenössische Interesse für die Invarianz die ideologische Form des Strukturalismus hat annehmen können, der ausdrücklich gegen die Dialektik gewendet ist und sich dadurch untersagt, die gleichwohl reale Evolution dieser Strukturen zu verstehen, da das Geheimnis dieser paradoxen Evolution zweifellos auf der Seite der die nichtantagonistischen Verhältnisse dialektisch überlagernden Antagonismen zu suchen ist? Eine gewaltige gemeinsame Arbeit der Philosophen und Wissenschaftler ist zu leisten, das ist zumindest meine Überzeugung, um die präzise Reflexion über diese wichtigen kategorialen Bestimmungen weiter voranzutreiben - wie über viele andere, von der Vermittlung bis zum qualitativen Sprung. Es ist zum Beispiel eine außerordentlich interessante Sache, daß innerhalb der Kategorie des Antagonismus logisch eine Dissymmetrie der beiden Gegensätze figuriert, deren Einheit nicht Identität ist, während die Pole eines nichtantagonistischen Widerspruchs symmetrisch sind. Außerordentlich interessant, seit die Begriffe von Symmetrie und spontanem Zerfall von Symmetrie in den Theoretisierungen der Systeme und Prozesse, von der Physik der Partikel bis zur Molekularbiologie, eine entscheidende Rolle spielen. Wir berühren hier die Frage nach dem Punkt, an dem einzigartige Geschichtsverläufe in den rückläufigen Determinismen zu verankern sind. Diejenigen, die den Inhalt einer aktuellen Dialektik der Natur bearbeiten möchten, haben, was das Material betrifft, vorgesorgt. Allein unter dem Gesichtspunkt der Naturerkenntnis ist eine solche Arbeit weiterhin nützlich. Sie ist es auch politisch. Ist es, um bei dem Beispiel der antagonistischen und nichtantagonistischen Widersprüche zu bleiben, nicht von Bedeutung, in der Dialektik der Gesellschaftsformationen und der Weltgeschichte nicht die einen mit den anderen summarisch zusammenzuwerfen? Und ebenso wenig wesentliche Inhalte und Erscheinungsformen zu verwechseln? In der marxistischen Kultur dieses Jahrhunderts hat man mangels einer solchen Unterscheidung zu oft angenommen - und Mao Tse Tung hat hier seinen Anteil -, daß der Antagonismus die explosive Form des Widerspruchs sei und der Nichtantagonismus seine friedliche. Als ob die Dualität der Ware und des Geldes ihrem wesentlichen Gehalt nach in Krisenzeiten antagonistisch würde und als ob der Klassengegensatz sich in Perioden sozialer Ruhe in einen Nichtantagonismus verwandelte. Engels hat das sehr wohl in seiner Einleitung zu *Die Klassenkämpfe in Frankreich von 1848-1850* von 1895 bemerkt, ohne es philosophisch thematisiert zu haben: Wenn die Gewalt die übliche Form der von Minoritäten durchgeführten Revolutionen ist, kann sich eine Revolution der Majorität im Wesentlichen auf friedlichem Wege vollziehen, ohne aufzuhören, ein antagonistischer Kampf zu sein.

Die linksradikale Begeisterung für die Gewalt ist ebensowenig in einer Dialektik begründet wie die Leugnung des Klassenkampfes im Namen der Ablehnung von Gewalt auf seiten der Rechten. Diese Einsicht ist nicht unwichtig für den Versuch, eine Strategie und Praxis auszuarbeiten, die unter den so neuartigen Bedingungen von heute einer Überwindung des Kapitalismus gemäß sind.

Es gibt Schnitzer und blinde Punkte in der Engelschen Dialektik der Natur. Ich habe zeigen wollen, daß sie unter der ausdrücklichen Bedingung einer Vertiefung ihrer Begründungen und einer Überschreitung ihrer Grenzen nichtsdestoweniger die heuristisch wirksamste philosophisch-wissenschaftliche Auffassung in sich birgt.

Übersetzung: Reinhard Schweicher

25

Die Rote Luze

neue Folge

Zeitschrift für linke Theorie und Praxis

- SEXUALMORAL / DER FALL ARRANCA !
- UNTER'M BRATWURSTDÄNNER
- WIEDERGÄNGER DEUTSCHLAND ?
- DIE 'KRISE' DES CIA
- CYBERNATION

u. v. m.

Das Jahresabo (4 Hefte) kostet 20,- DM.

Probeheft anfordern bei:

Publizistische Studiengemeinschaft

Rankestraße 31

10789 Berlin

oder e-mail: luzi@glasnost.de

Arbeiterklasse/Klassenkampf - Irrungen der Geschichte

Elf Anmerkungen

I. Die Geschichte irrt sich dauernd. War auch die Oktoberrevolution ein Irrtum der Geschichte? Die griechisch-römische Sklavenhaltergesellschaft war vermutlich ihr größter Irrtum, sie war zu früh gekommener Kapitalismus. Ehen daran ist sie zugrunde gegangen. Die Geschichte hatte sich an ihm übernommen. Zu früh gekommener Kapitalismus konnte natürlich kein ganz richtiger Kapitalismus sein, aber für die gegebenen Bedingungen war er doch zuviel Kapitalismus. Hätte der bürgerliche Code Napoléon sonst soviel mehr aus dem römischen Recht entnehmen können als aus dem feudalen Recht?

Für den Übergang der Urgesellschaft in die Klassengesellschaft ist weltweit der Feudalismus typisch, nicht die Sklavenhaltergesellschaft, so typisch, wie weltweit der Reis typisch ist und nicht die Kartoffel. Ein Feudalismus allerdings häufig mit einer beträchtlichen Beigabe von Sklaverei.

Die menschliche Geschichte besteht haufenweise aus Irrtümern, auch Fehlversuche nennbar, wie auch die Natur aus unzähligen Fehlversuchen besteht. Die Dinosaurier sind nur ein Beispiel für Tausende. Und wenn nicht alles täuscht, ist die Frage noch offen, ob nicht die Menschheit als ganze ein Fehlversuch ist. Ihre natürlichen Existenzbedingungen sind mehr gefährdet als gesichert. Was kommt es da schon auf einen Fehlversuch im Detail an? War ein Detail wie die Oktoberrevolution, wenn sie ein Irrtum war, ein Irrtum in der Zeit oder im Ort oder in der Art und Weise?

Jedenfalls ist es unerlaubt, ja töricht, der Geschichte einen Sinn und Verlauf abzuverlangen, der unseren lieb gewordenen aber simplen Wunschvorstellungen entspricht. Umgekehrt sollte öfter einmal gefragt werden, ob ihr Verlauf nicht eine Häufung von Irrtümern sei. Auch wenn er das nicht ist.

II. Die Geschichte irrt, wenn sie irrt, nach Gesetzen. Oder mit Marx gesagt: Die Gesetze setzen sich durch, indem sie sich nicht durchsetzen. Oder noch anders gesagt: Die Notwendigkeit nimmt die Form des Zufalls an. (Heute nennt man das Chaostheorie.) Und noch einmal mit Marx gesagt: Wenn Gesetz und Erscheinung, Wesen und Erscheinung identisch wären, bräuchte es keine Wissenschaft.

III. Der Marxismus unterteilt die Geschichte in Urgesellschaft, Klassengesellschaft und Kommunismus (wobei der Sozialismus die erste Phase des Kommunismus ist). Diese Unterteilung entspricht der begelschen Drei-Stufen-Folge (Triade) der Negation der Negation. Danach stellt die Klassengesellschaft die Negation, also die zweite Stufe oder Phase dar. Nun will

es die Dialektik, daß die zweite Phase immer die "unsauberste", die "holprigste", die "verworrenste", die unberechenbarste ist, überall und so auch in der menschlichen Geschichte. In dieser Phase irrt sich die Geschichte andauernd, man denke nur an die zu früh gekommenen Helden. (Hier ist eine marxistische "Chaostheorie" dringend nötig.) Vor allem aber bestimmt die zweite Phase weitgehend die Form, in der die Negation der Negation, der Übergang zur dritten Phase stattfindet. Mit anderen Worten: Der Kapitalismus bestimmt, wie der Übergang zum Sozialismus vor sich geht. Es ist folglich idiotisch, von einem demokratischen Weg zum Sozialismus zu schwätzen. Der Übergang wird spontan, eruptiv, gewaltsam, qualvoll sein, eben kapitalistisch. Für ihn stehen die Namen Noske, Fränke, Pinochet, also die Namen von "Bluthunden".

IV. Der revolutionäre Prozeß hat seine Höhen und seine Tiefen, und er hat seine Längen. Und der Arbeiter ist auch nur ein Mensch. Und der Mensch der Klassengesellschaft ist opportunistisch und feige, bestechlich und leichtgläubig, untertänig und egoistisch und noch manches andere. Und alles in wachsendem Maße. Und was läßt er sich alles gefallen? Einen ersten Weltkrieg und die Befürworter der Kriegskredite, einen Ebert und einen Scheidemann, einen Hitler und einen zweiten Weltkrieg, einen Stalin und einen Jelzin, einen Vietnamkrieg, das Wettrüsten und das Elend der Dritten Welt.

Aber die Arbeiter haben auch die Oktoberrevolution gemacht und unsägliche Heldentaten im Bürgerkrieg und im Aufbau Sowjetrußlands vollbracht, sie haben den Kapp-Putsch niedergeschlagen und waren die treibende Kraft in der französischen Volksfront, sie waren die Basis des Antifaschismus und nach dem Krieg die Hauptkraft des demokratischen Aufbaus. Und sie haben mit den Dezemberstreiks 1995 in Frankreich die Hoffnung in die aktive Kraft der Arbeiterklasse wiedererweckt. Oder auch nicht. Denn diese Streiks waren nach mehr als hundert Jahren Kampferfahrung in ihrer Unentschlossenheit eher ein Trauerfall und in den Ergebnissen äußerst kümmerlich. Aber sie haben die Potenz der Arbeiterklasse offenbart.

V. Die Arbeiterklasse hat versagt. Das hört man immer öfter. Und wer hat nicht versagt? Haben die Sklaven nicht versagt, trotz Spartacus, haben die Bauern nicht versagt, trotz Müntzer, haben die Arbeiter nicht versagen müssen, trotz Lenin, weil die zweite Phase nur Versager hervorbringt? Trotz aller Ausnahmen nur Versager hervorbringen kann? Wie kann die Klassengesellschaft, wie kann der Kapitalismus eine unbefleckte, eine unfehlbare Klasse hervorbringen? Die Arbeiterklasse ist ein Produkt des Kapitalismus. Das sagt alles! Etwas anderes wird sie nur im Kampf gegen ihn, d.h. im revolutionären Prozeß. Und das auch nicht mit Bravour, sondern im Wechsel von Erfahrungsgewinnen und Erfahrungsverlusten, also in wechselhaftem Tempo und im Ganzen mehr mühsam als forsch.

VI. Wie der Kapitalismus in seinem Wesen in diesem Jahrhundert nicht anders geworden ist als im vorigen (man muß nur einmal die Statistiken der Kriegstoten, der KZ-Toten, der Dritte-Welt-Toten und neuerdings der Umwelttoten ansehen), so ist auch die Lage der Arbeiterklasse im Kapitalismus und sie selbst im Wesen die gleiche geblieben, sie entspricht nach wie vor den Kriterien der klassischen marxistischen Definition. Alles andere sind nur modernistische Selbsttäuschungen. Die Arbeiter besitzen nach wie vor keine Produktionsmittel und sie sind nach wie vor die am meisten ausgebeutete Klasse. Wie soll da sonst was wesentlich anders geworden sein?

Und auch das Verhältnis von Klasse und Partei ist nach wie vor das gleiche. Die Partei als originärer politischer Bestandteil der Klasse ist ihr bestes Stück. Ohne sie kann die Klasse in ihrer revolutionären Kampffähigkeit nicht bewertet werden. Doch die Partei ist nicht immer das beste Stück, so wenn sie, statt die Klasse für ihre revolutionären Aufgaben fit zu machen, sich selber auf die Beteiligung an bürgerlichen Regierungen geil macht, wie das beispielsweise gegenwärtig durch die Führungsriege in der PDS geschieht. Der Zustand der Partei muß berücksichtigt werden, wenn die Kampffähigkeit der Klasse bewertet wird.

VII. Die Krisendynamik des späten Kapitalismus gewinnt an Tempo. Diese Krise hat zwei Komponenten. Die eine Komponente ist die Zuspitzung der sozialen Probleme in der Ersten und in der Dritten Welt. Eine Hauptursache dieser Zuspitzung ist die Zunahme der negativen Tendenzen in der Kapitalverwertung. Zu den objektiven, natürlichen Grenzen der Kapitalverwertung gesellen sich subjektive, systemimmanente Grenzen. Hier sollen nur vier Kennzeichen der immanenten Grenzen genannt sein. Das erste ist die Unfähigkeit, die Arbeitskräfte der Dritten Welt zu verwerten. Vielmehr sind sie dem Verhungern preisgegeben. Damit fällt aber auch ein erhebliches Potential an Kaufkraft fort. Ein zweites Kennzeichen ist der Übergang von der konjunkturellen, vorübergehenden Arbeitslosigkeit in die strukturelle, ständige Massenarbeitslosigkeit. Ein drittes Kennzeichen ist die Überproduktion von Geldkapital. Allein in der Bundesrepublik werden jährlich mehr als 1 000 Milliarden DM in toten Immobilien angelegt oder in der Staatsverschuldung. Oder die Milliarden fliehen als "vagabundierendes" Kapital auf die internationalen Finanzmärkte und dergleichen. Das bedeutet, daß ungeheure Geldmittel der Investition und der Kaufkraft entzogen werden. Ein viertes Kennzeichen ist der weltweite Ausfall des "realen Sozialismus". Das ist ein paradoxes Manko. Mit diesem Ausfall ist der Kapitalismus auf sich selbst zurückgefallen. Etwas Blöderes konnte ihm nicht passieren. Statt einem äußeren Zwang, muß er nur noch seinem eigenen Verstand folgen. Und der hindert ihn nicht daran, die Gans zu schlachten, die ihm die goldenen Eier legt. Die Ausbeutung der Arbeiterklasse verliert für den Kapitalisten da ihren Sinn, wo diese Ausbeutung in reduziertes Arbeitsvermögen (steigende Massenarbeitslosigkeit) und reduzierte Kaufkraft (sinkende Reallöhne)

umschlägt. Dieser Umschlag ist eingetreten. Daher die selbstmörderische Flucht des Geldkapitals in nichtwertschöpfende Bereiche.

Die Reduktion der sozialstaatlichen Systeme ordnet sich in die soziale Komponente der Krise ein. Diese Reduktion ist nebenher das Ende des Märchens vom klassenlosen Kapitalismus.

Die Krise des späten Kapitalismus hat unterschiedliche Metamorphosen, sie hat ihre Auf's und ihre Abs, ihre Abgründe und ihre Aufschwünge, sie hat ihre Scheintode und ihren wirklichen Tod. Sie ist die letzte Krise des Kapitalismus. Sie ist dies, indem sie auf verhängnisvolle Weise mit der ökologischen Krise, der zweiten Komponente der Krise des späten Kapitalismus, verbunden ist.

VIII. Wenn es unsinnig ist, das von Darwin entdeckte Gesetz der Anpassung willkürlich auf den Menschen zu übertragen, so ist es noch unsinniger, es nicht auf ihn zu übertragen. Darwins Entdeckung ist von weitaus umfassenderer und tieferer Bedeutung, als Darwin selbst und auch Marx angenommen haben. Allerdings nur, wenn diese Entdeckung spezifisch genommen, wenn die menschliche Anpassung als "arteigene" genommen wird. Dann entdeckt sich uns das Gesetz der Anpassung als das Grundgesetz aller menschlichen Entwicklung. Nur indem der Mensch sich anpaßt, entwickelt er sich, und er entwickelt sich, indem er sich auf seine Weise anpaßt. Der Zugvogel flieht vor dem Winter nach dem warmen Süden, der Mensch heizt den Ofen an. Das ist der Unterschied. Der Mensch nimmt nicht eine Veränderung mit sich vor, er verändert seine Umwelt. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier dadurch, daß er sich der Natur anpaßt, indem er die Natur sich anpaßt. Er verändert sie zu seinen Zwecken.

Aber er verändert auch sich: Er organisiert sich als gesellschaftliches Wesen. Die gesellschaftliche Organisation ist nur zu verstehen, wenn sie als das dem Menschen eigene Organ der Anpassung verstanden wird. Das ist die natürliche Funktion der gesellschaftlichen Organisation des Menschen. Diese Organisation hat ihre Vorläufer im Tierreich. Bereits hier hilden sich Sozialstrukturen der vielfältigsten Art heraus, die den jeweiligen Tierverband befähigen, sich erfolgreich mit der Natur, mit der konkreten Umwelt auseinanderzusetzen. Denken wir nur an die staatenbildenden Termiten und Bienen oder an die hochentwickelten sozialen Organisationsformen der Menschenaffen.

Die menschliche Geschichte kann nur als Geschichte der Anpassung des Menschen an die Natur verstanden werden. Dann offenbart sich uns, daß die speziellen gesellschaftlichen Gesetze (laut Marx die Naturgesetze der Gesellschaft) nichts anderes sind als Funktion eines Gesetzes der Natur, eben des alles Lehen von Anfang bis Ende begleitenden und geleitenden Gesetzes der Anpassung. Die spezifischen gesellschaftlichen Gesetze verleihen der gesellschaftlichen Organisation des Menschen allerdings eine hohe Eigengesetzlichkeit, eine hohe Eigendynamik und Eigenproblematik. Und je höher die Eigengesetzlichkeit der gesellschaftlichen Organisation,

desto eher und desto mehr kann sie sich verselbständigen und widernatürlich werden, sich wider sich selber und die Natur kehren.

Der Mensch kann die Natur sich nur dann vollkommen anpassen, wenn er sich der Natur vollkommen anpaßt, wenn er ihr folgt. Insofern ist auch die spezifisch menschliche Anpassung, die Anpassung der Natur an den Menschen, letztlich nur eine Form der Anpassung an die Natur. Und wenn das nicht mehr funktioniert, wenn das ein und für alle mal in Frage gestellt ist, muß die Gesellschaft ein und für alle Mal als Organ der Anpassung organisiert werden. Erst damit verläßt die Menschheit ihre Vorgeschichte und tritt in ihre eigentliche Geschichte ein.

IX. Die Arbeiterklasse hat ein extremes Schicksal hinter sich. Im "realen Sozialismus" war sie in eine schizophrene Situation geraten. Einerseits wurde sie fetischisiert, idealisiert, zum deus ex machina stilisiert, ebenso wie die gesellschaftlichen Gesetze zur Garantie des Sieges verabsolutiert. Und andererseits wurde sie systematisch entmannt. Statt zur Diktatur des Proletariats ermächtigt zu werden, wurde sie der Diktatur unterworfen: nicht der Diktatur der Partei, nicht der Diktatur des Zentralkomitees, sondern der Diktatur des Polithüros. Die Diktatur des Proletariats verkehrte sich in die Diktatur über das Proletariat.

Und im Kapitalismus der Ersten Welt wurde das Proletariat narkotisiert: Es wurde ihm bewußt gemacht, daß es mehr zu verlieren hat als seine Ketten: nämlich das Auto und den Arbeitsplatz.

Und in der Dritten Welt kommt es vor lauter Elend nicht dazu, eine Klasse für sich zu sein.

X. Die Arbeiterklasse hat nicht nur ein extremes Schicksal hinter sich, sie hat auch ein extremes Schicksal vor sich. Die soziale Krise, wesentlich verursacht durch die Misere der Kapitalverwertung, entwickelt sich in Wechselwirkung mit der ökologischen Krise. Im Verhältnis von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen sind die Produktionsverhältnisse längst nicht mehr nur zu einer Fessel, sondern zu einer Fehlleitung der Produktivkräfte geworden, und die extremste Form der Fehlleitung ist die Zerstörung der Natur. Damit verletzt aber ein gesellschaftliches Gesetz mit seinem Irrlauf ein Naturgesetz, nämlich das übergeordnete Gesetz der Anpassung, das Gesetz der Einheit von Mensch und Natur. Die Folgen beschreibt Klaus Steinitz: "Unübersehbar ist die Tendenz, daß die jährlichen Umweltschäden die Jahreszuwächse des Bruttosozialprodukts übertreffen. Im Grund ist der Wachstumseffekt schon negativ." Die unaufhaltsam zunehmende Vernichtung unserer natürlichen Umwelt markiert den Eintritt des Kapitalismus in sein letztes Stadium, wo er mit der Untergrabung der Existenzgrundlage der Menschheit seine eigene Existenz untergräht. Die Auswirkungen werden für den Menschen immer direkter: In den USA sterben jährlich 16 000 Menschen an den Folgen der Luftverschmutzung.

Die letzte Krise des Kapitalismus wird immer komplexer und unmer kompletter. Und sie trifft auch den Kapitalisten. Aber er wird als letzter getroffen. Ein Atomhunker ist ein grausiges Gefängnis, ein Umweltbunker kann eine effektive Rettung sein; der Kapitalist kann sich eine Villa in einer weniger gefährdeten Gegend leisten; er kann sich sogar weniger gefährdete Zonen schaffen. Der Arbeiter hingegen und die ihm Gleichgestellten werden unausweichlich zu den extrem Leidtragenden. Sie und ihre Familien werden unmittelbar körperlich Geschädigte und Geschändete.

In Verbindung mit der sich zuspitzenden sozialen Lage werden die ökologischen Pressionen die Arbeiterklasse auf eine ganz neue und endgültige Weise zum historischen Subjekt, zur geschichtsbildenden Kraft machen.

Die Arbeiterklasse ist nur unter revolutionären Bedingungen revolutionär. Die Zuspitzung der letzten Krise des Kapitalismus schafft diese Bedingungen.

XI. Marx unterteilt die menschheitliche Entwicklung in Vorgeschichte (Urgesellschaft und Klassengesellschaft) und eigentliche Geschichte (Kommunismus in seinen beiden Phasen). Die Vorgeschichte ist voller Irrtümer. Die eigentliche Geschichte nicht. Sonst wäre sie nicht die eigentliche. An Irrtümern am reichsten aber ist der Übergang der Vorgeschichte zur eigentlichen. Er könnte die Komödie der Irrungen genannt werden. Oder ebenso sehr die Tragödie der Irrungen. Warum sollte da die Oktoberrevolution, das eklatanteste Ereignis des Übergangs, kein Irrtum gewesen sein? Aher selbst wenn sie das war, so war sie auch das heroischste Kapitel aller bisherigen Menschheitsgeschichte. Und dieses Kapitel haben Arbeiter geschrieben. Auch wenn sie sich nach einem Lenin Stalin haben gefallen lassen.

Der Kampf um die Freiheit ist ernst, die Freiheit selbst ist heiter. Der Kampf ist durch die Klassengesellschaft geprägt, und die Klassengesellschaft ist eine Geschichte der Verernstung. Und die macht alles verkehrt, vor allem die Politik. Aber auch die Geschichtsbetrachtung. Wenigstens die sollten wir aufheitern, indem wir im Spiel mit der Geschichte sie des dauernden Irrtums verdächtigen. Der Irrtum ist der Umweg der Geschichte. Und die Geschichte liebt die Umwege. Und: Der Irrtum ist der Pionier der Wahrheit. Das Spiel mit der Geschichte und mit dem Denken, ein Spiel, das Heiterkeit voraussetzt und Heiterkeit zur Folge hat, verleiht uns die historische Souveränität, ohne die wir, statt wirklich ernsthaft zu sein, Sklave des Ernstes sind. Die wesentliche Form des Geistes aber, sagt Marx, ist Heiterkeit.

Ein ernster Marxist ist ein Widerspruch in sich.

Individualisierung und Desintegration

Reproduktionsformen der "modernen" Klassengesellschaft

I.

Innerhalb eines kurzen Zeitraumes gelang es der Individualisierungstheorie eine hegemoniale Position bei der Interpretation aktueller Vergesellschaftungstendenzen einzunehmen. Ihr Einfluß war keineswegs nur auf den akademischen Kontext beschränkt; ihre Grundbegriffe und Metaphern haben vielmehr den Status von allgemeinverbindlichen Interpretationsmustern und sozio-kulturellen Selbstverständigungsformeln angenommen. Auch wenn die Individualisierungstheorie - nicht zuletzt durch eine Gesellschaftsentwicklung, die überhaupt nicht mehr in ihr intensiv gemaltes Bild einer breiten Wohlstandsentwicklung mit zunehmenden individuellen Entwicklungschancen passen will - ihren Glanz verloren hat, werden ihre assoziativen Stichworte von den "pluralisierten Lebenslagen" und "individualisierten" Sozialverhältnissen immer noch bereitwillig reproduziert.

Theoriegeschichtlich hat die Individualisierungstheorie die technokratisch orientierten "Modernisierungs"-Konzepte, sowie die diversen soziologischen Nivellierungstheorien der Nachkriegszeit abgelöst. Ulrich Beck als ihr prominentester Wortführer und begahter Popularisator schloß an die legitimatorischen Positionen über die "nivellierte Mittelstandsgesellschaft" und den Beginn eines "postindustriellen" Zeitalters an. Das Zentrum seines Gesellschaftsbildes bildet die Annahme einer Auflösung der Klassengrenzen bei Fortbestand, aber auch gleichzeitiger Umschichtung der sozialen Ungleichheiten. Er hebt drei Entwicklungstrends hervor, die als Ausdruck einer elementaren sozio-kulturellen Akzentverschiebung vorgestellt werden: Die beträchtliche Erhöhung des Masseneinkommens, die "Bildungsexplosion" und die Verbesserung der Aufstiegschancen für breite Schichten der Bevölkerung.¹

Das Resultat dieser sozio-strukturellen Entwicklung sei eine "kulturelle Evolution der Lebensformen", die zu einer "Enttraditionalisierung der Lebensverhältnisse" und der "Diversifizierung und Individualisierung von Lebenslagen" geführt habe. Neben den unübersichtlichen Desintegrationsrisiken horten sich den Menschen neuartige Chancen der eigenverantwortlichen Gestaltung ihrer "Biographie". "Individualisierung" wird mit der Ver-

¹ Vgl. U. Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986.

ringerung von Fremdwängen und dem Bedeutungsverlust ökonomischer Strukturen für die persönliche Lebensgestaltung gleichgesetzt.

Auch durch gegenläufige Tendenzen wie der Zunahme beruflicher Risiken, den destabilisierenden Auswirkungen sozialer Entstrukturierungen, wird nach Becks Überzeugung der "Kern des Neuen" nicht berührt. "Dieser richtet sich auf Selbstaufklärung und Selbstbefreiung als eigentätigen, lebenspraktischen Prozeß".² Der "Individualisierungsaufbruch" (Beck) kulminiert in vermehrten Selbstbestimmungschancen und gesteigerter sozialer Partizipation.

Der Erfolg dieser Sichtweise erklärt sich zum Teil aus der Doppeldeutigkeit des Individualisierungsbegriffes, der sowohl Persönlichkeitsentwicklung intendiert, aber auch soziale Absonderung bezeichnen kann. Während es bei Beck noch Differenzierungsmomente, ein Nachdenken über die Schattenseiten der postulierten "Enttraditionalisierung" und sozialen "Freisetzung" gibt, hat sich in der Rezeption das Individualisierungstheorem in einem eindimensionalen Sinne durchgesetzt: "Individualisierung" bedeutet eine dreifache Horizonterweiterung: (a) mehr Kompetenz und Bildung, (b) mehr Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, (c) mehr Wille zu demokratischer Mitbestimmung.³

Gerade weil die Individualisierungstheorie von empirisch unhaltbaren Voraussetzungen zehrt, soziale Entwicklungstrends mit dem Vergesellschaftungsprozeß in seiner Gesamtheit verwechselt und den verbreiteten Partizipationshoffnungen neue Nahrung gab, ging von ihrem Interpretationsschema zu Zeiten, als der "Traum einer immerwährenden Prosperität" noch das Massenbewußtsein benebelte, fraglos eine bobe Faszination aus. In zentralen Bereichen repräsentierte es die Selbsteinschätzung der "aufstiegsorientierten" Protagonisten des "Reformkapitalismus". Jedoch war das Interpretationsschema flexibel und mehrdeutig genug, um auch nach der sozio-ökonomischen "Wende", nach den ersten gefährlichen Rissen im System des sozialstaatlichen "Interessenausgleichs" verwendungsfähig zu scheinen. Die individualisierungstheoretischen Begriffe waren durch ihre Mehrdeutigkeit geeignet, um auch bei der Beschreibung von sozialen Entwürzelungen und Ausschlußprozessen vermeintliche gute Dienste zu leisten.⁴

² U. Beck, *Jenseits von Stand und Klasse?*, in: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1994, S. 56. Dieser "Begründungstext" der "neueren Individualisierungs-Debatte" (erstmal 1983 erschienen) enthält in seiner Fassung aus dem Jahre 1994 nicht unwesentliche Korrekturen, obwohl Beck behauptet, daß "er weitgehend unverändert abgedruckt" worden wäre (ebd. S. 43).

³ M. Vester/P. von Oertzen u.a., *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*, Köln 1993, S. 17.

⁴ Vgl. beispielsweise: W. Heitmeyer/J.-I. Peter, *Jugendliche Fußballfans. Soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen und Gewalt*, Weinheim und München 1988.

Auf viele Aspekte regressiver Gesellschaftsentwicklung wurde schon im individualisierungstheoretischen Begründungskontext hingewiesen. Beispielsweise, daß Individualisierung "in einen bestimmten konfliktreichen Modus der Vergesellschaftung [führt], nämlich in eine kollektiv individualisierte Existenzweise, die sich allerdings der Kollektivität und Standardisierung ihrer Existenzweise nicht ohne weiteres hewußt werden kann."⁵ Oder, wie an anderer Stelle betont wird: Daß "noch nie ... die individuelle Existenz so wenig individuell-autonom zu führen [war] wie heute, wo die Individualisierung am weitesten fortgeschritten ist."⁶ Jedoch bescheidet sich der "Individualisierungsdiskurs" mit der Beschreibung von Konflikten und "sozialpathologischen" Entwicklungen, ohne ihre Herrschaftsimplicationen zu analysieren.

Weil die Krisenentwicklung mit ihren sozialen "Gefährdungen" und biographischen "Brüchen" seinen Ansatz im Kern tangiert, will Beck diesen Aspekt der Individualisierungstheorie auch nicht mehr gelten lassen: "Individualisierung' - in unserem Sinne - meint gerade das nicht ...: nicht Atomisierung, nicht Vereinzeln, nicht Vereinsamung".⁷ Stattdessen wird der illusorischen Lesart, dem Verständnis der Individualisierung als Vermehrung der individuellen Gestaltungsoptionen erneuerte Aktualität zugesprochen. Trotz partieller Einschränkungen behält die Gleichsetzung von Individualisierung und Persönlichkeitsentwicklung ihren konstitutiven Status, denn die "Evolution der Lebensformen" hätte "das Leben der Menschen in der Lohnarbeitsgesellschaft ein gutes Stück aus dem Joch der Lohnarbeit herausgelöst"⁸ und neue biographische Entfaltungsspielräume geschaffen.

Die Produktion sich elementar widersprechender Aussagen gehört zum Erscheinungsbild der Individualisierungstheorie - und erklärt im Klima postmoderner Beliebigkeit auch deren breiten Zuspruch. Paradoxien gelten als intellektuelles Qualitätsmerkmal und garantieren die "Anschlußfähigkeit" ihres Theorieangebotes an die herrschende "Diskurskultur". Jede Aussage wird postwendend relativiert, tendenziell zurückgenommen, die Möglichkeit des Gegenteils konzediert - und der Eindruck einer intellektuellen "Offenheit" vorgetäuscht, die faktisch nicht vorhanden ist: "Viele assoziieren mit 'Individualisierung' Individuation, gleich Personwerdung,

⁵ U. Beck, Perspektiven einer kulturellen Evolution der Arbeit, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nr. 1, 1984, S. 42.

⁶ U. Beck, Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: R. Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 55.

⁷ U. Beck/E. Beck-Gernsheim, Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie, in: Zeitschrift für Soziologie, H. 3, 1993, S. 179.

⁸ U. Beck, Risikogesellschaft, a.a.O., S. 124.

gleich Einmaligkeit, gleich Emanzipation. Das mag zutreffen, vielleicht aber auch das Gegenteil."⁹

II.

In entscheidenden Punkten wurden die Konstruktionen des individualisierungstheoretischen Diskurses mittlerweile von der Wirklichkeit konterkariert: Ungleichheit und Unterprivilegierung sind unverkennbar zur Signatur der angeblich "anderen Moderne" (Beck) geworden. Davon, daß sich "die Ungleichheitsfragen sozial entschärft haben"¹⁰, kann ernsthaft nicht mehr die Rede sein, zumal im deutlichen Kontrast zu solchen legitimatorischen Konstrukten sich bei den meisten Sozialgruppen ein Bewußtsein der sozialen Deklassierung auszuhilden heginnt. Die hundesrepublikanische Bevölkerungsmehrheit steht nicht nur dem Partizipationsversprechen skeptisch gegenüber, sondern äußert herechtigen Zweifel am Postulat sozialer Chancengleichheit. Nach aktuellen Befragungsergebnissen "steht für mehr als 60% der Westdeutschen durchaus die Legitimität und Integrationskraft der Sozialordnung als ganzer im Zweifel."¹¹ Dieses Meinungsbild gründet darauf, daß eben nicht, wie Beck behauptet, durch die sozialstaatliche Absicherung die grundlegenden Risiken der Lohnarbeitsexistenz beseitigt worden wären, und sinnvoller Weise auch nicht davon die Rede sein kann, daß wir "heute in der Bundesrepublik bereits in Verhältnissen jenseits der Klassengesellschaft"¹² lehen würden.

Auch wenn es durch den Druck der Tatsachen in den individualisierungstheoretischen "Diskursen" still um *solche* normativen Festlegungen geworden ist, wird an den theoretischen Grundentscheidungen festgehalten. Konstitutiv ist die Behauptung eines weitgehenden Bedeutungsverlustes sozio-struktureller Rahmenbedingungen für die individuelle Lebensgestaltung. Stichwortartig lautet das Argumentationsschema: Die Gesellschaft als Systemzusammenhang hat sich aufgelöst, die "industriekapitalistischen" Orientierungsnormen haben ihre Bedeutung, die Berufstätigkeit ihre identitätsstiftende Funktion verloren. Bezugspunkt der "individualisierten" Subjekte sind fragmentarisierte und "entstrukturierte" Sozialverhältnisse; die sich herausbildenden "pluralisierten Lebenslagen" haben mit traditionellen Klassen- und Schichtlinien nur noch wenige Gemeinsamkeiten. Sie entwickeln sich in relativer Ferne von ökonomischen

⁹ U. Beck, Risikogesellschaft, a.a.O., S. 207. Ein weiteres Beispiel unter vielen anderen für Becks argumentative "Ambivalenz": "Ich finde diese Frage nach dem 'Knacken' der Eigentumsverhältnisse schon fast lächerlich. Ist das wirklich wichtig? Wofür? Überall liegen Änderungen und Änderungsideen in der Luft ... Spielen da noch die guten alten Eigentumsverhältnisse eine Rolle? Vielleicht, man wird sehen." (Wir leben in einer Phantom-Republik. Ein Gespräch mit dem Soziologen Ulrich Beck zu den Grenzen und Chancen der "reflexiven Modernisierung", in: Freitag, Nr. 13, 1994.)

¹⁰ U. Beck, Risikogesellschaft, a.a.O., S. 121.

¹¹ M. Vester/P. von Oertzen, a.a.O., S. 55.

¹² U. Beck, Risikogesellschaft, a.a.O., S. 121.

Zwängen durch den Einfluß "kultureller" Vermittlungsnetze und äußern sich in einer Vielzahl konkurrierender Lebensstile. Wie jemand lebt, welche "Optionen" er wählt und welchen Entwicklungsweg er einschlägt, ist das Resultat einer autonomen Entscheidung und weitgehend von seiner Klassen- und Schichtzugehörigkeit unabhängig.

III.

Während die Behauptungen über den Zerfall von Klassenstrukturen und sozialen Schichtungen, ebenso wie die Thesen über eine De-Institutionalisierung der Lebensläufe "weitgehend den Status nicht hinterfragter Wahrheiten angenommen [haben], die nicht so sehr Gegenstand als vielmehr Prämisse und Interpretationsrahmen von Forschung und Theoriebildung geworden sind ..., [gibt es] im Gegensatz dazu ... in der empirischen soziologischen und politikwissenschaftlichen Forschung eine Fülle von Einzelergebnissen, die diesem Bild einer zunehmend strukturlosen Gesellschaft entgegengesetzt zu sein scheinen. Sie verweisen vielmehr auf eine hochgradige und zunehmende Stabilität und zunehmende Rigidität der westdeutschen Sozialstrukturen."¹³ Ohne systematische Blickverzerrungen und ideologische Scheuklappen zeigt sich überraschend deutlich, wie zählebige die traditionellen Ungleichheitsrelationen tatsächlich sind. Statt von einer Nivellierung der sozialen Gegensätze muß vielmehr von einer unübersehbaren Tendenz zur "stärkeren Verkrustung und Rigidität sozialer Ungleichheiten"¹⁴ ausgegangen und statt von einem Bedeutungsverlust der sozio-ökonomischen Positionierung, über die prägende Rolle sozialer Benachteiligungen bei der Realisierung von Lebenschancen gesprochen werden. "Nach einer zunächst spürbaren Öffnung des sozialen Raumes seit Mitte der 1960er Jahre werden seit Ende der 70er Jahre soziale Schließungsprozesse wieder zur Normalerfabrung."¹⁵

Die Herkunft aus "benachteiligten Soziallagen" prägt in einer Zeit der reduzierten Chancen zur beruflichen Integration besonders nachdrücklich die Lebenschancen junger Erwachsener. Trotz eines Generationsbildes mit einheitlichen Merkmalen ist es bei Kenntnisnahme auch nur der elementarsten empirischen Informationen unübersehbar, "daß gerade in dieser Lebensphase soziale Unterschiede, die durch Schichtzugehörigkeit der Herkunftsfamilien gegeben sind, entscheidend greifen."¹⁶ Von einer reduzierten Bedeutung der sozialen Herkunft für die individuellen Entwick-

¹³ K.U. Mayer, Soziale Ungleichheit und die Differenzierung von Lebensläufen, in: W. Zapf (Hrsg.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990, Frankfurt und New York 1991, S. 667.

¹⁴ Ebd., S. 684.

¹⁵ P. Alheit, Aufbruch in die "Erlebniskultur"?, in: Das Argument, Nr. 208, 1995, S. 101.

¹⁶ W. Gaiser, Lebensstil oder Überlebensstrategie? Ambivalenzen in der Lebensbewältigung von jungen Erwachsenen in der Großstadt, in: J.S. Dangschat/J. Blasius, Lebensstile in den Städten, Opladen 1994, S. 195.

lungschancen kann wissenschaftlich verantwortlich nicht die Rede sein; es läßt sich deutlich die entgegengesetzte Tendenz beobachten: "Die Determinationskraft der elterlichen Bildungsabschlüsse für die Bildungsabschlüsse der Kinder ist ... ungeboren."¹⁷

Weil das formale Bildungs- und Ausbildungsniveau allgemein angestiegen ist, besitzt auf dem krisengeprägten Arbeitsmarkt die soziale Herkunft ungebrochene Bedeutung; "die Mechanismen der sozialen Selektion werden rigider, die Sozialstruktur wird nicht zunehmend offener und mobiler: Sie wird zunehmend geschlossener und immobil."¹⁸ Mit den anwachsenden Bewerberzahlen um eine berufliche Position vergrößert sich das Gewicht "informeller" Qualifikationen, die vorrangig durch die soziale Herkunft, durch eine ausreichende "Dauer der Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Sphäre"¹⁹ vermittelt werden: Die in der schichtspezifischen Sozialisation erworbene Vertrautheit mit symbolischen Gesten und mentalen Konventionen erweist sich für den Angehörigen einer privilegierten Schicht als ausschlaggebender Wettbewerbsvorteil, denn sie begründet ein "Vertrauensverhältnis" zwischen den Personen, die eine Position zu besetzen haben, und den Arbeitskraftanbietern, die in einem ähnlichen sozialen Umfeld wie die Entscheidungsträger geprägt wurden.

Die "Bildungsexplosion" hat, anders als von der Individualisierungstheorie unterstellt, traditionelle Statuszuweisungs-Mechanismen nicht aufgebrochen und die angebliche Erweiterung der individuellen Wahl- und Entfaltungsmöglichkeiten ist eine äußerst zwiespältige Angelegenheit. Durch die allgemeine Anhebung des formalen Bildungsniveaus ist das soziale Relationsgefüge nicht einschneidend modifiziert worden: "Trotz absolut wachsender Einkommen und Qualifikationen (d.b. ökonomischen und kulturellen Kapitals) blieben die realen Rangabstände sozialer Lagen seit 1950 relativ gleich!"²⁰

Die "modernen" Sozialverhältnisse weisen eine Veränderungsdynamik auf, die die Menschen vor hohe Anforderungen stellt. Von der Individualisierungstheorie wird der offensichtliche Zwang zur "Mobilität" als "Entstrukturierung von Lebensläufen" interpretiert: Niemand hat mehr lebenslang den gleichen Beruf, seine "Biographie" ist von vielfältigen "Wendungen" und Neuorientierungen geprägt. Aus der Veränderung traditioneller Biographiemuster schließt der Individualisierungstheoretiker auf die "Auflösung der Normalität", obwohl faktisch das Gegenteil zutreffend ist. Die sozialen Desintegrationstendenzen nehmen zu, immer mehr Menschen werden ausgegrenzt und stigmatisiert, "weil sie die Erwartungen, die an sie

¹⁷ H. Bertram, a.a.O., S. 639.

¹⁸ K.U. Mayer/H.-P. Blossfeld, Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: P.A. Berger/S. Hradil (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (Soziale Welt, Sonderband 7), Göttingen 1990, S. 311.

¹⁹ P. Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M. 1982, S. 135.

²⁰ M. Vester/P. von Oertzen, a.a.O., S. 44.

im Hinblick auf ihre 'Normalität', ihre Leistungsfähigkeit und ihre Autonomie gestellt werden, nicht erfüllen, weil sie zu jung, zu alt, zu krank, zu lebensuntüchtig, zu schlecht ausgebildet, zu wenig anpassungsfähig, zu durchschnittlich oder zu exzentrisch sind."²¹

Es gibt Gruppen, für die der soziale Abstieg vorprogrammiert scheint. Jedoch ist es unabsehbar, wen es letztlich treffen wird und durch welche Qualifikationen und Eigenschaften der Absturz vermieden werden kann. Bedingt durch die strukturellen Zwänge, immer öfter nach Alternativen suchen zu müssen, verschiedene "Optionen" abzuwägen, kann beim oberflächlichen Betrachter der Eindruck entstehen, "daß immer mehr Menschen ihr Leben nach individuellen Gesichtspunkten führen".²² Vor dem Hintergrund manifester beruflicher Integrationsprobleme und Statusindifferenzen für viele, stellt sich aber die Frage, worin die unterstellten personalen Entfaltungsmöglichkeiten und lebensperspektivischen Freiräume zu sehen sind. Läßt sich sinnvoll von einer Vergrößerung der Lebenschancen sprechen, wenn dutzende oder gar hunderte Bewerbungen nötig sind, um einen Aushildungs- oder Arbeitsplatz zu erhalten? Und für wen verbreitern sich die Entfaltungsspielräume, wenn immer mehr Menschen an den gesteigerten Qualifikations- und Leistungsanforderungen scheitern? Weil die Theorie von der "Diversifizierung der Lebensmuster" und einer prägnanten "Individualisierungstendenz" solchen unbequemen Fragen aus dem Weg geht, gelangt sie über den Status eines soziologischen Naturalismus nicht hinaus, der nur den Charakter einer "statisch-empirischen Momentaufnahme der sozialstrukturellen Erscheinungsoberfläche unter dem Verzicht auf eine systematisch entwicklungstheoretisch ausgerichtete Rekonstruktion der sozialen Ungleichheitsverhältnisse"²³ besitzt.

IV.

Der sozio-ökonomische Strukturwandel, auf den sich das Individualisierungstheorem bezieht, hat zwar tatsächlich die beruflichen Entwicklungschancen für einen (kleineren) Teil der abhängig Beschäftigten positiv verändert. "Durch den Versuch, dieses als eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu begreifen, wird allerdings der mögliche Realitätsgehalt solcher Analysen in erheblichem Umfange verzerrt."²⁴ Denn der gesamtgesellschaftliche "Nebeneffekt" des "Modernisierungsschubes" sind verschlechterte Lebenschancen für wesentlich größere Sozialgruppen. "Tat-

²¹ C. Szczesny-Friedmann, Die kühle Gesellschaft. Von der Unmöglichkeit der Nähe, München 1991, S. 114.

²² S. Hradil, Die Single-Gesellschaft (Perspektiven und Orientierungen. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes, Bd. 17), München 1995, S. 10.

²³ H. Krauss, Wiederkehr der Proletariat oder Neustrukturierung sozialer Ungleichheit, Teil 2, in: Hintergrund. Marxistische Zeitschrift für Gesellschaftstheorie, H. 2, 1994, S. 33.

²⁴ H. Bertram/C. Dannenbeck, Pluralisierung von Lebenslagen und Individualisierung von Lebensführungen, in: P.A. Berger/S. Hradil (Hrsg.), a.a.O., S. 228.

sächlich wirkte die 'Öffnung des sozialen Raumes', insbesondere seit den 1970er Jahren, zunehmend selektiv. Neben die Chancenerweiterung für bestimmte Gruppen traten politisch-ökonomische Schließungen, die die Chancengleichheit anderer Gruppen minderten.²⁵ Hintergrund dieser Entwicklungen sind nicht "kulturelle Gewichtsverlagerungen", sondern grundlegende Änderungen des Akkumulationsmodus, der "materiell" durch die Ausbreitung der Informationstechnologien und die Steigerung arbeitsplatzvernichtender Rationalisierungsinvestitionen geprägt ist.

Mit ein wenig gutem Willen (und gelegentlicher Lektüre der Zeitungen des Großkapitals) hätte auch den Individualisierungspropagandisten nicht verborgen bleiben dürfen, "daß die gesellschaftliche Dynamik nach wie vor entscheidend von der Kapitalakkumulation bestimmt wird".²⁶ Die "durchschlagende" Wirkung der Akkumulationsdynamik beeinflusst die Lebensführung der "dezentrierten Individuen", die angeblich "nicht mehr soziostrukturell erklärt werden" kann²⁷, elementar: Der erreichte soziale Status ist hochgradig unsicher und immer öfter auch mit der Erfahrung verbunden, daß noch so große Anstrengungen die soziale Abstiegstendenz nicht beeinflussen, und auch wenn die propagierte "Verantwortung für den eigenen Lebensweg" ernstgenommen wird, alle Strategien zur Restabilisierung an der "Macht der Umstände" scheitern.²⁸

Die Umwälzung der Lebensverhältnisse ist die alltagspraktisch vorherrschendste Form der "Enttraditionalisierung", auf die schon Marx als eine irreversible Begleiterscheinung bei der Durchsetzung kapitalistischer Lebensverhältnisse hingewiesen hat: Die Menschen werden aus "naturwüchsigen" Abhängigkeitsverhältnissen herausgelöst und dem Zwangsverhältnis der Marktökonomie unterworfen. "Dieser Widerspruch zwischen der Ge-

²⁵ M. Vester/P. v. Oertzen u.a., a.a.O., S. 44.

²⁶ J. Hirsch, Kapitalismus heute: global und ohne Klassen?, in: links, Nr. 3/4, 1996, S. 21.

²⁷ D. Konietzka, Individualisierung, Entstrukturierung und Lebensstile, in: J.S. Dangschat/J. Blasius (Hrsg.), a.a.O., S. 155.

²⁸ In einer Reportage über die Lebensverhältnisse und -perspektiven eines "Durchschnittsverdieners" (der mit einem Nettoeinkommen von 3.700,- Mark für einen Vier-Personen-Haushalt nach individualisierungstheoretischem Verständnis zu den Kronzeugen - vgl. weiter unten - bundesrepublikanischer "Wohlstandsentwicklung" gehört!) wird berichtet: "Nach Abzug aller laufenden Kosten bleiben knapp 800 Mark für das tägliche Leben: knapp 200 Mark für die Woche, keine 30 Mark für den Tag. Davon muß Frau Egger Lebensmittel und Kleidung kaufen und die Wünsche der Kinder erfüllen." Konfrontationen mit den mittelschichtorientierten Lebensstilmustern bringen das fragile, durch Sorge und Verzicht geprägte, System der Alltagsbewältigung durcheinander. "Die spinnen doch", findet Marlies Egger, 'da suchen sich die Lehrer für die Klasse eine Ski-Freizeit im Kleinwalsertal aus.' 700 Mark sollen die Eltern zuzahlen." Auf besser bezahlte Jobs können beide Eltern aber nicht hoffen. Herr "Eggert hat eine abgeschlossene kaufmännische Lehre und jede Menge Berufserfahrung, doch den Traum von einer Karriere hat er längst ausgeträumt. Immer häufiger packt ihn die Angst, weil seine Familie immer weniger zum Leben hat, immer mehr zurückstecken und immer verbissener um einen letzten Rest Lebensqualität kämpfen muß. Nicht die fixe Idee vom unbeschwerten Wohlstand, sondern die Sorge um den sozialen Abwärtsog beschäftigt Alfons und Marlies Egger. Sie klagen nicht, sie nehmen hin." (S. Willeke, Gehacktes nur noch sonntags. Familie Egger muß von 200 Mark die Woche leben, in: Die Zeit, Nr. 23, 1996).

löstheit und der Abhängigkeit des Individuums enthält das Geheimnis des inneren Bewegungsgesetzes der hürgerlichen Gesellschaft überhaupt.²⁹

Bei vorurteilsfreier Betrachtung erweist sich die Behauptung einer erweiterten Gestaltbarkeit des Lehensentwurfes innerhalb einer "anderen Moderne" (Beck) nur als uneingelöstes Versprechen. Die von der hegemonialen Sozialmythologie verleugneten strukturellen Machtverhältnisse bringen sich unerhittlich zur Geltung. Für mindestens die Hälfte der hundesdeutschen Bevölkerung ist nicht eine vermeintliche "Wohlstandsperspektive", sondern die Sorge um die Existenzsicherung mentalitätsprägend. Noch vor wenigen Jahren "gesichert" erscheinende Lebensverhältnisse werden von realen Abstiegssorgen überschattet. Statt von einer "offensiven", zukunftsorientierten Handlungsbereitschaft, kann (keineswegs ausschließlich) bei den Verlierern der aktuellen "Modernisierungsoffensive" nur noch von einer resignativen Erwartungshaltung die Rede sein. Auch wer aktuell nicht bedroht ist, heurteilt die Zukunftsaussichten zunehmend skeptisch, weil niemand mehr davon ausgehen kann, daß die gewählten "Optionen" die richtigen waren; registriert wird ein immer größerer Widerspruch zwischen der offiziellen Wohlfahrtsideologie und der Alltagsrealität.

Von der Spezifik der sozio-kulturellen Einflußfaktoren (des "Milieus") ist es abhängig, ob die Widerspruchserfahrungen verständlich verarbeitet, resignativ hingenommen werden oder einen fruchtbaren Boden für kompensatorische "Orientierungs"-Schablonen wie Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus bilden.³⁰ Ihre gemeinsamen Interessen können die Arbeitskraftverkäufer nur selten "spontan" hegrefien. Von der politisch-kulturellen "Vermittlung"³¹ der isolierten Erfahrung zu sozio-strukturellen Grundeinsichten ist es abhängig, ob das Bedrohungserlebnis Lerneffekte provoziert oder zu fetischisierten Bewußtseinsformen und "spontanen" Abwehrhaltungen gegenüber den Arbeitsmarktkonkurrenten führt.³²

V.

Weil das hypostasierte Gesellschaftsbild nur durch manipulative Operationen mit dem vorhandenen Datenmaterial in Übereinstimmung zu bringen

²⁹ L. Kofler, Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Bd. 1, Berlin 1992, S. 173.

³⁰ Vgl. W. Seppmann, Dialektik der Entzivilisierung. Krise, Irrationalismus und Gewalt, Köln 1995.

³¹ Für die die "Formierung konkreter sozialökonomischer Klassenlandschaften" (U. Kremer, Klassen im Umbau, in: Z 26, 1996, S. 61.) eine Voraussetzung bildet.

³² Es sei der Vollständigkeit halber erwähnt, daß die Reflexion dieses Zusammenhangs von sozialen "Basiserfahrungen" und vielfältigen Beeinflussungsfaktoren und Verarbeitungsformen den Kern der Marxschen Theorie des gesellschaftlichen Bewußtseins ausmachen: "Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß." (Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 26).

ist, endet fast jeder empirische Verifikationsversuch mit einer Selbstentlarvung des "individualisierungstheoretischen Diskurses".

Einer gesellschaftswissenschaftlichen Bankrotterklärung kommt die Behauptung einer individualisierungstheoretisch inspirierten "Armutforschung" gleich, daß von der Existenz einer "Zweidrittel-Gesellschaft" nicht mehr die Rede sein könne, "weil Arbeitslosigkeit und Armut immer weniger dauerhaft eine Gruppe trifft, sondern lebensphasenspezifisch querverteilt wird."³³ Das manipulationsstrategische Stichwort lautet "Verzeitlichung" der Unterprivilegierung: Armut als dauerndes Schicksal erleide nur ein geringer Bevölkerungsteil (der aber nach den Angaben der "Armutforscher" auch noch zwischen drei und fünf Prozent der Bevölkerung umfaßt), während die übrigen sozialen Problemfälle nur zeitweilig unter die (statistische) Armutsgrenze rutschen, also "die sozialen Positionen der Individuen und Haushalte keineswegs dauerhaft festgelegt sind, sondern sich fortlaufend verändern".³⁴

Hinter der erschwindelten Fassade einer "dynamischen" Forschungsperspektive wird die reale Dynamik des Sozialen in ein statisches Schema gepreßt: Es sind minimale Verschiebungen der Einkommens- und Lebenssituation, die als Beleg für die Abwesenheit sozio-struktureller Ursachen der Verarmungsprozesse angeführt werden! Denn faktisch bewegen sich die Krisenopfer und die sozialen "Aufsteiger" nur innerhalb der durch Unsicherheit geprägten Klassenrealität der Lohnarbeiterexistenz.

Auch mit der "Diversifizierung von Lebensstilen" als Ausdruck einer von den sozialen Strukturzwängen abgekoppelten Vergesellschaftungsweise ist es nicht so weit her, wie mit individualisierungstheoretischem Überzeugungspathos behauptet wird. Denn jenseits ihres verzerrten Wahrnehmungsschemas wird deutlich, daß sich die neuen (Lebensstil-)Milieus eng an traditionelle Ungleichheitskulturen anschmiegen und weitgehend die hergebrachten Relationen sozialer Differenzierung reproduzieren. Die Machtbalance im sozialen Raum bleibt unberührt, soziale Demarkationslinien werden durch die konsumvermittelten Lebensstilmuster - auch dort, wo sie nicht unmittelbar an die finanziellen Möglichkeiten gekoppelt sind - selten überschritten.

Die Lebensstilinszenierungen repräsentieren weder einen Modus "ökonomischer" Vergesellschaftung, noch sind sie Ausdruck vergrößerter Gestaltungsspielräume, sondern Indiz für die Intensität des Einbruchs kapitalistischer Orientierungsmuster auch in die Lebensbereiche jenseits der Erwerbsarbeit: Die Lebensstile besitzen eine wichtige Rolle bei der sozialen Selbstbehauptung, sie sind eine sozio-kulturelle Form, in welcher die Auseinandersetzung um den Konkurrenzvorteil und die Statussicherung

³³ U. Beck, Jenseits von Stand und Klasse?, in: U. Beck/E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M. 1994, S. 60.

³⁴ G. Rohwer, Einkommensmobilität und soziale Mindestsicherung, in: S. Leibfried/W. Voges (Hrsg.), Armut im modernen Wohlfahrtsstaat, Opladen 1992, S. 367.

ausgetragen wird; sie sind Ausdruck eines Akkomodationsverhältnisses, das den Habitus und das Verhalten der Individuen in ihrer Gesamtheit prägt. Deshalb ist die "individualisierte" Welt auch jenseits der ökonomischen Reproduktionssphäre von Argwohn und Mißtrauen geprägt. Die aus Gründen der sozialen Existenz- und Statussicherung verinnerlichte Abwehr und Ausgrenzung "schlägt durch auf die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen. Äußerer, unechter, zweckdienlicher Offenheit und Gefühlswendung zum Trotz wird der Mitmensch eher als feindlich und angstausslösend, denn als stützend und bereichernd erlebt: Er könnte ja mehr wissen, mehr haben, besser sein, das erstrebte nächste punktuelle Ziel für sich beanspruchen, früher am Ziel sein. Folge davon ist die systematische Abwertung des anderen zur Erhaltung und Stabilisierung des eigenen Selbstwertgefühls."³⁵

Der durch den Fortfall tradierter Bindungen angeblich erweiterte soziale Handlungsspielraum wird subjektiv als Anpassungszwang an nicht nur sich ständig ändernde, sondern auch "unerprobte" und durch den Verlust kollektiver Erklärungsmuster undurchschaubare Lebenssituationen erlebt. Die Relativierung der traditionellen Qualifikationskriterien erzwingt nachdrückliche Formen der Selbstrepräsentation. Die Marktkonformität des Eignungsprofils muß durch adäquate Verhaltensweisen symbolisch demonstriert, die personale Identität durch Distinktion zum Ausdruck gebracht werden. "Gefragt ist nicht nur das Zertifikat der abgeschlossenen Berufsausbildung, sondern ... die ganze Person und alles, was man zu bieten hat."³⁶ Das Individuum ist gezwungen, auf diese Erwartungs- und Anspruchshaltungen "symbolisch zu reagieren, seinen "Individualismus" nach außen zu kehren. Es muß eine "Fassade" (Freud) aufbauen, um seine soziale Funktionalität zu beweisen. Individualisierung in ihrer sozio-strukturellen Bedeutung ist Ausdruck realer Vereinzelung, das Resultat gesellschaftlicher Verhältnisse, in denen das Individuum nur in Konkurrenz zu anderen Subjekten bestehen kann.

Die individualisierungstheoretische Konzentration auf den Bedeutungsverlust "traditioneller Bindungen" führt zu einer weitreichenden Fehleinschätzung der an ihre Stelle getretenen sozio-ökonomischen Abhängigkeiten: der existenziellen Notwendigkeit zur Selbstverwertung und zur rigorosen Anpassung an die marktvermittelten Reproduktionsformen. Ihre Funktionalität und Erscheinungsweise läßt deutlich werden, "daß die neuen Individualisierungsschübe ... aus gesellschaftlichen, ökonomisch-sozialen Zwängen" resultieren³⁷ und die angebliche Vielfalt der Biographiemuster,

ebenso wie die diversifizierten Lebensstile individuelle Antworten auf ein gleichermaßen diffuses wie rigides soziales Anspruchsniveau darstellen.

Die Herausstellung der eigenen Qualifikationen ist - ob gewollt oder ungewollt - immer gegen andere gerichtet und wird in der Situation latenter Statusgefährdung zielstrebig als Mittel im sozialen Positionskampf benutzt. "Lebensstil wird daher zunehmend im Sinne des 'Sich-sozial-Abgrenzens' und des 'Andere-sozial-Ausgrenzens' eingesetzt. Lebensstilisierung ist zugleich Symbol und eine (bedeutsamer werdende) Dimension sozialer Ungleichheit. Lebensstilisierung in ihrer symbolischen Funktion ist daher immer demonstrativ, provozierend und konfliktreich."³⁸ Mit der ebenso unkritischen wie aggressiven Verbreitung der in der Marketing-Forschung entwickelten Lebensstil-Kategorie legitimiert die akademische Soziologie deshalb die aktuellen Formen sozialer Ausgrenzung.

Individualisierung und Erfolgsstreben sind unter dem Vorzeichen der marktkonformen Profilierung der Subjekte komplementäre Begriffe. In dem sozio-strukturell vermittelten Zwang zur "Selbstverwertung" liegt das Hindernis, um "Individualisierung" zur qualitativen Persönlichkeitsentfaltung zu führen. Verinnerlichte Leistungsparameter und Erfolgsnormen bewirken jene "Preisgabe der Individualität, die in die Regelmäßigkeit des Erfolgreichen sich einpaßt; das Tun dessen, was jeder tut, folgt aus dem Grundfaktum, daß von der monopolisierten Produktion der Konsumgüter in weiten Grenzen jedem dasselbe angeboten wird. Die marktmäßige Notwendigkeit zur Verhüllung dieser Gleichheit aber führt zum manipulierten Geschmack und zum individuellen Schein der offiziellen Kultur, der proportional mit der Liquidierung des Individuums wächst."³⁹

"Lebensstil" ist auch eine Rationalisierungsform individueller Versagensängste, die durch die herrschenden psycho-sozialen Regulationsformen hervorgerufen werden. Wenn der Arbeitsplatz unsicher wird oder eine angestrebte Positionsveränderung mißlingt, wird das leistungsorientierte Individuum durch das Gefühl sozialer Minderwertigkeit und Schuld, also von Reaktionsmustern geprägt, mit denen der gesellschaftliche Druck auf die Subjekte verstärkt und konformes Verhalten erzwungen wird.⁴⁰ Darüber hinaus zerstört "die Abweisung der eigenen Person als brauchbare Arbeitskraft ... die mit den Verkaufsaktivitäten entwickelte Lebensperspektive"⁴¹ mit ihren Anteilen von eigenverantwortlicher Planung und zukunftsorientierten Aktivitäten.

³⁸ J. S. Dangschat, Soziale Ungleichheit und die Armut der Soziologie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 7, 1994, S. 875.

³⁹ Th. W. Adorno u.a., The Authoritarian Personality, New York 1955, S. 333.

⁴⁰ Vgl. W. Seppmann, Ausgrenzung und Anpassung. Über die Formen psycho-sozialer Krisenregulation, in: Z 15, 1993.

⁴¹ R. Kuckhermann/A. Wigger-Kösters, Die Waren laufen nicht allein zum Markt ... Die Entfaltung von Tätigkeit und Subjektivität, Köln 1985, S. 381.

³⁵ U. Zöllner, Die Kinder vom Zürichberg. Was der Wohlstand aus unseren Kindern macht, Zürich 1994, S. 27.

³⁶ W. Gaiser, a.a.O., S. 183.

³⁷ F. Kröll, Individualisierung. The Alienation goes on (Teil 2), in: Weg und Ziel, Nr. 1, 1995, S. 57.

Weil sie (nach außen) die eigene Lebensmisere verschleiern können, aber auch (subjektiv) ein Mindestmaß an Ordnung und Orientierung in einer unüberschaubar gewordenen Welt versprechen, klammern sich die sozial "enttäuschten" und verunsicherten Arbeitskraftverkäufer und -verkäuferinnen an die werhemedial aufgearbeiteten Lebensstilmuster: Je größer der Anpassungszwang und die Fremdbestimmung, um so bereitwilliger wird die kollektive Lebenslüge eines selbstbestimmten Individualismus "kultiviert": "Das Faszinosum liegt in der Vorstellung, sich als unbeschränkter Herr seiner Lebensumstände geben zu können".⁴² Diesen Vorgang hat Friedhelm Kröll treffend als "Selbstermächtigung der gesellschaftlichen Individuen unter den Strukturbedingungen der Ohnmacht"⁴³ beschrieben.

Individualisierung im Sinne von Vereinzelung ist Ausdruck der konkurrenzförmigen Vergesellschaftung und einer elementaren Orientierungslosigkeit gleichermaßen. Nicht die (sozioökonomischen) Zwänge haben sich verflüchtigt, sondern die Wahrnehmungsformen und Interpretationsmuster haben sich "individualisiert": Die eigene Stellung innerhalb der Klassen- und Konkurrenzfiguration, die Isolationserfahrung und subjektivistische Zurückgeworfenheit wird von den betroffenen Subjekten "verabsolutiert"; das "individualisierte" Bewußtsein zerreißt den gesellschaftlichen Zusammenhang und produziert partikulare Sichtweisen und Verarbeitungsformen. Durch den Verzicht auf eine konkrete Untersuchung der gesellschaftlichen Reproduktionsdynamik hleiht das Individualisierungstheorem diesen spontanen Selbsttäuschungen des Alltagsbewußtseins verhaftet, gleicht sich die Sozialtheorie dem Rationalisierungshorizont der "vereinzelten" Subjekte an.

VI.

Durch die aktuellen Entwicklungen ist das Verhältnis von objektiver Klassenlage und ihren subjektiven Verarbeitungsformen nicht unkomplizierter geworden. Durch den "postfordistischen" Akkumulationsmodus werden nicht nur die beruflichen Qualifikationsstandards in Frage gestellt, sondern in vielen Bereichen auch die Organisationsstrukturen der Arbeitsprozesse grundlegend verändert. Zunehmende Isolierung ("Individualisierung") der Arbeitsplätze und die "Flexibilisierung" der Arbeitsbedingungen bewirken eine Zergliederung der betrieblichen Sozialbeziehungen und zerstören den werkalltäglichen Erfahrungszusammenhang. Ihre Interessen sind den Arbeitenden nicht mehr so "handgreiflich" erfahrbar, wie unter "traditionellen" Produktionsbedingungen. Die "unmittelbaren" Ansprüche und Erwartungen sind auf der *Wahrnehmungsebene* tatsächlich höchst unterschiedlich und überdecken die *grundsätzlichen Gemeinsamkeiten*. Sie zu

⁴² L. Voigt, Die Verlockungen des Lebensstilbegriffs, in: J.S. Dangschat/J. Blasius (Hrsg.), a.a.O., S. 65.

⁴³ F. Kröll, a.a.O., S. 60.

begreifen und ein realistisches Gesellschaftsbild zu entwickeln, ist besonders unter den Bedingungen der Krise und den durch sie hervorgerufenen Abgrenzungs- und Entsolidarisierungstendenzen ein notwendiger Prozeß. Denn Isolation und Konkurrenzorientierung, soziale Bewußtlosigkeit und Vereinzelung festigen die *klassenspezifischen* Vergesellschaftungsformen.

Die aktuellen Problemkonstellationen sprechen nicht gegen die Gültigkeit der Marx'schen Klassenanalyse, die ja selbst von der Einsicht geprägt wird, daß die kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse die Menschen entsolidarisieren (Marx spricht von der "Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz") und durch den warenvermittelten Reproduktionsprozeß "individualisierte" Bewußtseinsstrukturen hervorgerufen werden: "Die einzelnen Individuen bilden nur insofern eine Klasse, als sie einen gemeinsamen Kampf gegen eine andere Klasse zu führen haben; im übrigen stehen sie einander selbst in der Konkurrenz wieder feindlich gegenüber."⁴⁴ Durch die institutionalisierte Segmentierung, die reale Spaltung der Arbeitenden innerhalb (beispielsweise durch die unterschiedliche Qualität der sozialen Absicherung) und außerhalb der Produktion (durch die psycho-soziale Ausgrenzung der Krisenopfer) kann "die Artikulation von Unzufriedenheit und Protest zu individueller 'Betroffenheit' herabsinken".⁴⁵ Um so wichtiger sind deshalb die noch marginalen, aber sehr wohl vorhandenen Formen des Widerstandes. Durch die unterentwickelte Artikulationskultur der Arbeitenden und die Stillstellung des Klassenkampfes agieren die Menschen zwar vereinzelt und isoliert, jedoch ist es ihnen nicht möglich, die drängenden Probleme individuell zu lösen. Faktisch werden sie also immer wieder auf die kollektive Dimension ihrer sozialen Existenz verwiesen. Entscheidend ist die Tatsache, daß diese Kämpfe überhaupt geführt werden, "daß rebellisches Bewußtsein nicht erstickt und ... [die Widersprüche und Konflikte] nicht in nationalistischer, rassistischer oder wohlstandschauvinistischer Regression versinken. Dann bleibt zumindest die Möglichkeit, daß in und durch die konkreten Auseinandersetzungen hindurch Lernprozesse in Gang kommen und Gemeinsamkeiten erkannt werden."⁴⁶

Triftige Gründe für das marxistische Selbstverständnis also, von allen Spontanitäts- und Notwendigkeitsvorstellungen Abschied zu nehmen und die politische Formierung eines "Subjekts der Veränderung"⁴⁷ als Ziel und Aufgabe eines mehrschichtigen Aufklärungs- und Organisationsprozesses zu denken.

⁴⁴ Marx-Engels-Werke, Bd. 3, S. 54.

⁴⁵ J. Hirsch/R. Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, Hamburg 1986, S. 148.

⁴⁶ J. Hirsch, Kapitalismus heute: global und ohne Klassen?, in: Links, Nr. 3/4, 1996, S. 23.

⁴⁷ Vgl. die neue klassentheoretische Perspektiven erschließende Arbeit von H. Krauss, Das umkämpfte Subjekt. Widerspruchsverarbeitung im "modernen" Kapitalismus, Berlin 1996.

Michael Vester

Das "historische Paradigma" und die "Landkarte der Klassenmilieus"

Die neuen Modernisierungsschübe des Kapitalismus muten der Struktur der sozialen Beziehungen zwischen den Menschen, den sozialen Gruppen und den Kulturen erhebliche Veränderungen zu. Die stürmische Expansion neuer Produktionsweisen und Weltmarktstrukturen erinnert an die Vorläufer dieser neuen technologisch-sozialen Revolution. Auch die englische industrielle Revolution und die auf sie folgenden ersten drei technologisch-sozialen Revolutionen haben in ihren kritischen Übergangphasen das Gefüge der sozialen Arbeitsteilung, der sozialen Klassen und der internationalen Beziehungen derangiert und eine konflikt- und risikoreiche Suche nach neuen Arrangements auslöst.

Die Probleme, die die Menschen in den kritischen Modernisierungsphasen verarbeiten mußten, haben die Sozialwissenschaften seit je beschäftigt. Die beiden konkurrierenden Traditionen der "großen Theorie" lassen sich sogar diesen säkularen Entwicklungsphasen zuordnen. Die kritischen Phasen begünstigten pessimistische Polarisierungstheorien und katastrophische Deutungen des sozialen Wandels - wie in der Tradition von David Ricardo oder Karl Marx. Die re-integrativen Phasen begünstigten optimistische Modernisierungstheorien mit Visionen harmonischer Differenzierung - wie in der Tradition von Adam Smith oder Talcott Parsons. Zugleich favorisierte jede dieser Traditionen einen bestimmten "Träger" der von ihr verkündeten "historischen Tendenz". Die Polarisierungsthese verkörperte sich im weltgeschichtlichen Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat und einer revolutionären Perspektive. Die Differenzierungsthese verkörperte sich in den Mittelklassen und in Thesen einer Mittelstandsgesellschaft oder Dienstleistungsgesellschaft ohne die Perspektive eines grundlegenden sozialen Wandels.

Jede dieser Traditionen blendet die sozialen Erscheinungen der anderen prinzipiell aus. Denn jede bezieht sich auf andere Phasen der langen Entwicklungszyklen und gründet darauf ihre verabsolutierenden Verallgemeinerungen. Gleichwohl gehen beide von einer gemeinsamen Grundannahme aus: vom Konstrukt des 'homo oeconomicus', des isolierten Konkurrenzmenschen, dessen Handeln wenig Rücksicht auf soziale Einbindungen nehmen muß und daher allein aus seinem rationalen Interessenkalkül erklärt werden kann.

Der Interessen-Ansatz kann erklären, warum wirtschaftliche Interessenkonflikte entstehen und warum privilegierte Gruppen ihre Vorrechte gegenüber neuen Mitbewerbern durch "Schließungen" (Weber 1964, 31-33,

260-262; Parkin 1983) verteidigen. Aber er kann nicht erklären, warum eine Schließung die Form einer Mimorisierung annimmt, d.h. gerade solchen sozialen Gruppen die Gleichberechtigung oder Mündigkeit verweigert, die sich nicht nach ökonomischer Leistungsfähigkeit, sondern nach Geschlecht, Alter, Kulturgruppe, Ethnie usw. unterscheiden. Der Interessenansatz kann auch nicht erklären, warum Menschen, die eine ähnliche "objektive" Interessenlage haben, diese Lage nach mehreren verschiedenen Mustern deuten und verarbeiten können.

Um diese Prozesse erklären zu können, benötigen wir ein theoretisches "Paradigma", das - anders als die beiden Orthodoxien - die "Struktur der sozialen Beziehungen" (E.P. Thompson 1987, 221) - thematisiert, und zwar auf den beiden Ebenen von "Kohäsion" (Mauss) und "Feld" (Bourdieu):

(1) als Analyse der gruppenkulturellen "Kohäsion" von Milieus mit bestimmten "typischen" Alltagsethiken (Mentalitäten) und in der Regel auch ähnlichen sozialen Lagen [im Gegensatz zur Widerspiegelung von "Interessen"];

(2) als Analyse des komplexen gesamtgesellschaftlichen "Feldes" sozialer, wirtschaftlicher und politischer Kräfte [im Gegensatz zur eindimensionalen Strukturlogik von "Systemen"].

Die Elemente dieses "historischen" oder "relationalen" Paradigmas entstammen vor allem der "klassischen Tradition der Sozialwissenschaft", die während der kapitalistischen Modernisierungskrisen des 19. Jahrhunderts entstanden ist und zu der, wie C. Wright Mills (1959) betont, insbesondere Karl Marx, Max Weber und Émile Durkheim zählen. An diese klassische Tradition schließt nicht nur heute Pierre Bourdieus relationale Klassenanalyse an. Mit ihr verbunden ist auch die von Marx kommende Traditionslinie der historischen Klassenanalyse, die sich vom dogmatisierten Marxismus unmißverständlich abgrenzt. Zu ihr gehören insbesondere Rosa Luxemburg, Karl Korsch, Marc Bloch, P.C. Gordon Childe und E.P. Thompson. Mit dem historischen Paradigma können unserer Ansicht nach auch die aktuellen Umhildungen des gesamtgesellschaftlichen Beziehungsgefüges analysiert werden.

Die Frage, was eine Gesellschaft zusammenhält, hatte der klassischen Soziologie ihr Thema und ihr theoretisches Paradigma gegeben. Weber und Durkheim untersuchten seit den 1890er Jahren das Thema in ihren heute noch spannenden großen Studien über die drei großen Bereiche gesellschaftlicher Integration: die ökonomische Arbeitsteilung, die Vergemeinschaftungen und Mentalitäten der Lebenswelt und den politischen Kampf um Herrschaft und Demokratie.

Damals wurden, wie heute, die alltäglichen Lebenszusammenhänge und die politischen Ordnungen durch den Untergang alter Wirtschaftsweisen und durch eine neue Modernisierung der Technologie und des Systems der globalen Arbeitsteilung herausgefordert. Um ähnliche Veränderungen der

'Struktur der sozialen Beziehungen' geht es auch heute. Ihnen soll hier nach dem historisch-relationalen Paradigma nachgegangen werden, das die Akteure der Gesellschaft nicht nach ihren dinglichen Merkmalen der Gruppen- und Klassenzugehörigkeit klassifiziert (also nach Homogenität bzw. Heterogenität), sondern aus ihren vielfältigen Beziehungen in einem sich historisch verändernden Kräftefeld (also nach Dynamiken der Balance zwischen Integration und Kampf bzw. Abgrenzung) begreift.

Der lebensweltliche Klassenbegriff: soziale Milieus als Zusammenhang von Mentalitäten, sozialer Lage und Kohäsion

Da der Begriff der sozialen Milieus erst neuerdings wieder in die Sozialwissenschaften zurückgeführt wurde und durchaus mißverständlich gebraucht werden kann, ist es sinnvoll, die weitere Argumentation mit eigenen Definitionen und Autorenangaben einzuleiten.¹

Unter sozialen "Milieus" (Durkheim 1894) verstehen wir die "Vergemeinschaftungen" (Weber 1964) oder "Lebenszusammenhänge" (Negt/Kluge 1972) des Alltags, die sich in gesellschaftlichen "Großgruppen" (Beck 1986) zusammenfügen können. Die "Kohäsion" (Mauss 1969) entsteht, wenn Menschen ähnliche "objektive" Lebenslagen mit ähnlichen "subjektiven" Ethiken alltäglicher Lebensführung bewältigen - und sich darin von wiederum anderen Milieus mit anderen Lagen und Ethiken abgrenzen. Die Milieus sind damit auch "historische Erfahrungsgemeinschaften" (Vester u.a. 1995).

Die unmittelbaren Vergemeinschaftungen (Weber 1964), die sich zwischen Lebenspartnern, Verwandten, Nachbarn, Freunden, ArbeitskollegInnen usw. bilden, erlangen ihre Identität und Kohäsion als Milieus nicht unbedingt durch die Homogenität vorher vorhandener Eigenschaften, sondern vor allem dadurch, daß man sich auch in seiner Verschiedenartigkeit (bzw. Komplementarität) nach Geschlecht, Alter, Mentalität usw. "braucht". Kohäsion wird durch eine aktive Praxis der Vergemeinschaftung und der Abgrenzung erworben. Die subtilen Geschmackskriterien des Habitus und der Mentalitäten drücken die Grundeinstellungen aus, nach denen die Menschen ihr Verhältnis zur Arbeit und zum Lebensgenuß, zum sozialen Miteinander und zur Partnerschaft, zur sozialen Ungleichheit und Gerechtigkeit usw. gestalten.

¹ Der Begriff des Milieus wurde schon 1894 von Durkheim (1961, 194ff; vgl. Mauss 1969) benutzt und wieder eingeführt in die Politologie von R.M. Lepsius (1973, zuerst 1966), in die lebensweltliche Klassenanalyse (auch mit den Begriffen des Lebenszusammenhangs und der Klassenkultur) von uns (Negt/Kluge 1972, Vester 1970), in die Meinungsforschung von Ulrich Becker/ Horst Nowak (1982), in die Geschichtswissenschaft von Lutz Niethammer (1983ff), in die Analyse sozialer Bewegungen von Raschke (1985, S. 428ff), in die Soziologie von Stefan Hradil (1987). Wir benutzen den Milieubegriff im Sinne der englischen Kulturalisten (Thompson 1987; Clarke u.a. 1981; vgl. Maas 1980) als "lebensweltlichen Klassenbegriff" (Vester u.a. 1993, 104-107).

Jede dieser verschiedenen Ethiken der Lebensführung hat eine relativ konsistente Gestalt, auch wenn ihre "praktische Logik" nicht die der intellektuell ausgearbeiteten Ethiken sein kann (Bourdieu 1982, 1987). Die Grundeinstellungen verändern sich, als Lebensziele, in der Regel nur sehr langfristig. Die Mittel dagegen, mit denen diese Ziele erreicht werden, also die Attribute und Praktiken des Lebensstils, wechseln innerhalb eines Menschenlebens und auch viel rascher.

Da die Milieus jedoch aus der Interaktion verschiedenartiger Menschen bestehen, bilden sie keine "Schuhladen" mit uniformen Inhalten, sondern bewegte "Felder", deren Angehörige breit streuen; in den Feldern sind Schwerpunkte, aber auch Rand- und Übergangszonen auszumachen. Als ein "sehr locker abgegrenzter Zusammenhang" (Thompson 1978, 85) hat jedes Milieu durchaus ein Zentrum und eine Peripherie - und somit eine abgegrenzte Identität.

Gruppen mit verwandtem Habitus finden ihre Gemeinsamkeiten auch über den Horizont der unmittelbaren Vergemeinschaftungen hinaus. Sie bilden gesellschaftliche "Makromilieus" (Hradil 1987) oder "Großgruppen" (Beck 1986), die als sozial-moralische Milieus auch durch eine bestimmte politische Repräsentanz (Lepsius 1973) und durch eine "Integrationsideologie" (Matthias 1957) zusammengehalten werden. Je nach sozialhistorischer Konstellation können diese Milieus sich als Gesellschaftsklassen, Stände, Kasten, Schichten usw. zueinander verhalten. Die gesamtgesellschaftlichen Milieus entsprechen insofern einem "lebensweltlichen Klassenbegriff" (Vester u.a. 1993, 104-107; vgl. Thompson 1987, Clarke/Hall u.a. 1981).

Im Unterschied zum alltagssprachlichen Begriff des Milieus meint unser Milieubegriff nicht, daß die Individuen überwiegend durch gesellschaftliche Umwelteinflüsse geprägt werden. Unser Begriff des Milieus rückt das aktive und gestaltende Moment der Interaktion zwischen den Individuen in den Vordergrund: Die Menschen schaffen ihre Zusammenhänge ebenso wie sie von diesen geschaffen werden.

Milieuzugehörigkeit kann nicht umstandslos durch bewußte kognitive Entscheidung oder Selbstzuordnung der Einzelnen erworben oder gewechselt werden. Die Muster der Interaktion, des Geschmacks und der sozialen Distinktion sind zu subtil, komplex und unbewußt, als daß sie einfach "gewollt" werden können. Auch der heute gern hetonte Wechsel von "Bastelidentitäten" und "Lebensabschnittspartnern" hält sich sehr oft in den Mustern milieutypischer Lebensphasen; ihre Buntheit beziehen sie vom Wechsel der Attribute und Praktiken des Lebensstils und weniger von einem Wechsel der grundlegenden Lebensziele.

Dies unterstellt aber die herkömmliche Meinungsforschung, die die Einstellungen der Menschen zu sozialen und politischen Fragen häufig wie isolierte Garderobenstücke behandelt, die beliebig gewechselt und komhiniert werden können. Die neuere Lebensweiseforschung ist dagegen zu

der Auffassung zurückgekehrt, daß diese Einstellungen in konsistente, nach sozialen Milieus deutlich unterscheidbare Gesamtmuster des Lebensstils eingebettet sind. Bei näherer Betrachtung sind in diesen Mustern Mentalitätstypen zu erkennen, die bestimmten historischen Traditionslinien etwa der oberen, mittleren und unteren sozialen Klassen bzw. ihrer Berufs- und Teilgruppen zugehören und so auch schon in der klassischen Sozialwissenschaft von Weber (1964), Sombart (1969), Durkheim (1961, 1983, 1988) und Geiger (1932) untersucht worden sind.

Diese großen typenhildenden Analysen gruppenspezifischer Alltagsethiken haben eine wichtige, von Marx gelassene Forschungslücke gefüllt. In seiner Religionssoziologie erörtert Weber (1964, 368ff.) die Eigenheiten und Unterschiede der verschiedenen Alltagsmentalitäten und Ethiken, die jeweils für bestimmte soziale Gruppen, Berufe und Klassen "typisch" sind. Typisch sind sie, weil sie aus bestimmten sozialen Gruppenerfahrungen "erklärt" werden können - und nicht weil sie deterministisch als Widerspiegelung aus einer bestimmten sozialen Lage "abgeleitet" werden können. "Typisch" bedeutet auch Streuung und Vielfalt in einer nicht geringen Variationsbreite. Nach Weber wie auch nach den neueren Forschungen der englischen Kulturalisten (Clarke/Hall u.a. 1981; Thompson 1987; Maas 1980; Vester u.a. 1993, 101-107) können auf dem Boden ähnlicher sozialer Lage-Erfahrungen durchaus verschiedene Alltagsethiken entstehen.

Diese Pluralitätstheorie erklärt beispielsweise, warum in der Arbeiterklasse vom linken Sektierertum über klassenkämpferische, marxistische und sozialdemokratische Weltanschauungen bis zur christlichen Soziallehre und zum Arbeiter-Autoritarismus die verschiedensten Deutungen sozialer Ungleichheit koexistieren. In der klassischen SPD-Studie von SINUS (SPD 1984) verteilen sich z.B. die etwa 40% erwerbstätigen "Arbeiter" auf sechs, allerdings doch eng benachbarte Mentalitätsformen der "kleinen Leute" (vgl. Abbildung weiter unten), und zwar je zur Hälfte auf die drei unteren Milieus (Traditionelle, Traditionslose und Neue Arbeiter) und auf die drei Milieus der Mitte (Kleinbürgerliche, Aufstiegsorientierte und Hedonistische Mitte).

Die Forschung geht zugleich von einem historischen Beharrungs- oder Hysteresis-Effekt des Habitus aus (Geiger 1932; Bourdieu 1982; vgl. Thompson 1987). Die Chance, sich dagegen abzusetzen, wird erst den nächsten Generationen zugeschrieben, und auch nur mit der Einschränkung, daß der Apfel nicht weit vom Stamm falle. Die These des Beharrungseffekts führt zu dem Paradox, daß nach ihren Prämissen die Menschen und ihre Milieus, obwohl lebendige und sich ständig bewegende Subjekte, weniger und langsamer ändern als die Institutionen und Systeme, denen doch so viel Starrheit zugeschrieben wird. Das Paradox läßt sich jedoch ein Stück weit auflösen, wenn wir Beharrung nicht als eine Form der Unbeweglichkeit verstehen, sondern als eine aktive Bewältigungsstrategie, mit der, ge-

gen den Strom schwimmend, die eigene Position wenigstens gehalten werden soll.

Es handelt sich um Eigensinn (Negt/Kluge 1981; Lüdtke 1993), die Zähigkeit des Selbermachens der eigenen Lebensumstände unter sich wandelnden Herrschaftsstrukturen. Wenn die Menschen schon nicht die große Geschichte selber machen können, so können sie doch wenigstens die kleine Geschichte ihres Alltags machen. Soziale Veränderungen folgen nicht eindimensionalen Strukturtendenzen, sondern werden in historischen Spannungsfeldern erkämpft, in denen die Kräfte der Vergemeinschaftungen sich aktiv oder mindestens eigensinnig mit den Kräften von System und Herrschaft auseinandersetzen (Weber 1964, 27-41, 275ff; Thompson 1987; Vester u.a. 1993, 71ff.). Mit ihrem Eigenleben haben die sozialen Milieus zugleich ihre eigene Geschichte. Sie haben eigene Erinnerungen und Verdrängungen, Kontinuitäten und Brüche und vor allem spezifische, sich geschichtlich nur widerstrebend verändernde Muster des Zusammenhalts und der Abgrenzung gegen andere Vergemeinschaftungen.

Das Konzept einer *longue durée* der großen gesellschaftlichen Milieus, die trotz erheblicher Wandlungen der Mittel die wesentlichen Grundzüge ihrer kulturellen Identität nicht verlieren, steht den Auflösungsthesen entgegen, die *tabula rasa* mit der Geschichte machen, wenn sie den großen "Tendenzen" der Differenzierung, Polarisierung oder auch Individualisierung die liquidatorische Allmacht zubilligen, alle gemütlichen und ungemütlichen früheren Ungleichheitsverhältnisse im Säurebad des modernen Kapitalismus aufzulösen.

Historische Dynamiken des gesellschaftlichen "Feldes": Polarisierung, Differenzierung und Pluralisierung sozialer Klassen

Da soziale Milieus nicht unabhängig von den "Vergesellschaftungen", d.h. ihrer Lage im ökonomischen System, bestehen, nehmen sie im Gefüge der sozialen Arbeitsteilung und Ungleichheit durchaus bestimmte "objektive" Positionen und Lagen ein. Der Begriff der sozialen Milieus setzt die Vorstellung einer vertikalen Klassenstufung keineswegs außer Kraft. Welche Gestalt aber diese Stufung hat, welche gesamtgesellschaftliche Konfiguration die sozialen Milieus miteinander bilden, ob sie sich als Stände, Schichten oder soziale Klassen, als Altersklassen, Geschlechtsklassen oder ethnisch-kulturelle Gruppen formen, hängt vom historischen Charakter der gesamten Gesellschaftsformation ab.

Das Gesamtgefüge sozialer Ungleichheit ist bis heute eine solche "historische Konfiguration". Archaische soziale Ungleichheiten (wie die der Geschlechtsklassen, Altersklassen und Ethnoklassen) lagern sich in spätere, vormoderne historische Formationen (wie ständische, klientelistische, konfessionelle oder regionale 'cleavages') ein, die wiederum in den heute dominanten modernen und postmodernen (bürgerlichen bzw. kapitali-

stischen) Klassenkonstellationen gewandelte Funktionen zugewiesen bekommen.

Entstanden aus immer neuen Zyklen sozialer und politischer Kämpfe und entsprechender Veränderungen der Struktur der sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechts- und Altersklassen, den ethnischen und kulturellen Gruppen, den Berufs- und Wirtschaftsgruppen usw., können diese Beziehungsstrukturen nicht so eindimensional definiert werden wie in den ökonomistischen Klassen- und Schichttheorien.²

Umgekehrt wäre es nur eine Verlegenheitslösung, jenen zu folgen, die Unübersichtlichkeit, Vielfalt, Heterogenität und Vielschichtigkeit zu "Merkmale" der Gesellschaftsstruktur machen.

Daß soziale Milieus durchaus eine von kapitalistischen Produktionsverhältnissen dominierte vertikale Stufung bilden (die sich aber mit "horizontalen" Differenzierungen kombiniert), entspricht auch anderen neueren Forschungen. Gerade von nichtmarxistischer Seite ist eine kritische Ungleichheitsforschung vorangebracht worden, die die soziale und politische Chancen-Ungleichheit unserer Gesellschaft deutlich thematisiert (Kreckel 1983, 1992; Berger 1986; Hradil 1987, 1992; Berger/Hradil 1990; Geißler 1992). Wenn aber diese Klassenstruktur nicht die Form der harmonischen Differenzierung hat, von der die Modernisierungstheorien reden, und auch nicht die einer dramatischen Zweipoligkeit, die das Marxsche Akkumulationsgesetz verkündet, welche Gestalt hat sie dann?

Hier ist eine neue Theoriebildung notwendig. Wenn wir verschiedene empirische und theoretische Elemente der historischen Ungleichheitsforschung zusammenbringen, ergibt sich eine mögliche - und mit Vorsicht zu gebrauchende - Hypothese.

In den Forschungen zu Perioden der eher integrativen Phasen der langen Wachstumswellen des Kapitalismus finden sich, grob gesprochen, Größenordnungen einer vertikalen Klassenschichtung nach Oben, Mitte und Unten von mehr oder minder 20:60:20 Prozent. Die (in sich durchaus heterogene) "Mitte" ist hier relativ integriert und groß. Ein Wachstum der Ex-

² Die Zuordnung zu Großgruppen nach addierten Schicht-Merkmalen (Einkommen, Ausbildung, Beruf) ist beispielsweise dadurch ad absurdum geführt, daß heute Begriffe wie "Mittelschichten" oder "Dienstleistungen" mehr als die Hälfte der Erwerbsbevölkerung bezeichnen und damit wesentliche Unterschiede zwischen den sozialen Teil- und Untergruppen überdecken. Ebenso schafft die "logische" Ableitung aus Positionen im ökonomischen System Pauschkategorien, mit denen die Differenzierungen sozialen Verhaltens nicht erklärt werden können. Nicht zufällig brechen in den Hauptwerken von Karl Marx wie von Max Weber die Kapitel zur Klassendefinition jeweils nach wenigen Seiten an der Stelle ab, wo diese Zugehörigkeit "logisch" aus der Stellung zu den Produktionsmitteln bzw. aus den Erwerbsklassen abgeleitet werden soll. Ihre wirkliche Fruchtbarkeit entwickeln Marx wie Weber in ihren historisch-spezifischen Analysen. Historisch konkrete Gesellschaftsanalysen, von denen es nicht wenige Beispiele gibt, gelangen zu der Erkenntnis, daß im Gefüge sozialer Ungleichheit die alten historischen Formen nicht aufgelöst sind, sondern in einer Art Wiederkehr des Verdrängten eine "Konfiguration" von "Ungleichzeitigem" bilden.

tremple ist offensichtlich im Zaum gehalten. Die sozial privilegierten Milieus umfassen ungefähr ein Fünftel (Keller 1988), in manchen peripheren und staatssozialistischen Ländern auch einen "Wasserkopf" von bis zu 30 Prozent. Die früheren "unterständischen" Schichten (Conze 1966) bzw. die heutigen "Grundschichten" (Geißler 1994) bilden das "Suhmerged Fifth" (Harrington 1964; vgl. Paine 1961 [1792/93], 477), das zuweilen auch weniger als 15 Prozent umfassen kann.

Wenn die Mitte nun in der Tat die größte Gruppe der vertikalen Stufung ist und zur gesamtgesellschaftlichen Integration beiträgt, ist dies schon eine Konstellation des "sozialen Friedens" oder nur die einer "Institutionalisierung" der sozialen Kämpfe? Tatsächlich trifft die verbreitete These, daß die große Mitte nach kleinhürgerlichen bzw. harmonistischen Mustern an die herrschende Ordnung angepaßt sei, empirisch nur teilweise zu. Denn ein ebenfalls großer Teil der Mitte hat sich die Teilhabe an Wohlergehen und Respektabilität in der Tradition der demokratischen europäischen Volks- und Arbeiterbewegungen selber erkämpft. Die Situation des relativen Gleichgewichts zwischen den sozialen Klassen ruht also auf einer Art Klassenkompromiß. Auch die westdeutsche Milieustufung mit ihren großen Kernmilieus hat - wie vormals auch die DDR mit ihrer eigenen Form bürokratischer Klientelsicherung - die Proportionen eines solchen Kompromisses.

Vor allem während stürmischer Perioden der Umstellung der kapitalistischen Produktionsweise standen die historischen Klassenkompromisse mit der Mitte zur Debatte. Die "Logik" der Neustrukturierung war in der Regel aber nicht die einer absoluten Polarisierung im Sinne des Marxschen Akkumulationsgesetzes, in der die Mitte durch Deklassierung mit dem untersten Klassenlager zu einer revolutionären Mehrheit verschmilzt. Konkrete historische Forschungen verweisen vielmehr darauf, daß diese Prozesse sehr häufig segmentiert verliefen: Sie wurden weitgehend durch die vertikalen und horizontalen Gliederungslinien der Gesellschaft (die im nächsten Abschnitt dieses Aufsatzes als historische 'Gräben' oder 'cleavages' am Beispiel Deutschlands nochmals angesprochen werden) kanalisiert.

E.P. Thompson (1980, 268) hat das Theorem aufgestellt, daß absolute Klassenpolarisierung nicht als Regel (wie das 'Allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation' von Marx und Engels annahm), sondern nur als historischer "Sonderfall" möglich ist: "Klasse als ein Produkt der kapitalistischen Industriegesellschaften des 19. Jahrhunderts, das dann das heuristische Verständnis von Klasse geprägt hat, hat in der Tat keinen Anspruch auf Universalität, sondern ist in diesem Sinn nicht mehr als ein Unterfall der historischen Formationen, die aus Klassenkämpfen entstehen." (Thompson 1980 [1978], S. 268).

In seiner Analyse der englischen industriellen Revolution sah Thompson (1987, 206ff.), daß die Modernisierung der Technologien und der Produk-

tionskonzepte zwar eine Logik der Polarisierung in der bisherigen gesellschaftlichen Mitte begründete. Aber diese verlief nach Wirtschaftszweigen segmentiert, und sie hatte auch "Gewinner"! Es öffnen sich "mehrere Scheren", und zwar nicht nur nach unten, sondern auch nach oben. Eine Gruppe nach der anderen polarisierte sich nach Verlierern und Gewinnern der Modernisierung.

Indem Thompson die Lage der Arbeiterklasse nicht pauschal nach statistischen Durchschnittswerten, sondern jede Teilgruppe für sich untersucht, gelangt er zu zwei anderen Ergebnissen als die Modernisierungs- und Polarisierungstheorien. Zum einen werden die Verlierergruppen deutlich: Es ist nicht "das Proletariat", sondern es sind Frauen, Kinder (von denen die Hälfte das fünfte Lebensjahr nicht erlebte!), ungelernete und ausländische Arbeiter, ältere Menschen mit aussterbenden Berufen und die Opfer katastrophaler Wohn- und Umweltbedingungen. Zum anderen wird deutlich, wie nachdrücklich Struktur und Qualität der sozialen Beziehungen deformiert wurden, und dies auch wieder besonders zu Lasten der Kinder, der Frauen, der Älteren, der Ausländer und der Ungelernten. Die heute endlich wiederentdeckten "neuen sozialen Ungleichheiten" (H. Geißler 1976, Hradil 1987) sind also nicht so neu, sondern vermutlich der bisher häufigste historische Fall. Soziale Ungleichheit wird demnach meist nicht von den Milieus der Gesellschaftsklassen als ganzen getragen, sondern (je nach Milieukultur in durchaus verschiedenem Maße) diskriminierend weitergegeben an die schwächsten Glieder der Vergemeinschaftungen. Hier liegt die potentielle Wurzel einer Minoritätengesellschaft: einer verschärften Patriarchalisierung und Ethnisierung sozialer Konflikte und eines ebenso autoritären Umgangs mit Kindern und Alten sowie regionalen und sozialen Minderheiten.

Schließlich ist von Bedeutung, wie diese Dynamiken sich auf das dreistufige Gesamtfeld sozialer Milieus auswirken. Vieles spricht für die Annahme, daß die Umstellungskrisen der Sozialmilieus nicht an den Extremen, sondern in der Mitte der Gesellschaft die größte Irritationswirkung erzielen. Nirgendwo anders kann die "normale" Abgestimmtheit von Habitus und sozialer Lage so auseinanderfallen.

In der industriellen Revolution blieben die Betroffenen weitgehend auch physische Opfer des Fortschritts und sozial ausgegliedert, bis in jahrzehntelangen Kämpfen schrittweise ihre soziale und politische Teilhabe und ein Mehr an Aufklärung, Individualchancen und Wohlfahrt erstritten war. Auch heute ist die soziale Integration nicht zuletzt eine Frage des sozialen Handelns der Milieus und der Kämpfe um politische Klassenkompromisse zwischen den politischen Eliten.

Die sozialen und kulturellen Unterschiede sind in unserer Geschichte immer wieder durch Kampf-Koalitionen überbrückt worden. Zwischen Gruppen mit verschiedenen Mentalitäten und Soziallagen haben sich vertikale Arbeitsteilungen herausgebildet, wie etwa im Patron-Klientel-Tandem zwi-

schen Parteiliten und Wählerpotentialen. Gruppen mit verschiedenen Interessenlagen haben sich gegen gemeinsame Gegner koalieren können. Bei ihrer Heterogenität bedurften sie freilich eines zusätzlichen Bindemittels, d.h. einer sie von anderen Lagern abgrenzenden Interessengemeinschaft, Öffentlichkeit und Integrationsideologie, wie sie z.B. der Marxismus war, die katholische Soziallehre noch ist und die moderne Individualisierungs-ideologie aufgrund ihrer Vieldeutigkeit und ihrer Fähigkeit, vieles zu deuten, durchaus noch werden könnte. Die Integrationsideologien (Matthias 1957) können auch Ausdruck der kulturellen Hegemonie spezifischer Elitemilieus über bestimmte Klientelmilieus sein.

Soziale Öffnung: Individualisierung und pluralisierte Klassengesellschaft

Seit in den 1980er Jahren die Individualisierungstheorie ihren Aufschwung nahm, wurde die Frage bedeutsam, wie weit sich in Westdeutschland die alte Klassengesellschaft tatsächlich auflöste. Zum einen wurde das Aufkommen sogenannter postindustrieller Konfliktlinien um Fragen der Ökologie, des Geschlechterverhältnisses, der Multikulturalität, des Friedens usw. thematisiert (Baker/Dalton/Hildebrandt 1981; Pappi/Terwey 1982; Weßels 1991). Zum anderen wurde mit der Theorie der Individualisierung eine Entstrukturierung bzw. Auflösung der historisch gewordenen Zusammenhänge und Abgrenzungen behauptet, insbesondere auch von Ulrich Beck (1986, 140).

Das Konzept der Individualisierung kann auf eine seltene Erfolgsgeschichte zurückblicken. Sein Vokabular wird nicht nur 'oben', in der Wissenschaft und der öffentlichen Rede, verwendet. Es ist auch tief in die Alltagssprache eingedrungen. Nur scheint es, daß jeder darunter etwas anderes verstehen kann: mehr eigenständige Orientierung oder mehr Orientierungsverlust, mehr Bildungs- und Geschmackskultur oder mehr Teilhabe an der Konsum- und Freizeitvielfalt, mehr Eigenverantwortung oder mehr Haltlosigkeit oder Eigensucht. Diese Vieldeutigkeit des Konzepts beruht nicht zuletzt darauf, daß "Individualisierung" zunächst nichts anderes bezeichnet als eine negative Abgrenzung gegen das Bild einer geschlossenen Gesellschaftsordnung, in der große und kleine Kollektivitäten - der Staat, die Weltanschauungen, die Klassenmilieus, die Nachbarschaften, Familien usw. - das Verhalten und die Lebenschancen der Individuen von außen, disziplinierend oder fürsorglich, steuern oder uniformieren.

Die popularisierte Individualisierungsthese, die sich längst von den wissenschaftlichen Skrupeln und Reflexionen Becks gelöst hat, verbindet sich heute gern mit ihrem alten Antipoden, dem Theorem der Verelendung oder Anomie. Die Gesellschaft scheint sich nun in eine positiv individualisierte Elite und eine negativ individualisierte, anomische Masse zu polarisieren.

Um die tatsächliche Gültigkeit der Individualisierungsthese zu überprüfen, haben wir den Wandel der Sozialstrukturen und Mentalitäten in mehrjährigen Forschungen, 1993 veröffentlicht in dem Buch "Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel", einer umfassenden, qualitativen wie repräsentativen empirischen Untersuchung unterzogen. Das Ergebnis war eine "soziale Gesamtlandkarte", in der erstmals die Lage, Größe und Veränderung der (west)deutschen Klassenmilieus, ihrer Mentalitäten, Kohäsionsformen und ökonomischen Situierungen festgestellt werden konnten.

Beispielsweise fanden wir in einer Sekundärauswertung der neun Mentalitätstypen der Lebensweltforschung des SINUS-Instituts (SPD 1984; Becker u.a. 1992; Flaig u.a. 1993) nach der Theorie Bourdieus (1982, 1987), daß in den Milieus die kulturellen Unterschiede der alten Klassenmentalitäten fortleben, jedoch in gewandelten Formen. Zwar ist ein ideologisch und intellektuell durchgeformtes Klassenbewußtsein selten geworden. Aber in der Alltagskultur wirken noch eine obere (distinktive), eine mittlere (strebende) und eine untere (bescheidene) Klassenmentalität fort. "Horizontal", innerhalb dieser sozialen "Etagen", sind die "individualisierten" Milieus zu Lasten der weniger "modernen" Milieus erheblich gewachsen, und zwar auf etwa 65%. Die "Individualisierung" ist also wirksam, aber nicht als eine absolute Tendenz, sondern als eine Art 'Umfärbung' der Klassenmentalitäten (Vester u.a. 1993).

Die lebensweltlichen Sozialmilieus in Westdeutschland (1982 > 1992)			
Habitus	modern 14% > 20%	moderne Mitte 38% > 45%	traditionell 46% > 35%
Oberklassenhabitus: "Distinktion" 22% > 19%	ALternatives Milieu 4% > 2%	TEC Technokratisches Milieu 9% > 9%	KONServatives Milieu 9% > 8%
Habitus der Arbeitnehmer- Mitte: "Streben" 58% > 59%	HED Hedonistisches Milieu [Konsumorientierte Mitte] 10% > 13%	AUF Aufstiegsorientiertes Milieu [Leistungsorientierte Mitte] 20% > 24%	KLB Kleinbürgerliches Milieu [Statusorientierte Mitte] 28% > 22%
Arbeiterhabitus: "Notwendigkeit" 18% > 22%	NEA Neues Arbeitermilieu 0% > 5%	TLO Traditionsloses Arbeitermilieu 9% > 12%	TRA Traditionelles Arbeitermilieu 9% > 5%

Größengerechte Anordnung der SINUS-Milieus nach U. Becker u.a. 1992 und Flaig u.a. im Raum des Habitus nach P. Bourdieu 1982, S. 211-219.

Dies zeigt sich eindrucksvoll am Wandel der "Mentalitäten der Mitte", die ganz überwiegend Arbeitnehmermentalitäten sind. Sie haben durch einen "Masseneffekt der Individualisierung" viel von ihrer traditionellen "Angepaßtheit" verloren. Der nach oben blickende, enge und quasi servile Habitus der traditionellen Kleinbürger umfaßt nur noch 22%. Die Mehrheit besteht heute aus modernen und aufgeschlossenen Angestellten und Facharbeitern, die seit den Bildungsreformen in modernere Aufstiegsmilieus gekommen sind (jetzt 24%), und aus einer bedonistischen, relativ jugendlichen Fraktion von 13%. Nur diese dritte Teilgruppe entspricht dem Bild einer vorwiegend auf den eigenen Konsumgenuß orientierten Individualisierung. - Die sozialen Milieus lösen sich also nicht nach einem "allgemeinen Gesetz der Individualisierung" auf. Alle Milieus deklinieren die Individualisierung nach ihrer eigenen Façon.

In den Phasen der Prosperität konnte eine solche dreistufige und horizontal pluralisierte Gesellschaft keine polarisierenden Konflikte um die soziale Frage produzieren. Sie besaß in der differenzierten Mitte starke kohäsive Kräfte, durch die Individualisierung aber auch mehr Reformpotentiale. Diese Konstellation könnte als 'pluralisierte Klassengesellschaft' bezeichnet werden: Klassengesellschaft wegen der vertikalen Unterschiede nach Mentalitäten, sozialen Lagen und Macht - pluralisiert wegen ihrer großen und vielfältig differenzierten Mitte.

Soziale Schließung: Die neue soziale Schere und die politischen Mentalitäten

Allerdings verfestigen sich Klassen- und Aufstiegsschranken seit den 1970er Jahren wieder. Die quasi ständischen Schließungspraktiken, mit denen die Gruppen auf den oberen sozialen Leitersprossen nun wieder verstärkt ihre Exklusivität sichern, sind, im Sinne Max Webers (1964, 31ff., 260ff.), Hauptmechanismen einer neuen Klassenstabilisierung.

Damit entsteht eine neue vertikale soziale Schere. In vielen Milieus schrumpft der Anteil der sozial Gesicherten, während die Anteile der privilegierten Modernisierungsgewinner und der Modernisierungsverlierer zunehmen. Was dadurch wächst, ist nicht eine zusammenhängende Unterklasse, sondern ein heterogenes Feld von sozial benachteiligten Gruppen im unteren und mittleren Teil der Gesellschaft, die als Milieu- und Mentalitätsgruppen nicht zusammengehören: Teile einer "neuen Unterklasse" von schlecht Ausgebildeten, am Rande zu prekärer Beschäftigung oder Dauerarbeitslosigkeit; benachteiligte Frauen; Ausländer und Zuwanderer; durch die persönliche Situation (konkret: den "Vergemeinschaftungsstatus") Benachteiligte, z.B. Kranke ohne soziale Netze, Alleinerziehende, Durchschnittsverdienende mit Kindern, durch die Strukturkrisen freigesetzte Ältere usw.

Die neue soziale Schere, die die relativ integrierte Arbeitnehmergesellschaft ablöste, brachte nach 1989 die gesellschaftspolitische Lagerbildung

in Bewegung. Als mit der Öffnung der europäischen Grenzen die Weltmarktkonkurrenz ganz nahe rückte, wuchsen zunächst die neuen, indirekten Formen des sozialen Konflikts - wie die enorme Politikverdrossenheit, der offene Ausländerhaß oder die jugendkulturellen 'Krawalle'. Inzwischen werden auch die anderen, dem arbeitnehmerischen Zentrum der Gesellschaft näheren Konfliktformen wieder aktueller.

Die Fragen der sozialen Gerechtigkeit, der Gleichstellung der Frauen, der Multikulturalität, der sogenannten "politischen Verdrossenheit" und der Bereitschaft, sich selber in alten oder neuen Formen politisch zu engagieren, haben wir in unserer Repräsentativbefragung über einen sogenannten "Politikstil-Indikator" mit 44 Statements thematisiert (Vester u.a. 1993, 305-354). Aus den Cluster- und Faktorenanalysen ergaben sich sieben gut unterscheidbare "Politikstile", die wir dann auch bestimmten sozialen Lagen, Milieus und auch Formen des sozialen Zusammenhalts zuordnen konnten.

Insgesamt wurde deutlich, daß die meisten Milieus die neuen und die alten sozialen Ungleichheiten sehr kritisch beurteilen: Etwa zwei Drittel der Bevölkerung, die sich in fünf der sieben Typen wiederfinden, sind mehr oder minder stark von sozialen und politischen Verhältnissen "verdrossen". Aber die Motive der Unzufriedenheit sind je nach Typus so verschieden, daß wir keineswegs die Tendenz einer einheitlichen Polarisierung zwischen Privilegierten und Deklassierten (in der auch die Mitte aufgehen könnte) behaupten können.

Das Feld teilt sich vielmehr in vier weltanschauliche Haupttendenzen, die zum Zeitpunkt der Befragung (1991) sogar vier gleich große Lager von je etwa 25% der Bevölkerung bildeten. Die vier Lager des politischen Alltagsbewußtseins, die übrigens nicht unmittelbar mit den politischen Parteilagern identisch sind, entsprechen den vier großen gesellschaftspolitischen Weltanschauungen bzw. Ideologien und ihren Krisen:

- (1) Individualisierung ("Selbstverwirklichung"),
- (2) Modernisierung ("industrielle Leistungsgesellschaft"),
- (3) konservative Ordnung ("ständische Hierarchie") und
- (4) Deklassierung ("Zweidrittelgesellschaft").

Zwar halten sich diese gesellschaftspolitischen Lager (und mehr noch die parteipolitischen Lager) nicht strikt an die Einteilung der neun Alltagsmilieus, aber sie konzentrieren sich doch in ganz bestimmten Milieuzonen.

(1) Individualisierung. Das Lager der 'Kritisch Engagierten' konzentriert sich in den obersten und modernsten Milieus. Gerade diese moderne Avantgarde der Bevölkerung auf der Sonnenseite der Modernisierung ist nicht in ichbezogene Einzelne zerfallen, sondern sozial und politisch besonders motiviert. Als jüngere Generation in moderneren Berufen und Aushildungen hat sie deutlich überdurchschnittliche Standards in Bildung,

Geselligkeit, sozialer Solidarität, politischer Partizipation und der Bereitschaft zur Eigenverantwortung. Sie sind geprägt durch die neuen sozialen Bewegungen und kritisch engagiert für politische und soziale Gleichstellungen. Zu ihnen zählen die beiden Untergruppen der "Sozialintegrativen" und der "Radikaldemokraten". Überdurchschnittlich vertreten sind im Politischen: SPD, Grüne, Gewerkschafts- und Bürgeraktivität, teilweise Nichtwähler. - "Individualisierung" bedeutet hier mehr Selbstbestimmung und nicht Zerstörung des sozialen Zusammenhalts.

(2) Modernisierung. Die "Individualisierung" zeigt sich nicht nur in den modernen Avantgardemilieus. Ein Masseneffekt der "Individualisierung" hat auch die Arbeitnehmersmilieus der "modernen Mitte" stark verändert. Dies ist die mittlere Generation in mittleren Einkommens- und Bildungsstufen und in den modernisierten Arbeiter- und Angestelltenberufen. Auch ihre Standards an sozialem Zusammenhalt, sozialer Toleranz, Solidarität und demokratischen Werten sind überdurchschnittlich: "Leben und leben lassen!" Aber diese Arbeitnehmergegeneration des Wirtschaftswunders verliert durch die wirtschaftlichen und sozialstaatlichen Umstrukturierungen ihre Sicherheit und ist daher von Parteien, Institutionen und der "sozialen Marktwirtschaft" desillusioniert. Bei der "skeptischen modernen Arbeitnehmermitte" wirken die Traditionen der europäischen Arbeiter- und Volksbewegungen nach, die ihre Rechte und ihre Teilhabe am gesellschaftlichen "Fortschritt" nicht von oben empfangen, sondern aus eigener Kraft erarbeitet und erkämpft haben. Hier kehren diejenigen Züge des klassischen Arbeiterbewußtseins wieder, die sich auf die Erfahrung der Unsicherheit und das Mißtrauen gegen Gott, Kaiser und Tribun stützen. Es herrscht allerdings, da die Unzufriedenheit von keiner gesellschaftspolitischen Perspektive (etwa der SPD) strukturiert wird, eine vollständig defensive, auf die Restauration des erodierenden Sozialstaats gerichtete Stimmung vor. - Überdurchschnittlich vertreten sind im Politischen die SPD und, bei einer bisher eher kleinen Minderheit, die rechte Protestwahl.

(3) Konservative Ordnung. Die "zufriedene Mitte" lebt aus konservativ-ständischen Traditionen in sozial sicheren und überschaubaren Zusammenhängen und Hierarchien. Sie besteht aus der eher gutsituierten Leitgruppe der "Traditionell-Konservativen" und ihrer arbeitnehmerischen Klientel, den "Gemäßigt-Konservativen". Allerdings hat der Individualisierungseffekt auch diese konservative Mitte verändert. Sie ist durch Erosion sogar um ca. 7% auf ca. 24% geschrumpft. Die Abwanderer, zwei Gruppen von je etwa 2 Millionen jüngere Angestellten und jüngeren Arbeitern, sind durch modernere Arbeits- und Lebenswelterfahrungen von der engen und hierarchischen Alltagsmoral ihrer Elternmilieus abgerückt.

(4) Deklassierung. Der Zerfall sozialer Bindungen ist ein Hauptmerkmal des deklassierten Viertels der Bevölkerung auf der Schattenseite der Modernisierung. Die älteren Generationen aus traditionellen Berufsgruppen und die schlecht ausgebildeten Jüngeren leben in reduzierten so-

zialen Netzen und Standards, fühlen sich sozial ausgegrenzt und grenzen andere ebenfalls aus. Sie richten ihre Ressentiments gegen Schwächere, gegen Ausländer, Menschen mit moderneren Lebensstilen, aber auch "die Politiker". Eine Teilgruppe, die der "Enttäuscht-Apathischen", ist überdurchschnittlich politisch resigniert. Die andere Teilgruppe, die der "Enttäuscht-Aggressiven", sympathisiert eher mit aktivem Protest von rechts. Politisch gibt es zwar bei einem Fünftel der "Deklassierten" besondere Rechtssympathien, besonders in bestimmten Großstadtvierteln. Die Mehrheit hält sich aber realistischerweise noch an die, die sie auch politisch effektiv vertreten können: SPD und CDU/CSU.

Das Gesamtbild dieser politischen Vier-Viertel-Gesellschaft zeigt bisher keine eindeutige Konfliktlinie zwischen dem Oben und Unten der Gesellschaft, obwohl vertikale Ungleichheiten zunehmen.

Vielmehr stehen sich die äußeren gesellschaftspolitischen Lager, das modernste und das traditionalste, gleichsam "diagonal"⁶ gegenüber. Der soziale Zusammenhalt ist auch nicht, wie viele annehmen, am modernen bzw. "individualisierten" Pol besonders erodiert. Er zerfällt vielmehr gerade bei der vierten Gruppe, den Modernisierungsverlierern, die vor allem aus den untersten und traditionalsten Milieus stammen.

Die Lager der Mitte stehen sogar horizontal nebeneinander, das konservative Lager in der rechten Mitte des Sozialraums, das moderne Arbeitnehmerlager eher links daneben. Dies scheint Ausdruck dessen zu sein, daß sie zwei konkurrierende Traditionen der politischen Kultur repräsentieren. Unsere Befunde belegen zwar eine deutliche Verunsicherung der Mitte. Aber aufgrund der relativ stabilen Mentalitätshaltungen ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß sehr große Gruppen aus der Mitte zu den Extrempolen überwechseln. Eher werden sich innerhalb der Mitte selbst neue Orientierungen herausbilden, die an die alten anknüpfen. Auch ist die (arbeitnehmerische) Mitte nicht der Treibsand einer amerikanischen "middle class", die zur abhängigen Klientel der Oberklasse wird (vgl. Galbraith 1992). Unsere Mentalitätsprofile verweisen vielmehr auf eine eigene Dynamik zwischen zwei im Alltagszusammenhalt noch gefestigten Lagern der Mitte, in denen sich die konservativen und die demokratischen Identitäten europäischer Tradition ausdrücken.

Die Forschungen bestätigen keineswegs, daß die gegenwärtige gesellschaftspolitische Immobilität eine Folge von entpolitisierten und egoistischen Mentalitäten ist. Mit der Individualisierung sind vielmehr die Potentiale demokratischer Kompetenz und Reform mehrheitsfähig geworden.

⁶ Das Lager der Individualisierung konzentriert sich bei Angehörigen der obersten und modernsten Milieus, also halbkreisförmig oben und links in Bourdieus Sozialraum. Das Lager der Deklassierung konzentriert sich bei Angehörigen der untersten und traditionalsten Milieus, also unten und rechts in Bourdieus Sozialraum. - Dies entspricht Bourdieus Befund einer sog. "systematischen Verzerrung", d.h. Drehung des Feldes der Politik im sozialen Raum (Bourdieu, 1982).

Im vorpolitischen Alltag haben vielfältige Strömungen der Bürgerinitiative, der Selbsthilfe, der gegenseitigen Hilfe und der Eigenverantwortung ein nie dagewesenes Ausmaß erreicht.

Aber diese Potentiale eines solidarischen Gesellschaftsprojektes übersetzen sich nicht in die "große Politik". Symptomatisch dafür ist die vollständig defensive, auf die Restauration des erodierenden Sozialstaats gerichtete Stimmung im Lager der enttäuschten modernen Arbeitnehmermitte. Dies ist jedoch nicht ein Problem der Milieus, sondern der "großen Politik" selber. Denn dort sind die Entwicklung von Perspektiven und der Wechsel zu den jüngeren Generationen immer noch hockiert.

Literatur

- Beck, Ulrich 1986, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main
- Becker, Ulrich/Becker, Horst/Ruhland, Walter 1992, Zwischen Angst und Aufbruch. Das Lebensgefühl der Deutschen in Ost und West nach der Wiedervereinigung, Düsseldorf
- Becker, Ulrich/Nowak, Horst 1982, Lebensweltanalyse als neue Perspektive der Meinungs- und Marketingforschung, in: E.S.O.M.A.R.-Kongreß 1982, Bd. 2, S. 247 - 267
- Berger, Peter A. 1986, Entstrukturierte Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen sozialer Ungleichheit im historischen Wandel, Opladen
- Berger, Peter A./Hradil, Stefan (Hrsg.) 1990, Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Göttingen (Soziale Welt Sonderband 7)
- Betz, Hans-Georg 1992, Wahlenthaltung und Wählerprotest im westeuropäischen Vergleich, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 19/92, S. 31 - 41
- Bourdieu, Pierre 1982 [1979], Die feinen Unterschiede, Frankfurt/Main
- Bourdieu, Pierre 1987, Sozialer Sinn, Frankfurt/Main
- Clarke, John/Hall, Stuart u.a. 1981, Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, hg. von Axel Honneth, Frankfurt/Main
- Conze, Werner 1966, Vom "Pöbel" zum "Proletariat". in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln-Berlin 1966, S. 111-136
- Durkheim, Émile 1961 [1894], Die Regeln der soziologischen Methode, Neuwied
- Durkheim, Émile 1983, Der Selbstmord, Frankfurt/Main
- Durkheim, Émile 1988, Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt/Main
- Flaig, Berthold Bodo/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg u.a. 1993, Alltagsästhetik und politische Kultur, Bonn
- Galbraith, John Kenneth 1992, Die Herrschaft der Bankrotteure. Der wirtschaftliche Niedergang Amerikas, Hamburg
- Geiger, Thendor 1932, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes, Stuttgart
- Geißler, Heiner 1976, Die neue soziale Frage, Freiburg
- Geißler, Rainer 1992, Die Sozialstruktur Deutschlands, Opladen
- Geißler, Rainer (Hrsg.), Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland, Stuttgart 1994
- Harrington, Michael, Das andere Amerika. Die Armut in den Vereinigten Staaten, München 1964.
- Hradil, Stefan 1987, Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen

- Hradil, Stefan (Hrsg.) 1992, Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung "objektiver" und "subjektiver" Lebensweisen, Opladen
- Kreckel, Reinhard (Hrsg.) 1983, Soziale Ungleichheiten, Göttingen (Soziale Welt Sonderband 2)
- Kreckel, Reinhard 1992, Politische Soziologie sozialer Ungleichheit, Frankfurt/Main, New York
- Lepsius, M. Rainer 1973 [1966], Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: Gerhard A. Ritter (Hrsg.), Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973.
- Lepsius, M. Rainer 1974, Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Richard Löwenthal/Hans Peter Schwarz (Hrsg.), Die zweite Republik. 25 Jahre BRD - eine Bilanz, Stuttgart 1974, S. 263 - 288
- Lockwood, David 1979 [1964], Soziale Integration und Systemintegration, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Theorien des sozialen Wandels, Königstein 1979, S. 124-137.
- Lüdtke, Alf, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitserfahrung und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993
- Maas, Utz 1980, Kulturanalyse. Bibliographische Hinweise und Anmerkungen zu den Arbeiten des Birminghamer Centre for Contemporary Cultural Studies, in: OBST 16, S. 118-162
- Mandel, Ernest, Der Spätkapitalismus, Frankfurt 1972
- Matthias, Erich 1957, Kautsky und der Kautskyanismus. Die Funktion der Ideologie in der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, in: Marxismusstudien, 2. Folge, Tübingen
- Mauss, Marcel 1969, Cohésion sociale et divisions de la sociologie (Oeuvres, 3.) Paris
- Merleau-Ponty, Maurice 1965, Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin
- Mills, C. Wright 1963 [1959], Kritik der soziologischen Denkweise, Neuwied/Berlin
- Mooser, Josef 1984, Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a.M.
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1972, Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit, Frankfurt/Main
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1981, Geschichte und Eigensinn, Frankfurt/Main
- Niethammer, Lutz (Hrsg.) 1983ff., Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 3 Bde., Berlin, Bonn
- Paine, Thomas 1962 [1792/93], Die Rechte des Menschen, Berlin
- Pappi, Franz Urban 1983, Konfliktlinien, in: Schmidt, Manfred G. 1983, Westliche Industriegesellschaften. Wirtschaft - Gesellschaft - Politik (Pipers Wörterbuch zur Politik, Bd. 2), München/Zürich, S. 183-191
- Pappi, Franz Urban/Terwey, Michael 1982, The German Electorate: Old Cleavages and New Political Conflicts, in: Döhring/Smith 1982, S. 174-196
- Parkin, Frank 1983, Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.) Göttingen 1983, S. 121-135 [zuerst engl. 1974]
- Raschke, Joachim 1985, Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß, Frankfurt a.M./New York
- SPD 1984, Planungsdaten für die Mehrheitsfähigkeit der SPD. Ein Forschungsprojekt des Vorstandes der SPD, Bonn
- Thompson, Edward P. 1987 [1963], Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Frankfurt/Main.
- Thompson, Edward P. 1978 [1965], The Peculiarities of the English, in: ders., The Poverty of Theory & other Essays, London
- Thompson, Edward P. 1980, Plebejische Kultur und moralische Ökonomie, hrsg. von Dieter Groh, Berlin

- Vester, Michael/Peter von Oertzen/Heiko Geiling/Thomas Hermann/Dagmar Müller, Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln 1993.
- Vester, Michael/Hofmann, Michael/Zierke, Irene, Soziale Milieus in Ostdeutschland, Köln 1995
- Weber, Max 1964, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Köln/Berlin
- Weber, Max 1988a, Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. Akademische Antrittsrede [Freiburg, Mai 1895], in: ders., Gesammelte Politische Schriften, Tübingen 1988 [1921].
- Weber, Max 1988b [1918], Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland, in: ders., Gesammelte Politische Schriften, Tübingen 1988 [1921].
- Weßels, Bernhard 1991, Erosion des Wachstumsparadigmas: Neue Konfliktstrukturen im politischen System der Bundesrepublik?, Opladen
- Young, Michael 1958, The Rise of the Meritocracy 1870-2033, London [deutsch: Es lebe die Ungleichheit, Düsseldorf 1961]
- Zapf, Wolfgang u. a. 1987, Individualisierung und Sicherheit, München

Vorschau

Z - Nr. 28

erscheint Anfang Dezember 1996

mit dem Schwerpunktthema

Öko-Aspekte

- mit Beiträgen zu: Klima; Gold; Gentechnologie; Globalisierung; Sustainability als Alternative; Sustainability kritisch;
- sowie zu: Zehn Jahre nach dem Historiker-Streit; Historiker-Streit und die "89er";
- und zu: Mehrwert und Übergang zum Sozialismus; Europäische Währungsunion; Agrarstruktur der neuen Bundesländer; Fiskalmodell der Arbeitslosigkeit; Holzkamp und die Lerntheorie; Hegels Dialektik (II); Rückblick auf die Klassendiskussion in Z;
- außerdem: Berichte, Zuschriften/Kritik, Rezensionen.

Wolfram Burkhardt

Zu den deutschen Intellektuellen heute

Von "Spezialisten des Allgemeinen" zu "Allgemeinen Spezialisten"?

I. Bestandsaufnahme

Im Zuge des kapitalistischen Formwandels polarisiert sich die bundesdeutsche Gesellschaft unmer stärker; im Licht steht zunehmend eine Interessenkoalition sozialer und politischer Kräfte unter dem Banner der Formierung produktivistischer Wettbewerbsgemeinschaften; im Dunkeln schreiten Marginalisierungen und soziale Desintegration voran. Die antiegalitären Herrschaftsideologien von Effizienz, Führung, Deregulierung und Flexibilisierung werden immer mehr von intellektuellen Diskursen in diese Richtung begleitet und gestützt.

Seit 1989 wird in der neuen Bundesrepublik intensiv von Intellektuellen über Intellektuelle debattiert. Von einer "Krise der Intellektuellen" (Leggewie), von "Wende-Intellektuellen" (Baier) und vom "Versagen der Intellektuellen" (Dahrendorf) war und ist in unterschiedlichen Kontexten und Debatten die Rede.

Spätestens seit den politischen Umbrüchen nach 1989 lassen sich innerhalb der intellektuellen Diskurse im engeren Feld der Sozial- und Geisteswissenschaften grob verschiedene Tendenzen skizzieren:

- Eine Einsicht in den angeblichen "Endzustand der Geschichte"¹ mit dem "weltweiten Sieg" des "liberalen Projekts". Der Zusammenbruch des sozialistischen Staatensystems versetzte insbesondere postmodernen Theorien einen gewaltigen Schub: "Im Gegensatz zu den allwissenden und allumfassenden Großideologien des Jahrhunderts und ihrer zerstörerischen Kraft gibt jene (die Postmoderne, W.B.) jetzt den Ton an, indem sie ins entgegengesetzte Extrem verfällt: die Lust am Relativieren aller Werte, an der Beliebigkeit der Orientierungen, am Leben und Lebenlassen, am Privatisieren, nachdem die "Entdramatisierung sozialer Auflösungsprozesse" (Axel Honneth) so erfolgreich gelungen ist. Wie es kaum überspitzt auf den Begriff gebracht worden ist: Die Postmoderne denkt Babylon als glückliche Stadt (Norbert Bolz)."²

- Die Verabschiedung von Denkweisen und Konzepten, mit denen eine grundlegende Veränderung der Wirtschafts- und Sozialverfassung themati-

siert wird. Gerade die Debatten um "Zivilgesellschaft und Demokratie" zeigten diesen Paradigmenwechsel in aller Deutlichkeit. Statt wie noch vornehmlich in den siebziger Jahren Demokratisierungsforderungen an den Staat und die Wirtschaftsverfassung zu stellen, wird als Adressat das Subjekt "Zivilgesellschaft", definiert als öffentlicher Raum diesseits von Wirtschaft und Staat, als offenes Geflecht freier Initiativen, Gruppen, Vereinigungen, Verbände und Bewegungen, ausgemacht.³ Statt sich den aus den weltweit negativen Folgen kapitalistischen Wirtschaftens resultierenden grundsätzlichen Fragen über Alternativen der herrschenden Produktions- und Regulationsweise ernsthaft und im universalistischen und egalitären Sinne zu stellen, "(...) pendeln die Konzepte gemeinsinnstiftender und wertgebundener Demokratiestabilisierung zwischen dem etwas altmodisch wirkenden Freiheitscredo des individualistischen Liberalismus und der durchaus modischen Gemeinschaftsphilosophie kommunitaristischen US-Imports, deren tertium comparationis die 'Abkehr vom Etatismus', die Option für Selbsthilfe und Selbstorganisation und der Konsenshaushalt ihrer Interpreten sind."⁴ Kurz: Der Begriff der Gemeinschaft gewann neue normative Kraft, wiewohl seine realen ökonomischen und politischen Ressourcen nunmehr immer stärker unter Druck gerieten: Die "Zivilgesellschaft" setzt sowohl die sozialstaatliche Bändigung sozialer Ungleichheit als auch die Anerkennung des Rechts und der Toleranz gegenüber Minderheiten und somit die Anerkennung der zivilen und friedlichen Regelung von Konflikten in der Innen- und Außenpolitik voraus, die sich darüber im demokratischen Prozeß ständig erneuern muß. Im Zuge des heraufziehenden "metropolitanen Triadekapitalismus" beschränken globalisierte Marktbeziehungen und Kapitalbewegungen staatliche Handlungsspielräume und richten sich angebotsseitig funktional auf die Weltmarkt Konkurrenz aus; auf der anderen Seite mehren sich Prozesse sozialer Desintegration, die von innen die staatliche Regulierung belasten. Die politischen Kräfte des hegemonialen Blocks nehmen dabei die soziale Polarisierung und Desintegration billigend in Kauf, um sie politisch-ideologisch zu entsorgen.

- Politisch zeigten sich bundesdeutsche Intellektuelle im umfassenderen Sinne seit 1989 als privilegienlose Teilhaber an der öffentlichen Meinungsbildung; zu den Umbrüchen auf nationaler, europäischer und globaler Ebene waren kaum weitreichende Erläuterungen zu hören. Der ehemaligen "Aufgabe" der Intelligenz, aus Ereignissen kritische Orientierungen und Sinn zu destillieren, haben sie sich weitgehend enthalten. Abseits vom politischen Entscheidungsprozeß wurde die Intelligenz zudem kaum nach ihrer Meinung gefragt, selbst als ideologisch legitimierender Sinnstifter wurde sie nicht benötigt - gefragt war die politische Tat.

¹ Vgl. hierzu Perry Anderson, *Zum Ende der Geschichte*, Nördlingen 1993.

² Gilbert Zieburg, *Überläßt die "Eierköpfe" ihrem Schicksal*, in: *Forum Wissenschaft* 3/91, S. 40-42, hier: S. 40.

³ Norman Paech, *Wertewandel oder Strukturveränderung*. Wolfgang Abendroths Stellung in der gegenwärtigen Demokratiedebatte, in: *Z* 21, März 1995, S. 35-46.

⁴ *Ebd.*, S. 38.

II. "1968"

Interessant war der Vergleich der medial ausgetragenen Diskurse zum zwanzig- bzw. fünfundzwanzigjährigem "Jubiläum von 1968": 1988 wurden die 68er - meist in der Gleichsetzung mit den kritischen Intellektuellen - eher "milde und freundlich als hedonistische Modernisierer, als Aktivposten der bundesrepublikanischen 'Erfolgsgeschichte' beurteilt. (...) 1988 wollten nahezu alle 68er sein (...), das milde Urteil macht Sinn. Denn die Linke war theoretisch gelähmt, politisch ohne Einfluß, und sie hatte doch zur Entrümpelung der modernisierungsgehemmten Adenauer-Zeit beigetragen. Welch ein Wandel wenige Jahre später! Zum 25jährigen Jubiläum wurden die 68er für nahezu alle Übel verantwortlich gemacht. Für Rostock, Mölln und Solingen, für die Brutalität an den Schulen, für mangelnden Leistungswillen als Ursache der Standortgefährdung, für hypermoralische Bedenken gegenüber "normaler" Großmachtspolitik.⁵ Linksintellektuelle bezichtigten andere Linksintellektuelle (manche auch sich selbst) des Totalitarismus, des Demokratiedefizits und des menschenverachtenden Utopismus: "Manch einer, der für Kinderläden, gegen Krieg und Atomkraft demonstriert hat, erweckt nun den Eindruck, er habe Erschießungskommandos geleitet. Übrigens ganz im Gegensatz zu den Mächtigen, die sie ehemals wirklich geleitet haben."⁶

Diese wilden Rundumschläge und Ausbrüche von Intellektuellenhaß - dem intellektuellen Selbsthaß entspringend -, zeigen nur unterschiedlich konfuse Antworten auf einen gesellschaftlichen Prozeß, der ihre Spielräume einengt.

Mittlerweile hat man den Eindruck, daß die "Krise der Intellektuellen" sich zu einer Krise der geisteswissenschaftlichen Fächer ausgeweitet haben muß: Man denke an die "Krise der Soziologie"-Reihe in der *Zeit*, in der z.B. Dahrendorf die Vermutung anstellt, ihre Ursache liege in der Nicht-Thematisierung der für die Analyse des heutigen Kapitalismus wichtigen Fragen. Auch Dubiel, der die "Krise der Kritischen Theorie" analysiert, konstatiert eine "politisch-historische Konstellation, die, wenn auch nicht in ihrem Gehalt, aber doch in ihrem dramatischen Potential an jene Zeiten erinnert, in denen die kritische Theorie entstanden ist."⁷ Am Ende des 20. Jahrhunderts akkumulierten die dramatischen Problematiken der internationalen Ordnung, des Naturverhältnisses, der politisch-ökonomischen und sozialpolitischen Organisation zu einer Krisenerfahrung, "deren Vieldimensionalität und globale Gestalt uns stumm macht. (...) Und alle Nachfahren der kritischen Theorie sind eigentümlich resigniert oder/und zy-

⁵ Georg Bollenbeck, *die Weise vom sittlichen Staat*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 2/1995, S. 214-219, hier: S. 214.

⁶ Ebd., S. 215.

⁷ Helmut Dubiel, *Die verstummten Erben. Kritische Theorie in der Krise*, in: *Neue Rundschau*, H. 3/1995, S. 64-75, hier: S. 65.

nisch."⁸ Hieraus folgt nun nicht etwa ein Plädoyer für intellektuelle Radikalität, sondern das Verorten "im Zusammenhang der Gesellschaft, die die neue kritische Theorie kritisiert. Auch als anspruchsvolle Theorie maßt sie sich nicht an, 'wesenhafte' Realitätsdefinitionen zu liefern, die dem 'scheinhaften' Selbstverständnis normaler Menschen gegenübergestellt werden müßten. Geschichtsphilosophischen Gewißheiten hat sie entsagt. Die letzte Instanz, an der sich ihre Theoriebildung orientiert, ist das öffentliche Raisonement des demokratischen Publikums."⁹ Sollte hier weiterhin auf den "Konsensdiskurs Zivilisierung"¹⁰ gesetzt werden, welcher auf die Reflexion der gesellschaftlichen Machtverhältnisse als Strukturierung der politischen Öffentlichkeit und der "Zivilgesellschaft" verzichtet, begibt sich diese Position in die von Türcke prägnant bezeichnete Falle: "Unter den Bedingungen des Marktkults bringt die Durchsetzung gleicher Rechte immer auch eine Verschärfung des Konkurrenzkampfs mit sich, was nicht gegen die Rechte spricht, sondern gegen die Bedingungen, unter denen der Einsatz für sie steht - Bedingungen, an die keine Bürgerinitiative oder Bürgerrechtsbewegung heranreicht, und die das Konzept der *civil society* wie eine Mathematik erscheinen lassen, die nur die Zahlen nach dem Komma rechnet, weil ihr die davor zu groß sind."¹¹

Ähnlich argumentiert Hondrich, der die "Gefangenheit im Konsens" der Soziologie beklagt und dafür eintritt, den "Konflikt zwischen der Rolle des engagierten Bürgers und Intellektuellen, der dem Konsens seiner Wertgemeinschaft verpflichtet ist, und der des Wissenschaftlers, der die Wahrheit auch auf Kosten des Konsenses sucht", anzunehmen und nicht einseitig zugunsten des Konsenses aufzulösen.¹²

Mit der Konsenssuche einhergehend zeigt sich in den letzten Jahren ein paradox erscheinender Effekt: Zwar hat die sozialwissenschaftliche Intelligenz entgegen den Prognosen vom akademischen Proletariat in den letzten zwanzig Jahren in vielen öffentlichen Bereichen, vor allem in den Medien, Fuß gefaßt, und viele ihrer Begriffe sind in den massenmedialen Jargon eingegangen. Dabei scheint ihr aber ein gewisses Maß an Distanz zur Gegenwart abhanden gekommen zu sein.¹³ Der Alltagsverstand eines durchschnittlichen Rezipienten der medialen Kultur registriert weniger öffentliche Eingriffe in die herrschende Politik im Sinne oppositioneller Positionen als vor 1989. Dabei ist diese Form politischer Kundgebung wiederum mehr denn je von der Wahrnehmbarkeit in Zeitungen und Fernsehen ab-

⁸ Ebd., S. 66.

⁹ Ebd., S. 75.

¹⁰ Vgl. Frank Deppe, *Auf- und Abstieg der neuen Mittelklasse*, in: *Z* 26, Juni 1996, S. 97.

¹¹ Christoph Türcke, *Max Horkheimer und die Versuchungen der kritischen Theorie*, in: *Neue Rundschau*, H. 3/1995, S. 48-63, hier: S. 59.

¹² Karl Otto Hondrich, *Gefangen im Konsens*, in: *Der Spiegel* 22/1996, S. 88f.

¹³ Vgl. Detlev Claussen, *Absenzen der Soziologie. Die Selbstdemontage einer Wissenschaft*, in: *Neue Rundschau*, H. 3/1995, S. 32-41.

hängig: Durch die geschickte Schaffung eines Medienereignisses kann eine symbolische Kundgebung von zehn Personen so zu einem "wichtigeren" Ereignis werden als beispielsweise eine Gewerkschaftskundgebung mit Tausenden von Teilnehmern, die die Produzenten von Medienereignissen außer acht läßt. Ähnliches gilt für Intellektuelle, die ihre Produktion so folgerichtig auf die Erwartungshaltung von Medien zuschneiden und sich Prestige lieber im Fernsehstudio statt im Hörsaal erwerben. Der Preis hierfür kann die Distanzlosigkeit und der Übergriff des strukturellen Antintellektualismus der Massenmedien sein.¹⁴ Die Kehrseite der Medaille ist die fachwissenschaftliche Partialisierung und die universitäre Rückzugsposition des "Allgemeinen Spezialisten": "Die Kulturproduzenten sind heute im Begriff, einer unabwendbaren Alternative nicht mehr entrienen zu können: entweder ein Experte, d.h. ein Intellektueller im Dienst der Herrschenden (sei es des Staates, sei es privater Mäzene) zu werden oder einfach ein kleiner, unabhängiger Produzent alter Art zu bleiben, wie ihn der Professor verkörpert, der in seinem Elfenbeinturm seine Vorlesungen hält."¹⁵

III. Diagnosen

Die Interpretationen der Debatten um eine neue Rolle der Intellektuellen differieren erheblich: Eine Reihe von Autoren - unterschiedlicher politischer und wissenschaftlicher Herkunft - betont die *generationsspezifische* Prägung vieler Intellektueller durch "1968" und ihre notwendige Ablösung durch die "89er": "Die intellektuell erfaßte Zweistaatlichkeit und das emotional erfahrene Wohlleben sind eine unselige Verbindung eingegangen. Die Überheblichkeit, die daraus erwuchs, hat den Achtundsechzigern - denen, die politisch überlebten - einen Streich gespielt und sie gehindert, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Die Geschichte hat sie überlistet - und abgewählt... Ihr Erbe wird nicht weitergetragen. Es ist versunken und der Blick nun frei - auf jene Generation, die 1989 und 1990 geprägt worden ist" - so die Erklärungsvariante von Seebacher-Brandt. Ähnlich argumentiert Leggewie, der in den "89ern" "die ersten Leitfiguren der Berliner Republik" ausmacht, deren Vorgänger - "die Flakhelfer und die 68er als markanteste westdeutsche Generationsgestalten nach 1945" - die Vorboten des Neuen mißachten würden. Wissenschaft und Politik sollten mit einer neuen Generation von Intellektuellen rechnen, die nicht an den Prägungen und Einstellungen der Nachkriegszeit gemessen werden könnten: "Die 89er haben weder das Organisationsvermögen der Kapitäne des Wirtschaftswunders noch die Schubkraft der studentischen und popkulturellen Avantgarden. Fordismus und kultureller Umbruch haben sich aufgezehrt, damit ändern auch 'Organisation' und 'Bewegung' ihren Charakter. Es wirken die Para-

doxien informeller Organisation und individueller Bewegung, neue Muster politischer Sozialisation und Mobilisierung tauchen auf. Eine dritte Stufe des Wertewandels wird möglich: Den Volksparteien und Tarifikämpfen der Materialisten stehen die 89er ebenso fern wie den neuen sozialen Bewegungen und der Pop-Kultur der Postmaterialisten." Leggewie konstatiert für die "89er" eine identitätsstiftende Konstellation des "historischen Schlüsselereignisses, das Mutationspotential neuer Leitideen und Wertorientierungen, sowie die politische Krisis."¹⁶ Die alten Intellektuellen können nicht mehr, haben keine Antworten mehr hzw. sind politisch und kulturell desavouiert, und die neuen und ihr Denken muß sich seit 1989 erst herausbilden?

Ersteren Schluß legt auch Bude nahe: In seiner Untersuchung über das "Altern einer Generation" führt er einundzwanzig lange, qualitativ ausgewertete Gespräche mit Angehörigen der Jahrgänge 1938 bis 1942. Alleamt "Achtundsechziger, für die der kritische Ton einst die Voraussetzung für den sozialen Aufstieg war und die nunmehr als Repräsentanten der kulturellen Mehrheit gelten können" - "eine Fernsehredakteurin, ein Politiker der Grünen, eine Psychotherapeutin, der Leiter einer gewerkschaftlichen Bildungsstätte, eine Städteplanerin und ein Verleger, eine als Restaurantbesitzerin tätige Politologin und ein als Handwerker arbeitender Soziologe - sowie einige Professorinnen und Professoren".¹⁷ Alle waren sie "mittlere Aktivisten" der Studentenhewegung, deren normales Schicksal mitsamt ihrer jetzigen Sicht auf ihre Vergangenheit und ihre Zukunft Bude interessierte. Aber was ist aus neomarxistisch inspirierten "Ableitungsmarxisten und Parteaufbauarbeitern", was aus der Fraktion der "Essayisten" aus dem "Zentrum der Kulturkritik Frankfurt", die sich "unter dem Einfluß der Kritischen Theorie ganz dem 'Unbehagen in der Kultur' hingaben" sowie den "Sympathisanten der antiautoritären 'Sponti-Szene'" geworden? Berufsmäßig sind sie heute mehr oder weniger der "neuen Mittelklasse" zuzuordnen.¹⁸ Die unterschiedlichen Varianten des Protestes gehen für Bude allerdings auch mit "grundsätzlichen Alternativen der Lebensführung" einher, die veranschaulichen könnten, "wie es sich in einer 'Gesellschaft von Gesellschaftskritikern' lehen läßt". Um das Ergebnis kurz auf einen Nenner zu bringen: Es läßt sich relativ gut lehen; ausgestattet mit jeweils relativ bohem kulturellen und Bildungskapital sowie mit relativ gesichertem ökonomischen Kapital machen die befragten Personen einen ausgesprochen 'milden' Eindruck.¹⁹ Fazit Budes, welches sich zum Teil mit

¹⁶ Claus Leggewie, Die 89er. Porträt einer Generation, Hamburg 1995, S. 146.

¹⁷ Bude 1995, S. 37.

¹⁸ Vgl. zu dieser: Frank Deppe, Auf- und Abstieg der "neuen Mittelklasse", in: Z 26, Juni 1996, S. 88-100.

¹⁹ Die drei 68er Rationalitätstypen sind bei Bude: 1. der "marxistische Weiterklärer": "Hierarchist" mit sozialem Geschick in verschworenen Gruppen mit dem kognitiven Ideal der gedanklichen Geschlossenheit und dem Hang zu Ritualen; 2. der "Essayist": "Experimentalist", der intellektuell mobil auf die "Gelegenheitsvernunft" setzend, frei von kultureller Ehrfurcht, jedem System gesellschaftlicher Anerkennung suspekt

¹⁴ Vgl. Pierre Bourdieu, Die Intellektuellen und die Macht, Hamburg 1991, S. 56ff., sowie Detlef Claussen, Absenzen der Soziologie, a.a.O., S. 37.

¹⁵ Ebd., S. 95.

manch feuilletonistischen Deutungen der Langzeitgeschichte der '68'er deckt: "Es bleibt die Erkenntnis, daß 1968 eine Generation von Kriegskindern auf eine günstige Opportunitätsstruktur des sozialen Wandels traf. Ein diffuses Unbehagen fand die Bedingungen einer wirkungsvollen Artikulation. Die Motive des Protests erklären daher nicht den Erfolg der sozialen Bewegung. Nur erwächst aus diesem glücklichen Zusammentreffen für die Achtundsechziger-Generation nunmehr die Last ihrer Geschichte. Den um 1940 Geborenen werden historische Effekte zugeschrieben, für die sie gar nicht verantwortlich sind. Weil sich ihnen damals die Chance bot, ein bißchen auf der wilden Seite zu leben, werden sie heute als die Autoren eines in Wahrheit anonymen sozialen Wandels angesehen. (...) Von ihrem Lebensgefühl her sind sie eine Generation deutscher Kriegskinder, aber durch ihre Wirkungsgeschichte sind sie zu den Heroen einer gesellschaftlichen Transformation geworden, die sich immer wieder die Konfrontation mit ihren einstigen Absichten gefallen lassen müssen. Dabei wissen sie selbst nicht, woher sie kommen, was sie wirklich erreicht haben und wohin sie gehen."²⁰

IV. Intellektuellenrolle und -position

Es scheint sich bei den bundesdeutschen Intellektuellen seit 1989 ein Wechsel zu einem größeren Maß an Distanz zu politischen Bewegungen abzuzeichnen. Dies legen die Beiträge vieler Intellektueller nahe, die - geprägt von der Aufbruchzeit des bundesdeutschen *Bewegung*sintellektuellen 1968 - diese Rolle in Frage stellen und die *Autonomie* des Intellektuellen betonen und einfordern.

Dieser Einstellungs- und Rollenwandel fällt in eine Zeit des umfassenden gesellschaftlichen Umbruchs. In der "Krise des Fordismus" zeichnet sich auch in der Bundesrepublik eine "soziale Krise" ab: Der Abschied von einer Politik der Vollbeschäftigung und einer vormals tendenziell universalistischen sozialpolitischen Inklusion bedingt mit dem "Umbau des Sozialstaats" in Richtung arbeitsmarkt- und wohlfahrtsstaatliche Deregulierung neue gesellschaftliche Spaltungs-, Fragmentierungs- und Ausgrenzungsprozesse. Wie verhalten sich bundesdeutsche Intellektuelle zu der tendenziellen Abkehr von universalistischer Inklusion und der Hinwendung zu sozialen Partikularismen?

gegenüberstehend, Schutz in der heroischen Attitüde suchend ein ästhetisches Verständnis der Politik entwickelt; 3. die "Masse der Mobilisierten": "Konsensualisten", das Ideal der Zwischenmenschlichkeit pflegend, auf den herrschaftsfreien Diskurs setzend, Hierarchien ablehnend und sich vor sozialer Zurücksetzung fürchtend, die Gesellschaftskritik zum biographischen Projekt machend und sich immer noch in Opposition zur Gesellschaft wählend, obwohl längst zu den Protagonisten der kulturellen Mehrheit geworden (vgl. Bude 1995, S. 86ff.)

²⁰ Bude 1995, S. 359.

Die Intellektuellendebatten in der Bundesrepublik seit 1989 lassen sich nicht als "Generationskonflikte" interpretieren, sondern sollten unter der für die Veränderung der Intellektuellenrolle im historischen Prozeß zentralen Thematik der Beziehung zwischen *Fachmann* und *Allgemeinheit*, *Elite* und *Masse* sowie *Autonomie* und *Heteronomie* betrachtet werden. In diesem Spannungsverhältnis zeichnet sich seit 1989 eine tendenzielle Schwerpunktverschiebung von der *Allgemeinheit* zum *Fachmann*, von der *Masse* zur *Elite* und von der *Heteronomie* zur *Autonomie* ab. Was sind die Gründe dieser Schwerpunktverschiebung?

Zu ihrer Einschätzung ist es notwendig, auf die *Tätigkeit* und die *Funktion* von Intellektuellen innerhalb der arbeitsteilig organisierten kapitalistischen Gesellschaft einzugehen. Daß es hierzu eines gesellschaftstheoretischen Begriffes der Gesellschaft und des intellektuellen Feldes bedarf, liegt auf der Hand. Versuche, die Veränderungen von Rolle und Position der Intellektuellen feuilletonistisch anhand des Abgleichens ihrer früheren und ihrer heutigen Aussagen zu erfassen, thematisieren nur Veränderungen der Intellektuellen im Verhältnis zu sich selbst. Zum Erfassen der Mechanismen von Distinktionsgewinnen auf dem intellektuellen Markt, zum Einblick in die Abfolge von Kritik, Transformation und Destruktion der Kritik trägt ein solches ideologiekritisches Verfahren sicherlich bei, es begibt sich aber der Chance, tieferen Einblick in die komplexen sozialhistorischen Veränderungen der Gesellschaft und ihre Auswirkungen auf die Intellektuellen und ihre gesellschaftliche Rolle zu erlangen.

Vielmehr ergibt sich aus den mit dem Alltagsverstand wahrnehmbaren drängenden Problemlagen der kapitalistischen Gesellschaft die Notwendigkeit, die Intellektuellen funktional in bezug auf diese zu analysieren. Hierzu hat Gramsci wichtige Anregungen gegeben: Sein Begriff der "organischen Intellektuellen" umfaßt diejenigen, die nicht nur an der Kohärenz einer gesellschaftlichen Gruppe arbeiten, sondern die Interessen dieser Gruppen über ökonomisch-korporatistische Begrenzungen hinaus mit gruppenübergreifenden Zielen verknüpfen. Intellektuelle sollten demnach nicht als "Stand", also als "traditionelle Intellektuelle" begriffen, sondern als Akteure einer tendenziell hegemonialen Funktion betrachtet werden, die auf einem antagonistischen Feld um soziale Gestaltung und Hegemonie ringen.

Wesentliches Merkmal der Hegemonie ist bei Gramsci die Organisationsstruktur der Zivilgesellschaft, die auch auf der Professionalität der Wissensfunktionen und ihrer Träger, der Intellektuellen, beruht.

Negt beklagt zu Recht die verlorengegangene Fähigkeit linker Intellektueller, den Kampf um Symbole und Sprache als einen politischen Kampf zu betrachten: "Um die Kräfte der sozialen und politischen Integration, wozu jetzt auch das nationale Einheitssyndrom gehört, gegen alle instabilen, von unten kommenden Ansprüche zu stärken, sind kritische Intellektuelle erstaunlicherweise bereit, sich ihrer eigenen Symbole, ihrer Sprache und

Denkweise enteignen zu lassen. Vor diesem Sprachtribunal der Rechten sind Worte angeklagt wie Utopie, Emanzipation, direkte Demokratie, Konflikt und anderes mehr.²¹ Diejenigen Intellektuellen, die vormalig über ihr eigentliches intellektuelles Feld hinaus engagiert waren und so zu Intellektuellen einer tendenziell hegemonialen Gruppe oder einer Bewegung wurden, entbinden sich zunehmend von dieser Funktion. Haug charakterisiert dies als "Anzeichen des Zerfalls gesellschaftlicher Gruppierungen".²²

Welche gesellschaftlichen Gruppierungen sind zerfallen oder im Zerfall begriffen? Die Antwort hierauf kann nur differenziert ausfallen: Natürlich muß zunächst der häufig normativ oder analytisch-abstrakte Begriff von Intellektuellen aus einem klassenanalytischen Blickwinkel erweitert werden. Ohne die in der Zeit der Studentenbewegung einsetzenden sozialökonomischen und kulturellen Prozesse zur Herausbildung einer "neuen Mittelklasse" und der neuen Verortung der Intellektuellenrolle als linksintellektueller Rolle, die durch die Vermittlung von und zu Bewegungen gekennzeichnet war, erscheint eine Annäherung an die derzeitigen Umbrüche nicht möglich. Zunächst erscheint es jedoch als unangebracht und unzulässig, intellektuelle Diskurse in einen Zusammenhang mit ihren Trägern und der Vermutung einer klassenmäßigen Verfaßtheit von Bewußtsein zu setzen. Die Träger von bestimmten Diskursen sind schwerlich eindeutig sozialen Klassen zuzuordnen, da das Feld der öffentlichen und privaten Kommunikation Klassengrenzen überschreitet - was allerdings wiederum nicht zu der gegenteiligen Behauptung verleiten lassen dürfte, daß sich Diskurse klassenspezifisch formieren. Die Klassenlage der Intellektuellen selbst zu definieren, erscheint, ohne konkret historische und politische Untersuchungen für bestimmte Zeitabschnitte vorzunehmen, als nicht besonders weit führendes Unternehmen. Sofern die Intellektuellen nur als "Funktionäre der Ideologie" (Gramsci) existieren, bilden sie keine gesellschaftliche Gruppe über, neben, oder am Rande der gesellschaftlichen Klassen, "sondern haben eine Klassenzugehörigkeit, die auf ihrer komplexen Beziehung zu den verschiedenen Klassenideologien beruht". (Poulantzas)

Statt eindimensional erscheinender Erklärungsversuche des intellektuellen Umbruchs, die vorrangig auf Generationsrücke und Kohortentheorien rekurrieren oder politische Einstellungen von Intellektuellen vornehmlich aus den Eigentümlichkeiten des intellektuellen Feldes und seiner Diskurse analysieren, erscheint es notwendig, das Jahr 1989 nicht als "Bruch" einer vermeintlichen Kontinuität intellektueller Einstellungen zu sehen, sondern den schon vorher einsetzenden schleichenden Wandel anhand der synthetischen Analyse von gesellschaftlicher Entwicklung prozeßhaft zu analysie-

ren. So müßte eine umfassendere materialistische Untersuchung der Intellektuellen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft genau jene Beziehungen zu verschiedenen Klassenideologien klären, ohne dabei die Formierungsbedingungen des intellektuellen Feldes im Zusammenhang mit den Ideologien, ihren materiellen Fundierungen und denen des Feldes selber zu vernachlässigen.

Denn über die *politische* Identität hinaus läßt der Neuorientierungsdiskurs die tieferliegende *soziale* Identität der bundesdeutschen Intellektuellen in das Blickfeld des Interesses rücken. Schließlich sollten die politischen Positionierungen von Intellektuellen vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Zeit; den Bedingungen ihres Berufes, bestimmten historischen Ereignissen und den jeweiligen sozialen, ökonomischen und kulturellen Verhältnissen betrachtet werden. Intellektualität hat einen Zeitkern und kann in Krisen geraten. Die Diskurse über die politische Identität von Intellektuellen und ihre Aufgaben deuten sowohl auf eine veränderte Sichtweise von Gesellschaft als auch auf einen tieferliegenden Wandel der Intellektuellenrolle hin, der auf eine mögliche Krise verweist. Krise bedeutet hier, daß tradierte kritische Begriffe der Aufklärung, wie sie sich in den verschiedenen Strängen von "Gesellschaftskritik" im Verlauf der sechziger Jahre über den universitären Bereich hinaus kristallisierten und bis heute tradierten, für viele Intellektuelle keinen selbstevidenten Hintergrund zur Beurteilung einer gesellschaftlichen Situation mehr darstellen. Die Tauglichkeit von kritischen Theorien und kritischen Begriffen wird zunehmend von vielen derjenigen bestritten, für die jene einmal zum alltäglichen Produktionsmittel der Erklärung und Durchdringung gesellschaftlicher Phänomene sowie Gesellschaft in ihrer Totalität dienten.

Dies allein als "Verrat" zu geißeln, greift zu kurz, da zum einen der Zyklus von Kritik, "Verrat", Transformation der Kritikmuster und Neuformierung zur Geschichte der Intellektuellen gehört, zum anderen der Verratsvorwurf die rationalen Aspekte der Krise von Kritik mißachtet und sich so der selbstkritischen Überprüfung der eigenen Kritikstandards entziehen kann. Hand in Hand mit der Verratsthese geht hisweilen die Vorstellung von Manipulation, wonach die Krise der Intellektuellen eine Machination der Herrschenden sei, die das kritische Potential der Intellektuellen abdränge oder vereinnahme. Auch solche Vorstellungen sind irreführend, da sie das Verhältnis zwischen Intellektuellen und Herrschenden eindimensional verkürzen.

Die andere Erklärungsvariante, wonach die Analyse und Kritik des Kapitalismus nach den weltumspannenden Umbrüchen von 1989 der veränderten gesellschaftlichen Situation nicht mehr standhalten würden, ist ebenso fragwürdig. Sie suggeriert, daß es mit dem Ende des Sozialismus keine Linken, daher auch keine Intellektuellen mehr geben würde und verfällt so selbstreferentiell in die Vorstellung, daß es ohne linke Intellektuelle auch keine rechte Anti-Intellektualität gäbe. Hier zeigt sich die Problematik eines normativen Intellektuellenbegriffs, der den Intellektuellen als vor-

²¹ Oskar Negt, Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht, Göttingen 1995, S. 45.

²² Wolfgang Fritz Haug, Nachbemerkung (zu einer Diskussion "Gibt es einen neuen Verrat der Intellektuellen?", W.B.), in: Das Argument 211/1995, S. 666.

nehmlich "links" und aufklärerischen Traditionen verpflichtet bestimmt, Konservative hingegen als anti-intellektuell markiert.²³ Illusionär wäre es, den Intellektuellen besondere Tugendhaftigkeit zu unterstellen, genauso irreführend indes, sie ohne jeglichen Bezug zu einer (nicht-moralischen) Gerechtigkeit zu bestimmen. Dies wäre eine (verkürzte) Sichtweise auf Intellektuelle als scheinbar autonome, von ideologischen, institutionellen und materiellen Mächten losgelöste Gruppe von Individuen. Intellektuelle können unter den Bedingungen der kapitalistischen gesellschaftlichen Arbeitsteilung mit der Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit gar nicht anders, als in ihrer Tätigkeit (vornehmlich Reden und Schreiben) bestimmte soziale Gruppen zu repräsentieren, soziale Entwicklungen zu begünstigen, zu retardieren oder zu korrigieren. Sie wissen es nicht immer, aber sie tun es.

Es wäre naiv, von der Vorstellung eines autonomen, nicht-dynamischen, kulturellen Feldes auszugehen, welches selbstreferentiell um sich selbst kreist. Stattdessen sollte, ausgehend von Gramscis Analyse der Zivilgesellschaft, das kulturelle Feld als ein dynamisches Kräftefeld intellektueller Tätigkeiten betrachtet werden. Demirovic plädiert so zu Recht für die Beibehaltung eines dynamisch-funktionalen Intellektuellenbegriffs: "In der Zivilgesellschaft entstehen ständig neue Gruppen von Intellektuellen mit jeweils neuen Institutionen und neuen Netzwerken. Sie bilden eigene Verständigungsformen und Kritikstrategien heraus. Es kann keine Rede davon sein, daß die Zeit des universellen, traditionellen Intellektuellen vorbei ist. Vielmehr ändern sich zumeist krisenhaft die Konfigurationen intellektueller Netzwerke, indem sich die Intellektuellen molekular aus einer intellektuell verbindlichen Gruppe mit ihren Kulturtechniken, Weltansichten und Lebensformen lösen, neue Verbindungen knüpfen und neue Verhältnisse zu ihrer Tätigkeit eingehen. Die Wirkungen - auch wenn dies in winzigen, feuilletonistischen Schritten erfolgt und auf den ersten Blick anscheinend nicht ernst zu nehmen ist - sind historisch nachhaltig, denn das gesamte kulturelle Spektrum ändert sich. Es entstehen neue kulturelle Machtverhältnisse zwischen intellektuellen Gruppen."²⁴ Die Praxis der Intellektuellen ist so von entscheidender Bedeutung für die gesellschaftliche Entwicklung, da sie mit dem Entwickeln, Verwerfen und Transformieren von Anschauungen, Begriffen - kurz: Wissen - bestimmte gesellschaftliche Tendenzen ausmachen, sie verstärken, befestigen und zu einer stabilen kollektiven Lebensweise verallgemeinern können. Zur Verallgemeinerung dieser Lebensweise ist eine hohe Beweglichkeit der ihr zugrundeliegenden Denk- und Interpretationsmuster vonnöten, um soziale Allianzen zu schmieden. Diese Muster müssen im Überbau permanent gemacht werden, um die

Bildung sozialer Kollektive und ihrer längerfristigen sozialen Praxis zu ermöglichen.²⁵

So ist die Geschichte der Intellektuellen von Wiederholungen gekennzeichnet, weil die Bewegung des intellektuellen Feldes in Richtung Autonomie von einem ständigen Hin- und Herschwanen der Einstellung zur Politik zwischen dem Engagement in der Welt "irdischer Zwecke" und dem Rückzug in den "Elfenbeinturm" gekennzeichnet ist. Die Rolle des Intellektuellen unterlag so durch das gesamte bisherige zwanzigste Jahrhundert hindurch gravierenden Veränderungen, die sich aus den dramatischen historischen Ereignissen speisten: Aus den Krisen der bürgerlichen Gesellschaft und der damit verbundenen Krise des bis dahin vorherrschenden traditionellen "organischen Intellektuellen" des Bürgertums entwickelte sich vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs und der Oktoberrevolution in der biographischen Erfahrung für viele Intellektuelle der Druck, das Dilemma der Antinomie zwischen Geist und Macht, von Theorie und Praxis im Sinne einer politischen Option zugunsten der Arbeiterbewegung neu zu bestimmen: Der "organische Intellektuelle der Arbeiterbewegung" (Gramsci) war geboren. Auch dieser oszillierte zwischen Autonomie und Heteronomie, wenngleich sich der Widerspruch häufig zuungunsten ersterer auflöste. Anders als für den traditionellen Intellektuellen des Bürgertums stellte sich für den organischen Intellektuellen der Arbeiterbewegung jedoch das Problem des "Klassenverrats": Als Intellektueller war er zumeist Angehöriger einer Klasse, deren intellektuelle Elite genau diejenigen Interessen vertrat, die nicht denen der Masse entsprachen. Schon seit 1968 scheint die Rolle des "organischen Intellektuellen" der Arbeiterbewegung überholt. Viele Intellektuellentheoretiker sehen darin für die Intellektuellen die Chance, zu einem "wahrhaften Korporativismus des Universellen" zu gelangen. Allerdings läßt die gesellschaftliche Wirkung der skizzierten Intellektuellendebatten bisher nicht erkennen, daß sich die Rolle und das Feld des universalistischen Intellektuellen erweitert hätten. Die "Krise des Intellektuellen" scheint vielmehr zum Dauerdiskurs geworden zu sein. Die Geschichte der Intellektuellen hat jedoch auch gezeigt, daß noch für jede neue Konstellation des sozialen Konfliktes die daran beteiligten Klassen und Gruppen ihre Intellektuellen gefunden haben. Diejenigen, die die Alternativen zur Hegemonie der Herrschenden und ihrer intellektuellen Konsensstifter weiterhin ausloten, sollten "sich nicht davon abbringen lassen, dicke Bretter zu bohren. Eines Tages werden sie jenen Grund legen, auf dem man fest stehen kann, in der Theorie wie in der Praxis. Noch allerdings steht es auch hier nicht zum Besten."²⁶

²³ So in der "klassischen" Intellektuellendefinition Sartres, allerdings auch bei Brunkhorst.

²⁴ Demirovic, Alex, Intellektuelle und Gesellschaftskritik heute, in: PROKLA 92, 3/1993, S. 500f.

²⁵ Ders., Regulation und Hegemonie. Intellektuelle, Wissenspraktiken und Akkumulation, in: Hegemonie und Staat, Münster 1992, S. 128-157.

²⁶ Gilbert Ziebura, Überlaßt die "Eierköpfe ihrem Schicksal", S. 43.

Geschlechterverhältnisse und Klassentheorie

Die Erkenntnis, daß das Geschlecht bzw. das Geschlechterverhältnis¹ in der Klassenanalyse nicht zu vernachlässigen und die Klassen- und Schichttheorie zu revidieren sei, hat sich relativ spät und auch heute noch nicht durchgängig in der Klassen- und Schichttheorie durchgesetzt. Im folgenden werde ich überblicksartig

1. den durch die Frauenbewegung und die feministische Forschung angestoßenen Erkenntnisprozeß darstellen;
2. die Konsequenzen erläutern, die sich aus der Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht und des Geschlechterverhältnisses für die marxistische Gesellschaftstheorie ergeben.

Geschlecht und Klassenanalyse

Erst Anfang der 70er Jahre hat die feministische Kritik auf die Geschlechtshindlichkeit der Klassen- und Schichtanalyse hingewiesen und den "intellektuellen Sexismus" der Klassen- und Schichttheorie angeprangert. Als eine der ersten wies Joan Acker in ihrem 1973 im *American Journal of Sociology* erschienenen Artikel darauf hin, daß in der Schichten- und Klassentheorie im allgemeinen von folgenden sechs Prämissen ausgegangen wird:

1. Die Familie ist die Analyseeinheit des Schichtungssystems.
2. Die gesellschaftliche Stellung der Familie wird bestimmt durch den männlichen Haushaltsvorstand.
3. Frauen leben in Familien, ihr sozialer Status wird folglich durch den der Männer bestimmt, zu denen sie gehören.
4. Der soziale Status der Frau ist der gleiche wie der ihres Mannes, zumindestens in bezug auf ihre Stellung in der Klassenstruktur, denn die Familie ist eine Einheit mit durchgängig äquivalenter Bewertung.
5. Frauen bestimmen nur dann ihren eigenen sozialen Status, wenn sie nicht verheiratet sind.

¹ Dieser Begriff umfaßt alle Regelungen der Geschlechterbeziehungen zwischen Männern und Frauen in einer Gesellschaft. Er bezieht sich außerdem auf die Organisationsprinzipien, durch welche die beiden Genus-Gruppen gesellschaftlich zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Zur Bestimmung des Geschlechterverhältnisses gehört die Klärung der Frage, welche Positionen die Genus-Gruppen in den gesellschaftlichen Hierarchien einnehmen und welche Legitimationsmuster es für geschlechtliche Rangordnungen gibt. In diesem Sinn sind Geschlechterverhältnisse Herrschafts- und Machtzusammenhänge, in denen die gesellschaftliche Stellung der Genus-Gruppen institutionell verankert und verstetigt sind.

6. Frauen sind in vieler Hinsicht gegenüber den Männern benachteiligt, denn aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit werden sie unterschiedlich eingestuft, dies ist jedoch für das Schichtungs- und Klassensystem irrelevant.

Acker schreibt dazu, daß von der Grundannahme, wonach die Familie die Analyseeinheit für die Schichtungsstruktur ist, die weiteren fünf Prämissen abgeleitet werden. Auf dieser Grundlage ist es möglich, die Stellung der Frau in der Klassen- und Schichtungsanalyse zu vernachlässigen oder die Bedeutung des Geschlechts als Dimension der Schichtung überhaupt nicht in Betracht zu ziehen.

Die in den USA und Großbritannien in den 70er Jahren begonnene Diskussion um die Gültigkeit der sechs von Acker angeführten Prämissen mündete Anfang der 80er Jahre in die sogenannte "Gender-and-Class-Debatte". Zwei Themen standen im Mittelpunkt dieser Debatte:

1. Der Versuch, Frauen als eigenständige Klasse zu konzipieren. Da Frauen gegenüber Männern durchgängig benachteiligt sind und allein die Tatsache, zum weiblichen Geschlecht zu gehören, gravierende gesellschaftliche Nachteile - in der Arbeitswelt, im Staat, in der Familie - mit sich bringt, wurde von einigen Frauenforscherinnen die Auffassung vertreten, daß Frauen eine den Männern untergeordnete Klasse oder Schicht bilden. Eine der konsequentesten Vertreterinnen dieser Auffassung ist Sylvia Walby (1986), die zunächst feststellte, daß die Kritik an der traditionellen Klassen- und Schichttheorie insofern zu kurz greife, als sie a) die von der Schichtungstheorie definierten Parameter für die Schichtanalyse akzeptiert und nur kritisiert, daß der Einfluß der Frauen auf die Schichtungsstruktur vernachlässigt wurde. Zwar wurde b) die Festlegung des Haushalts als Einheit der Schichtungsanalyse kritisiert, aber nur unter dem Gesichtspunkt, daß dadurch jene Menschen nicht angemessen berücksichtigt werden, die nicht in dem üblichen männlichen Brotverdiener-Haushalt, mit abhängiger Hausfrau und Kindern, leben, sondern in Haushalten ohne männlichem Haushaltsvorstand oder wo dieser weniger als die Ehefrau verdient oder garnicht arbeitet. Weiterhin wurden c) die fehlende Berücksichtigung der Geschlechtsungleichheit im Haushalt kritisiert und die Probleme aufgezeigt, die sich dadurch ergeben, daß die Klassenzugehörigkeit des Mannes (des männlichen Haushaltsvorstands) zur Bestimmung der Klassenzugehörigkeit des Haushalts herangezogen wird.

Walby analysiert die sogenannte Verteidigung² der traditionellen Schicht- und Klassenanalyse durch Goldthorpe (1983, 1984) unter dem Gesichtspunkt, daß die Geschlechterungleichheit ignoriert wird, weil die Klassen-

² Goldthorpe versteht seinen Artikel ausdrücklich als Verteidigung der konventionellen Klassenanalyse gegen den Vorwurf, daß (i) die Familie und nicht das Individuum die Grundeinheit der sozialen Schichtung darstellt, und (ii) daß die Familien in das Schichtungsgefüge wesentlich über die berufliche Stellung ihrer männlichen Haushaltsvorstände eingeordnet werden.

verhältnisse mit einer Struktur von Positionen in der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit in Verbindung gebracht und so die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb des Haushalts ausgeschlossen wird. Sie stellt fest, daß in der fehlenden Einbeziehung der mit der häuslichen Arbeitsteilung zusammenhängenden strukturellen Positionen in die Klassenanalyse das größte Defizit des konventionellen Ansatzes zu sehen ist. Obwohl Goldthorpe die geschlechtsspezifische Ungleichheit in der Familie und patriarchalische Institutionen im allgemeinen zur Kenntnis nimmt, befäßt er sich nicht mit ihrer theoretischen Verarbeitung, weil er bereits im voraus festgelegt hat, daß dies außerhalb des Bereichs der Klassenanalyse liegt. Damit lehne Goldthorpe den Nutzen des Klassenkonzepts zur Konzeptualisierung der Beziehungen zwischen Ehegatten und Ehefrauen ab.

Auch Stanworth' Kritik (1984) am Ansatz von Goldthorpe hält Walby für nicht radikal genug. Wenn Stanworth in der Unterordnung der Frauen in erster Linie das Ergebnis der kapitalistischen Klassenbildungsprozesse sieht, so sei dies doch ein sehr begrenztes Ziel der Klassenanalyse; die sich damit nur in sehr geringem Umfang den Fragen und Problemen öffnet, die die Klassenanalyse ausmachen. Insgesamt hält sie deshalb auch die "neue feministische Schichtungstheorie" für zu begrenzt, weil es ihr bislang nicht gelungen ist, die geschlechtsspezifische Ungleichheit an sich, in ihrem eigenen Recht (in its own right), in die Schichttheorie einzubringen. Ihrer Auffassung nach muß es die Aufgabe der Schichttheorie sein, ebenso die Veränderungen in den Beziehungen und der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen wie die zwischen den konventionell definierten Klassen zu untersuchen und zu erklären.

Walbys Argumentation läuft nun darauf hinaus, daß Hausfrauen und Ehegatten als Klassen konzeptualisiert werden können, wenn unter "Klasse" eine Gruppe von Menschen verstanden wird, die eine bestimmte Arbeits- und Marktposition teilen. Das Geschlecht kann dagegen nicht auf "Klasse" reduziert werden. D.h., daß Ehemänner und Hausfrauen Klassen sind, aber Frauen und Männer nicht. Die unterschiedliche materielle Position der Hausfrauen stellt den wichtigsten Bestimmungsgrund der Geschlechterverhältnisse dar, wenn auch nicht den einzigen - es ist eine empirische, noch zu untersuchende Frage, wie weit dieser Bestimmungsgrund reicht. Die von Walby verwendete Klassendefinition beinhaltet einen Set von Positionen in einer gemeinsamen Arbeits- und Marktsituation. Ihr kommt es dabei darauf an, zwischen der materiellen Position oder Klassenlage und der Bewußtseinslage und der Handlungsdisposition zu unterscheiden, und zwar hauptsächlich deshalb, um festzustellen, ob ein Zusammenhang zwischen Klassenlage und Bewußtseinslage existiert, und wenn ja, welcher. Ausgangspunkt ihres Ansatzes ist die Anerkennung der Hausarbeit als eine bestimmte Form von Arbeit. Es ist barte Arbeit und die Tatsache, daß dafür kein Lohn bezahlt wird, sollte nicht dafür berangezogen werden, ihr den Status von Arbeit zu verweigern. "Die Hausarbeit der Hausfran um-

faßt die Produktion der Arbeitskraft des Ehemanns, ihre eigene und die der Kinder sowie anderer Abhängiger" (Walby 1986: 34). Es wäre jedoch ein Fehler, den Unterschied zwischen Lohnarbeit und Hausarbeit in der Art und im Umfang der Arbeit zu sehen, vielmehr liegt dieser in den unterschiedlichen Produktionsbeziehungen, unter denen die Hausfrau ihre Arbeit macht. Diese Arbeit wird nicht im Austausch gegen einen vertraglich festgelegten Lohn, der je nach Leistung variieren kann, ausgeführt, noch für einen Arbeitgeber, der beliebig gewechselt werden kann. Die Bedingungen, unter denen ein Arbeitsvertrag im Eheverhältnis und im Lohnverhältnis geschlossen und aufgelöst werden kann und die sich daraus für die Art des Arbeitsvertrags selbst ergebenden Implikationen, lassen die Unterschiede in den sozialen Produktionsbeziehungen deutlich werden, unter denen diese Form von Arbeit ausgeführt wird. Den Einwand, daß die Unterschiede zwischen den Hausfrauen zu groß sind, um sie in einer Klasse zu verorten, wehrt Walby mit dem Hinweis ab, daß die mit einem Mann aus der Mittelklasse verheiratete Hausfrau unter denselben Produktionsbeziehungen arbeitet wie die mit einem Mann aus der Arbeiterklasse verheiratete: beide tauschen ihre Arbeit indirekt gegen ihren Lebensunterhalt aus.

"Deshalb behaupte ich, daß Hausfrauen (sowohl vollzeit- wie teilzeitarbeitende) eine von ihren Ehemännern ausgebeutete Klasse darstellen und diese ebenfalls eine Klasse bilden. Das reicht allerdings als Charakterisierung der Klassenposition aller Frauen nicht aus. Ich halte es nicht für angemessen, alle Frauen als eine Klasse zu bezeichnen. Nicht alle Frauen sind Hausfrauen und so haben auch nicht alle Frauen eine Klassenposition in der patriarchalen Produktionsweise." (Walby 1986: 35)

Der Versuch, eine Klasse von Frauen zu konstituieren, die von vornherein nur spezielle Gruppen von Frauen einbezieht, nämlich nur die Hausfrauen bei Walby oder die Berufstätigen bei Garnsey (1978) und West (1978), ist allerdings problematisch; wenn davon ausgegangen wird, daß "Klassen" von großen sozialen Gruppen mit einheitlichen Lebenschancen gebildet werden, fällt es schwer sich vorzustellen, daß berufstätige Frauen aufgrund ihrer Arbeitsbedingungen eine einheitliche, den berufstätigen Männern gegenüber abgrenzbare "Klasse" bilden; genauso wenig realistisch scheint mir die Annahme, daß aus den Produktionsbeziehungen der Hausarbeit kollektive Lebensformen resultieren könnten.

2. Die Frage, wie geschlechtsbedingte Ungleichheiten im Kontext eines traditionellen Bezugsrahmens von Klassen und Schichten zu erfassen seien. Im Mittelpunkt steht dabei das Verhältnis von berufsbedingten und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten. Prinzipiell gibt es zwei Möglichkeiten, die geschlechtsspezifischen unter traditionell klassenbedingte Ungleichheiten zu subsumieren. Entweder die geschlechtsspezifischen Ungleichheiten werden aus der Klassenanalyse ausgeblendet oder man betrachtet sie als Folge der klassenbedingten Ungleichheiten.

In die zweite Richtung geht die Argumentation jener Vertreter der traditionellen Klassentheorie, die am Primat der berufsbezogenen Klassenstruktur festhalten. Besonders vehement wird dieser Standpunkt von Goldthorpe (1983, 1984) und Lockwood (1986) vertreten. Der britische Klassentheoretiker John Goldthorpe setzt sich in seinem Aufsatz "Women and Class Analysis: in Defence of the Conventional View" (1983) mit dem Vorwurf des intellektuellen Sexismus auseinander. Er versucht - im Endeffekt wenig überzeugend - zu begründen, warum a) der Beruf des männlichen Haushaltsvorstands die Klassenlage der Familie bestimmt, und warum er b) auf der Familie als Ausgangspunkt der Klassenstruktur besteht. Zunächst geht es ihm darum, sich von der funktionalistischen Schichttheorie Parsonscher Prägung abzugrenzen. Er schreibt:

"Bei dem Versuch, das Schichtsystem moderner westlicher Gesellschaften im Sinne von Klassen und nicht von sozialen Statusgruppen, wie sie Parsons und andere amerikanische Theoretiker verstehen, zu begreifen, gilt das Interesse nicht den subjektiven Bewertungen, die Individuen oder Gruppen untereinander vornehmen. Vielmehr geht es um bestimmte soziale Beziehungen, in die Individuen und Gruppen täglich einbezogen sind und die einen dauerhaften Einfluß auf ihr Leben haben. (...)

Wenn die Feststellung getroffen wird, daß Klassenstrukturen einen recht hohen Grad an Stabilität und Widerstand gegenüber dem Wandel aufweisen, so geschieht das nicht aufgrund ihrer funktionalen Bedeutung, sondern aufgrund der Tatsache, daß sie das Ergebnis der Vergangenheit und der laufende Ausdruck von Ungleichheiten an Macht und Privilegien darstellen (...)

Wenn dementsprechend Klassentheoretiker der Auffassung sind, daß die Familie die Grundeinheit der Schichtung ist, so versuchen sie damit nicht zu belegen, daß dies so sein muß, um bestimmte funktionale Erfordernisse zu erfüllen. (...)

Die Familie ist also deshalb die Einheit der Schichtanalyse, weil nur bestimmte Familienmitglieder, hauptsächlich Männer, als Ergebnis ihrer Teilnahme am Arbeitsmarkt eine, wie man es ausdrücken kann, direkt bestimmte Position in der Klassenstruktur haben. Andere Familienmitglieder, einschließlich der Frauen, haben typischerweise nicht die gleichen Chancen für eine Teilnahme, ihre Klassenposition wird deshalb indirekt bestimmt: sie ist sozusagen abgeleitet von dem Familienoberhaupt." (Goldthorpe 1983: 467-468)

Interessant ist auch die Art und Weise, wie sich Goldthorpe mit der Forderung von Britten und Heath (1983) auseinandersetzt, die Erwerbstätigkeit der Ehefrauen in die Klassenanalyse miteinzubeziehen und eine gemeinsame Klassifizierung (joint classification) vorzunehmen. Er fragt zunächst, was mit dieser gemeinsamen Klassifizierung erreicht würde, und die Antwort lautet, daß man damit einen Indikator des "sozialen Hintergrunds" der Familien erhalte, um so die Grundstruktur soziokultureller Differen-

zierungen innerhalb der Gesamtbevölkerung auszumessen. Wenn aber diese Absicht bestünde, so wäre es Goldthorpes Meinung nach weit sinnvoller, irgendeinen Maßstab des allgemeinen 'sozioökonomischen Status' der Familien zu entwickeln, in den dann nicht nur die Erwerbstätigkeiten der Ehemänner und Ehefrauen und ihre Stellung im Beruf aufgenommen würden, sondern außerdem so relevante Faktoren wie ihre Bildungsniveaus und ihre Berufsqualifikationen, das Familieneinkommen, der Wohnungstyp etc. Sofern der soziokulturellen Wandel erklärt werden soll, würde sich ein solcher Maßstab als sehr viel nützlicher erweisen als jede Art von Klassenkategorisierung. Anderserseits besteht das Ziel der Klassenanalyse nicht darin, eine möglichst umfassende Beschreibung des Umfangs soziokultureller Unterschiede in der Gesamtbevölkerung zu liefern. Die vorrangige empirische Aufgabe der Klassenanalyse besteht vielmehr darin festzustellen, wie weit die Klassen sich als relativ stabile Kollektive durch die Kontinuität herausgebildet haben, mit der Individuen und Familien mit bestimmten Klassenpositionen im Verlauf der Zeit assoziiert wurden und sich mit ihnen identifiziert haben. Legte man aber das von Britten und Heath vorgeschlagene Klassenschema zugrunde, so wäre eine ständige Fluktuation der Klassenzugehörigkeit bzw. Klassenmobilität zu verzeichnen. Würden die Auswirkungen der zunehmenden Erwerbstätigkeit der Ehefrauen angemessen berücksichtigt, so erwiese sich die Klassenschichtung der heutigen Gesellschaft als sehr viel durchlässiger als dies Untersuchungen, die auf der konventionellen Sicht der Verbindung zwischen Familie und Klassenstruktur beruhen, sichtbar machen. Im Ergebnis hat die Tatsache, daß Frauen aufhören, peripher zum Klassensystem zu stehen, zu einem beachtlichen Prozeß der Klassenauflösung geführt.³ (Goldthorpe 1983: 484f.) Im Anschluß an diese Aussage stellt Goldthorpe fest, daß noch nicht abzusehen ist, ob die beiden Autoren tatsächlich in diese Richtung argumentieren wollen.

Auch der britische Klassentheoretiker Lockwood lehnt die Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten innerhalb der Klassenanalyse ab. Die Aufgabe der Klassenanalyse, so Lockwood (1986), besteht in der Bestimmung der Klassen, ihrer kausalen Determinanten und der Erklärung ihres Wandels. Er geht so weit, Untersuchungen zum Patriarchalismus, zum Geschlechterverhältnis und zur geschlechtsspezifischen Ungleichheit jeden Erkenntniswert innerhalb der Klassenanalyse abzuspochen (Lockwood 1986: 13). "Das wichtigste Thema einer Untersuchung ist das Ausmaß, in dem Klassen- oder Statussysteme die vorherrschenden Formen des kollektiven Handelns auf gesellschaftlicher Ebene determinieren". Klassen- und Statusbildung sind Formen sozialer Interaktion, die nicht nur als variable Ausprägungen ganzer Gesellschaften empirisch

³ Kreckel (1992: 220) übersetzt den Absatz aus Goldthorpe (1983: 484/485) im Konjunktiv. Ich bin jedoch der Meinung, daß Goldthorpes "massive Reaktion", wie Kreckel schreibt, als eine bereits als realistisch angesehene Klassenauflösung (wörtlich: class decomposition) anzusehen ist.

identifizierbar, sondern von der "Wirtschaft" und der "Politik" analytisch unterscheidbar sind. Die "soziale Schichtung" gilt als der besondere Gegenstand der Makrosoziologie (Lockwood 1986: 12). Aus drei Gründen spielt die Erhebung von ungleichen Chancen und Belohnungen in Form von Einkommen oder hierarchischer Stellung nur eine untergeordnete Rolle: Erstens ist die ungleiche Verteilung von Einkommen, Lebenschancen u.a. vor allem für die Sozialpolitik von Interesse, die die Frage zu lösen hat, wie mit verschiedenen sozialen Maßnahmen eine "bessere" Verteilung der Einkommen und Lebenschancen zu erreichen ist. Zweitens ergibt sich die Erklärung dieser Art von Ungleichheiten sowieso als Nebenprodukt der Schichtanalyse, und drittens sind diese Art Belohnungen (Einkommen/hierarchische Stellung) nicht unbedingt relevant für die Erklärung von Klassen- oder Statusformierungen. (Lockwood 1986: 13) Aus dieser teilweise etwas unwirschen Argumentation und Abwertung der Ergebnisse der Frauenforschung läßt sich nur das Fazit ziehen, daß das "Herausfallen" von Geschlecht und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten aus der Klassentheorie "eine geradezu zwangsläufige Folge von deren Beschränkung auf immer engere Themenstellungen und auf apriorisch, "strukturell" vorausgesetzte Phänomene (ist), deren soziale Relevanz kaum mehr problematisiert wird." (Cyba/Balog 1989: 12)

Ergebnisse der feministischen Forschung

Gegen die oben beschriebene Verengung der Klassenanalyse und die Vernachlässigung der geschlechtsspezifischen Ungleichheiten hat die Frauenforschung, für die die Kategorie Geschlecht im Mittelpunkt ihrer theoretischen und empirischen Arbeiten steht, Positionen erarbeitet, die nicht ohne Auswirkungen auf die Gesellschaftsanalyse und die Klassen- und Schichttheorie geblieben sind. Die wichtigsten Ergebnisse, die die Wahrnehmung von Geschlecht als zentraler Ungleichheitsdimension und des Geschlechterverhältnisses als gesellschaftlich strukturiertes Herrschaftsverhältnis hervorgebracht und die Eingang in die Soziologie sozialer Ungleichheit gefunden haben⁴, lassen sich wie folgt zusammenfassen.

1. Während die marxistischen und nicht-marxistischen Klassen- und Schichtungsanalysen davon ausgingen, daß die großen Bruchlinien innerhalb von Gesellschaften, die Ungleichheiten verursachen, entlang den Grenzen von Erwerbspositionen oder Berufskategorien verlaufen, ergab sich aus der Analyse geschlechtsspezifischer Ungleichheiten, daß die berufliche Position als Grundlage für die Bestimmung der Klassen- und Schichtzugehörigkeit nur zum Teil die Verteilung sozialer Lebenschancen bestimmt. Wenn soziale Ungleichheiten als ausschließlich durch die berufliche Struktur determiniert wahrgenommen werden, so betrifft dies selbst-

⁴ Besonders zu erwähnen sind hier die Arbeiten von Reinhard Kreckel (1989, 1991 und 1992).

verständlich nur die Angehörigen einer Gesellschaft, die eine Position innerhalb der Berufsstruktur einnehmen. Hausfrauen sind damit praktisch aus der Ungleichheitsanalyse als Individuen herausdefiniert.

2. Die Familie als Analyseeinheit der Klassen- und Schichtungsanalyse wurde in Frage gestellt, a) weil sie nicht mehr, wie von der konventionellen Theorie vorausgesetzt, als "ubiquitär, stabil und sozial homogen" (Mann 1986: 40) gelten kann, es vielmehr eine ständig steigende Zahl von Single-Haushalten, von nichtehelichen Lebens- und Wohngemeinschaften, von Ehescheidungen und alleinerziehenden Eltern etc. gibt, die möglicherweise die Zahl der "Normalfamilien" bereits übersteigt; b) weil angesichts der zunehmenden, dauerhaften und vom Ehegatten unabhängigen Berufstätigkeit der Frau deren gesellschaftliche Stellung nicht mehr von der Berufsposition des Ehegatten (als männlichem Haushaltsvorstand) abgeleitet werden kann. Der Familienoheraupts-Ansatz, wonach die Erwerbsposition des Familienvaters den sozialen Status aller (besonders aber der weiblichen) Familienangehörigen bestimmt, geriet damit ins Wanken.

3. Die Frauenforschung hat hinlänglich Beweise dafür erbracht, daß auch für verbeiratete oder in Partnerschaften lebende Frauen die berufliche Teilnahme weder von sekundärer Bedeutung ist, noch in diskontinuierlicher, von häufigen Unterbrechungen begleiteter Form geschieht. Für den benachteiligten Zugang zu besserer Ausbildung und herufflichen Positionen können deshalb nicht die Einstellungen der Frauen, ihre Orientierung an Familie und privater Sphäre als Grund dafür angeführt werden, daß sie nicht in gleicher Weise in den Arbeitsmarkt eingegliedert sind wie Männer.

4. In der traditionellen Klassenanalyse wurden Lebensbereiche, in denen der Zugang zu sozialen Gütern nicht über Geld geregelt ist, nicht als Dimensionen sozialer Ungleichheit wahrgenommen (z.B. die Verfügung über Freizeit und Muße). Besonders wichtig sind daher die Studien, die zeigen, daß strukturelle Ungleichheiten in der sogenannten "privaten" Sphäre im selben, wenn nicht sogar in noch größerem Umfang wirksam sind, als dies für die öffentliche Sphäre längst gesehen wurde. Daraus folgt, daß Frauen durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht nur am Arbeitsplatz und im öffentlichen Leben benachteiligt werden, sondern auch im privaten, familiären Bereich - bis hin zur offenen Gewalt. Nach Cyba macht "die Diskussion um Arbeitszeitregelungen und Versorgung mit Kindergärten deutlich, wie fließend die Grenzen zwischen politischer Diskriminierung, traditioneller Rollenzuweisung und expliziter Benachteiligung in der Familie sind" (Cyba 1995: 161).

5. Bei der Analyse der "objektiven" geschlechtsspezifischen Ungleichheiten hat sich herausgestellt, daß die Auswirkungen dieser geschlechtsspezifischen Benachteiligung sich nicht automatisch oder zwangsläufig in den "subjektiven" Einstellungen und dem Bewußtsein widerspiegeln, wie dies die traditionelle marxistische Klassentheorie aber auch die funktionalistische Klassen- und Schichtungstheorie voraussetzen.

Die Erforschung der "objektiven" Ungleichheiten läßt deshalb noch keine Schlüsse über eventuell damit verbundene Einstellungen und Identitäten zu. Oh überhaupt und welche Art von Zusammenhang zwischen den objektiven und den subjektiven Dimensionen der Frauendiskriminierung besteht, ist von vielen Faktoren abhängig und bedarf der empirischen Überprüfung. Denn obwohl die Frauendiskriminierung in allen gesellschaftlichen Bereichen anzutreffen ist und "objektiv" nachgewiesen werden kann, wird sie häufig nur als ein diffuses Phänomen wahrgenommen. Wie Cyba schreibt, ist "das Wissen darum (...) immer noch häufig implizit und hat nicht zur Bildung einer umfassenden sozialen Identität geführt, die sich auf diese Benachteiligung bezieht. Erst die Frauenbewegung als politisch-emanzipatorische Bewegung hat dieses Bewußtsein artikuliert." (Cyba 1995: 162)

6. Wenn auch mit Rückgriff auf empirische Untersuchungen der strukturierte Charakter des Geschlechterverhältnisses in Teilbereichen der Gesellschaft nachgewiesen werden konnte, so fehlt bisher doch die Einbindung dieser Ergebnisse in den Rahmen eines übergreifenden Konzepts patriarchaler Herrschaft. Als Beispiele solcher Synthesversuche seien die Arbeit von Sylvia Walby, "Theorizing patriarchy" (1990), für Großbritannien und der US-Amerikanerin Janet Saltzman Chafetz "Gender equality. An integrated theory of stability and change" (1990), genannt. Mit dem bislang theoretisch stringentesten Versuch, die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern im Rahmen eines erweiterten marxistischen Strukturkonzepts zu erklären, will ich mich im folgenden Abschnitt beschäftigen.

Geschlecht als Strukturkategorie

Es ist davon auszugehen, schreibt Ursula Beer im Vorwort zu ihrer Untersuchung "Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses" (1990), daß sich die Geschlechterungleichheit "nicht über Jahrtausende hinweg hätte aufrechterhalten lassen, wäre sie nicht 'strukturiert', hätte sie nicht die Gestalt von sozialen Verhältnissen angenommen, die die Geschlechter unabhängig von ihrem individuellen Willen in soziale Gestaltungsprinzipien einbinden." (Beer 1989: 9) Mit dem von ihr entwickelten Konzept will sie zeigen, daß Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis auf einen komplexen Strukturzusammenhang zurückzuführen sind, nämlich auf die Art und Weise, wie die Organisation der materiellen und die der generativen Reproduktion innerhalb bestimmter Eigentumsverhältnisse aufeinander abgestimmt sind. Die sozio-ökonomische Dimension von Geschlechterungleichheit steht dabei im Vordergrund ihrer Untersuchung. In Anknüpfung an ein marxistisches Totalitätsverständnis geht sie von der Annahme aus, daß alles Gesellschaftliche zueinander in einem inneren Koinnex steht. Für den Zusammenhang von Gesamtgesellschaft und Geschlechterverhältnis bedeutet das: "Menschliche Subjekte erfahren eine (geschlechtsspezifische) Vergesell-

schaftung ihres Arbeits- und ihres generativen Vermögens: Sie figurieren als Lohn- oder Familienarbeitskraft, auf historisch-besondere Art und Weise als Mütter oder Väter, sind menschliche Produktivkraft aber auch als 'Kapitalist' oder patriarchaler Nutznießer von Familienarbeitskraft." (Beer 1990: 147)

Beer setzt also die Strukturen der Arbeitsteilung, die Strukturen der Bevölkerungsweise und die Autoritätsstrukturen zueinander in Beziehung, die auf einer übergeordneten Ebene durch zwei gesellschaftliche Verhältnisse miteinander verbunden sind: durch die Eigentums- und die Rechtsverhältnisse. Die Studie konzentriert sich auf den historischen Zeitraum des Umbruchs der ständischen zur industriell-kapitalistischen Gesellschaft im preußisch-deutschen Herrschaftsgebiet. Dabei konzentriert sie sich auf den Übergang des "Primärpatriarchalismus" zum "Sekundärpatriarchalismus" und macht deutlich, daß es sich bei dem Patriarchalismus der ständischen Gesellschaft um einen an Grund und Boden gebundenen Patriarchalismus handelte, der "zwischen besitzlosen Frauen und Männern ein gewisses Maß an Gleichheit in der Unterdrückung" (Beer 1990: 248) implizierte. Diese 'Gleichheit' wurde vor allem über die gemeinsame Ehe- und Familienlosigkeit und die damit verbundene Unterwerfung unter die Patriarchalgehalt des Hausherrn hergestellt. Auch unter den neuen kapitalistischen Bedingungen erhielt sich ein Form von Gleichheit: "die Angewiesenheit auf die Verwertung des Arbeitsvermögens zur Existenzsicherung, mit dem Unterschied, daß beide Geschlechter (als Besitzlose) nunmehr nicht von einem Grund-, sondern von einem Fabrikherren, von einem Kapitaleigner abhängig wurden. Die 'neuen' Geschlechterungleichheiten etablierten sich vor allem innerhalb der Geschlechter in ihrer Besitzlosigkeit. Vor allem das Industrieproletariat als die treibende und führende soziale Kraft innerhalb der Lohnarbeiterschaft übernahm die 'historische Mission', Geschlechterungleichheit auf eine neue Grundlage zu stellen, während sie die neue Klassenherrschaft anprangerte und bekämpfte. Mit ihrem Beharren auf Geschlechterprivilegien spaltete die männliche Lohnarbeiterschaft eine Klasse, bevor sie sich noch konstituiert hatte." (Beer 1990: 249).

Beer übernimmt den Begriff des "Sekundärpatriarchalismus" von Mitterauer/Siedler (1984), die ihn allerdings auf die innerfamiliären Autoritätsbeziehungen beschränken. Sie erweitert ihn dagegen auf die kapitalistische Waren- und Geldwirtschaft, und stellt fest, "daß er geradezu dessen Existenzgrundlage darstellt." (Beer 1990: 250) Den strukturellen Unterschied zwischen dem ständischen Patriarchalismus und dem "doppelten Sekundärpatriarchalismus" (marktlicher und familialer Patriarchalismus) sieht Ursula Beer darin, daß in ersterem die Verfügungsgewalt über Arbeitskraft und Generativität noch an Eigentum an Grund und Boden bzw. an Produktionsmittel gebunden ist, während letzterer diese Bindung verliert: Der "marktliche Sekundärpatriarchalismus" äußert sich in der ungleichen Beteiligung der Geschlechter am gesellschaftlichen Mehrprodukt und "in der geschlechterungleichen Berufs-, Einkommens- und Machtstruktur in

allen Sozialbereichen, die einer Verberuflichung unterliegen" (Beer, 1990: 264). Der familiale Sekundärpatriarchalismus wird über die Familienform gestiftet. Im Zuge der Industrialisierung wird die Familie in ihrer Existenz von Erwerbseinkommen abhängig: "Werden diese Einkommen vorzugsweise von Männern erworben, sichern sie diesen eine ökonomische Vorzugsstellung bzw. begründen umgekehrt die Minderstellung von Frauen, wenn und insofern sie keinen Zugang zu eigenständigen Erwerbsquellen besitzen" (Beer, 1990: 263). Über familien- und unterhaltsrechtliche Bestimmungen bleiben die in der ständischen Gesellschaft verankerten Kontrollbefugnisse der Ehemänner über die unentgeltete familiäre Arbeit und Erwerbsarbeit von Ehefrauen erhalten. Hier zeigt sich, welche stabilisierende Funktion rechtliche Normierungen für die Aufrechterhaltung von Geschlechterhierarchien haben können, bei gleichzeitigem Wandel der Gesellschaftsform.

Resümierend stellt Beer fest daß die Existenz von Geschlechtern die Grundlage von Vergesellschaftungen im Klassen- und Geschlechterverhältnis bildet.

"Im Klassenverhältnis wird die Ungleichheit der Geschlechter über ihre Zugehörigkeit zu einer der beiden Klassen gestiftet, bildet in diesem Sinne den strukturinternen Widerspruch im Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital. Geschlechterungleichheit wird mit diesem Argument noch nicht begründet; gesagt wird lediglich, daß Klassen aus Geschlechtern bestehen. Sie resultiert im Lohnarbeitsverhältnis aus den beiden Merkmalen sekundärpatriarchalischer Vergesellschaftung: Ungleichheit im Zugang zu Erwerbchancen als solchen und diese noch einmal verdoppelt durch Ungleichheit im Zugang zu 'Verfügungsgewalt', zu Macht- und Einflußmöglichkeiten. Diese spezifische Form von Ungleichheit korrespondiert mit einem außermärklichen Sekundärpatriarchalismus, primär über die Familienform vermittelt, der das eine Geschlecht vom anderen ökonomisch abhängig macht und allein dem einen Geschlecht generative Versorgungsleistungen abverlangt. Diese strukturtheoretische Begründung einer Doppelung der Ungleichheit in der Verfügung über und in der Aneignung des Sozialprodukt stellt die Warenwirtschaft einer Naturalwirtschaft gegenüber und verbindet beide miteinander: keine kann ohne die andere überleben; beide sind in ihrer Funktionsfähigkeit aufeinander angewiesen." (Beer 1990: 267)

Diese äußerst differenzierte und systematische Analyse des Patriarchalismus von Ursula Beer erweitert bzw. ergänzt die marxistische Gesellschaftstheorie um die Erkenntnis, daß dieser Theorie der Patriarchalismus - wenn auch unausgeführt - schon immer immanent ist und die konsequente Durchführung der Theorie schon aus logisch-systematischen Gründen zur Anerkennung eines spezifischen Patriarchalismus hätte führen müssen. Denn: "Wenn keine Produktionsweise ohne Menschen möglich ist und wenn die Beziehungen dieser Menschen zueinander auf Geschlechter-

ungleichheit zugunsten der Männer beruhen, dann ist diese Produktionsweise zugleich patriarchalisch und nicht lediglich 'kapitalistisch'." (Beer 1990: 268)

Literatur

- Acker, Joan 1973: "Women and social stratification: a case of intellectual sexism" In: *American Journal of Sociology* 78, 936-945
- Beer, Ursula (Hrsg.) 1987: *Klasse - Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Kritik*. Bielefeld
- Beer, Ursula 1990: *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt - New York
- Bourdieu, Pierre 1985: *Sozialer Raum und "Klassen"*. Frankfurt
- Britten, Nicky/Heath, Anthony 1983: "Women, men and social class", in: E. Gamarnikow u.a. (Hrsg.): *Gender, class and work*. London, 46-60
- Chafetz, Janet Saltzman 1990: *Gender equity. An integrated theory of stability and change*. Newbury Park
- Crompton, Rosemary/Mann, Michael (Hrsg.) 1986: *Gender and stratification*. Oxford
- Cyba, Eva 1993: "Überlegungen zu einer Theorie geschlechtsspezifischer Ungleichheiten", in: Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse*, Opladen, 33-49
- Cyba, Eva 1995: "Beharrung und Dialog. Feministische und soziologische Ungleichheitsanalyse", in: Armbruster, Christof L./Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene (Hrsg.) *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen, 157-169
- Cyba, Eva/Balog, Andreas 1989: "Frauendiskriminierung und Klassenanalyse. Zur Weiterführung einer Diskussion", in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 14 (2), 4-18
- Goldthorpe, John 1983: "Women and class analysis: in defence of the conventional view", in: *Sociology* 17, 465-488
- Goldthorpe, John 1984: "Women and class analysis: a reply to the replies", in: *Sociology* 18, 491-499
- Heath, Anthony/Britten, Nicky 1984: "Women's jobs do make a difference: a reply to John Goldthorpe", in: *Sociology* 18, 475-490
- Hradil, Stefan 1987: *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen
- Knapp, Gudrun-Axeli 1992: "Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion", in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): *Traditionen, Brüche, Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg, 287-325
- Kreckel, Reinhard 1989: "Klasse und Geschlecht. Die Geschlechtsindifferenz der soziologischen Ungleichheitsforschung und ihre theoretischen Implikationen", in: *Leviathan* 17: 305-321
- Kreckel, Reinhard 1991: "Geschlechtssensibilisierte Soziologie. Können askriptive Merkmale eine vernünftige Gesellschaftstheorie begründen?", in: W. Zapf (Hrsg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Frankfurt/M./ New York, 370-382
- Kreckel, Reinhard 1992: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*, Frankfurt/New York
- Lockwood, David 1986 "Class, status and gender", in: Crompton/Mann (1986), 11-22
- Mann, Michael 1986: "A crisis in stratification theory?", in: Crompton/Mann (1986), 40-56
- Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard 1984: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, München
- Walby, Sylvia 1986: "Gender, class and stratification", in: Crompton/Mann (1986), 23-29
- Walby, Sylvia 1990: *Theorizing patriarchy*, Oxford
- Wright, Erik Olin 1989: *The debate on classes*. London/New York

Lothar Peter

"Auf Rüstung können wir nicht verzichten!"

Subjektive Einstellung von Beschäftigten der Rüstungsindustrie zur Konversion (Eine empirische Untersuchung)

I. Zum Profil der Untersuchung

1. Ziel der Untersuchung

Im folgenden werden die ersten Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über die subjektive Einstellung von Industriebeschäftigten in rüstungsproduzierenden Betrieben zu Fragen der Rüstungskonversion vorgestellt.¹ Die Untersuchung wurde von dem Erkenntnisinteresse geleitet, das subjektive Potential für betriebliche Umstellungen auf zivile Fertigungen und Märkte zu erfassen und zu beschreiben, um im Sinne wissenschaftlicher Politikberatung jenen kollektiven und individuellen Akteuren, die sich dem Projekt der Rüstungskonversion verpflichtet fühlen, praktisch verwertbare Informationen zu liefern.

Die Projektgruppe, die die Untersuchung durchführte, ging dabei von der Grundannahme aus, daß Abrüstung und Rüstungskonversion, zumal unter den seit Ende der Blockkonfrontation veränderten internationalen Bedingungen, politisch notwendig, ökonomisch sinnvoll und ökologisch wünschenswert sind. Trotz dieser eindeutigen normativen Orientierung waren das Forschungsdesign und die Methode der Untersuchung an Kriterien strikter wissenschaftlicher Objektivität ausgerichtet. Die Anlage des Fragebogens wurde gründlich auf mögliche Bias abgeklopft und die erhobenen Daten einer sorgfältigen, kontrollierten Auswertung unterzogen, um interpretative Verzerrungen zu vermeiden. Die Projektgruppe betrachtet betriebliche Konversion als einen zwar wichtigen, aber nicht als den allein ausschlaggebenden Faktor erfolgreicher Abrüstung. Vielmehr muß Rüstungskonversion in ein integriertes Konzept einbezogen werden, das außen- und sicherheitspolitische, ökologische, struktur- und regionalpolitische, marktspezifische und unternehmensbezogene Gesichtspunkte gleichermaßen berücksichtigt. Nichtsdestoweniger stellt die Bereitschaft der Belegschaften, neue Pfade der betrieblichen Produktionspolitik und Marktorientierung zu beschreiten, neue Geschäftsfelder zu erschließen und kreatives Potential für zivile Produktlinien einzubringen, eine wichtige

¹ Diese Untersuchung wurde organisatorisch von der IG Metall und finanziell von der "Bremer Stiftung für Rüstungskonversion und Friedensforschung" und der Universität Bremen gefördert. Die Untersuchung wurde vom Verfasser geleitet.

Ressource im übergreifenden Prozeß der Abrüstung und Friedenssicherung dar.²

2. Untersuchungsfeld und methodische Aspekte

Das Unterwesergebiet gehört neben dem Raum München/Augsburg und den Städten Friedrichshafen, Kiel und Kassel zu den regionalen "Rüstungsschmieden" in Deutschland. In der Region Bremen/Bremerbaven und im niedersächsischen Umland gab es Anfang der neunziger Jahre ungefähr 13.000 Beschäftigte, die in Betrieben mit wehrtechnischer Orientierung arbeiteten.³ Das Zentrum der rüstungsbezogenen Industrie des Unterwesergebiets bilden mehrere Großbetriebe mit Schwerpunkten im Schiffbau, der Luft- und Raumfahrtindustrie und der Elektronik. Von den 13.000 Beschäftigten waren Anfang der neunziger Jahre etwa 4.000 direkt an rüstungsbezogenen Arbeitsplätzen tätig. Im Schiffbau arbeiteten ungefähr 18%, in der LR-Industrie 13%, in der Elektronik konzentrierten sich 62% und auf sonstige Bereiche entfielen 7% der Beschäftigten. Der Anteil der wehrtechnischen Produkte am Umsatz der Unternehmen schwankt heute zwischen 20 und 80%. Dabei ist allerdings darauf aufmerksam zu machen, daß die Unternehmen dazu neigen, ihre wehrtechnischen Anteile in der öffentlichen Selbstdarstellung zu verkleinern, Dual-use-Produkte der zivilen Fertigung zuzuschlagen und den Spin-off-Effekt von Rüstungsgütern zu übertreiben. Damit spiegelt das Publicitätsverhalten der Unternehmen auf seine Weise wider, daß in der Öffentlichkeit eine allgemeine Präferenz für Produkte besteht, die sich mit den Attributen "alternativ" und "ökologisch" belegen lassen.

Die Belegschaften der wehrtechnisch orientierten Betriebe zeichnen sich durch ein hohes Qualifikationsniveau aus, auch wenn die Unterschiede nach Branche und Betrieb beträchtlich sind. Mehr als ein Drittel der Beschäftigten (ca. 35%) besitzt eine Facharbeiterqualifikation, ein weiteres gutes Drittel (ca. 35%) hat eine akademische Graduierung, weitere 20% haben eine kaufmännische Ausbildung und der Rest von 10% läßt sich nicht genau aufschlüsseln. Der Anteil von ungelerten Hilfskräften ist jedoch sehr gering. In den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen steigt der Anteil der Hochschulabsolventen auf bis zu 50%. Daß die Rüstungsindustrie eine Hochburg patriarchalischen Einflusses auf den Produktionsprozeß ist, beweist schon der extrem niedrige Anteil von Frauen. Er be-

² Zum allgemeinen Stand der betrieblichen Rüstungskonversion vgl. Stephan Brückl u.a. (Hrsg.): Betriebliche Konversion. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven, Münster 1994.

³ Die folgenden Daten wurden weitgehend übernommen von Gerlinde Hammer: Qualifikationsbestands- und Qualifikationsbedarfsanalyse (QBA) für Konversionsprozesse in den wehrtechnisch orientierten Unternehmen der Wirtschaftsregion Bremen/Bremerbaven. Ergebnisse einer betrieblichen Expertenbefragung. Unveröff. Entwurf, Bremer Institut für Wirtschaft und Arbeit (BIWA) der Arbeiterkammer Bremen, Bremen 1996.

trägt insgesamt nur etwa 15% und konzentriert sich auf den Sekretariatsbereich und die kaufmännische Verwaltung. In der Fertigung sind nur wenige Frauen beschäftigt und wenn, dann häufig an sogenannten "Leichtarbeitsplätzen". Für den wissenschaftlich-technischen Bereich gilt Ähnliches. Nur in Ausnahmefällen schließlich üben Frauen leitende Funktionen aus.

Die Untersuchung, die den im folgenden zu referierenden Ergebnissen zugrundeliegt, wurde im Zeitraum zwischen Herbst 1994 und Frühjahr 1996 durchgeführt. Die empirische Erhebung in fünf Großbetrieben fand 1995 statt. Es handelte sich um eine standardisierte schriftliche Befragung (Fragebogen) mit geschlossenen Fragen. Diese quantitative Erhebung wurde durch ca. 50 qualitative "problemzentrierte" Intensivinterviews ergänzt, die in dem hier vorgelegten Bericht noch nicht berücksichtigt werden konnten. (Das soll in einem später zu veröffentlichenden Bericht geschehen). Der Untersuchung gingen Kontakte mit aktiven Mitgliedern betrieblicher Arbeitskreise für "Alternative Produktion", interessierten Betriebsräten und Funktionären der IG Metall in Bremen voraus. Ohne ihre Unterstützung wäre die Untersuchung nicht möglich gewesen. Allerdings blieb der Rücklauf des Fragebogens mit einer Quote von knapp 15% weit hinter den Erwartungen zurück. Da das Datenmaterial aber mit 408 beantworteten Fragebögen einen beachtlichen Umfang erreichte, schien eine systematische, auf das Datenprogramm SAS gestützte Aufbereitung und Auswertung gerechtfertigt. Wenn auch im strengen Sinne keine statistische Repräsentativität der Daten hinsichtlich der Grundgesamtheit aller in der Bremischen Rüstungsindustrie Beschäftigten beansprucht werden kann, so erlauben Umfang und Profil des Samples gleichwohl eine gewisse Verallgemeinerung. Von den 408 Befragten waren 104 (Fach-) Arbeiter (= 26%), 185 Ingenieure oder wissenschaftlich qualifizierte Fachkräfte (z.B. Chemiker, Physiker, Informatiker usw.) mit 45%, 43 waren als Meister, Techniker und Konstrukteure tätig (= 11%) und 70 arbeiteten im kaufmännischen Bereich (= 17%).⁴ Von den 408 Befragten waren 45 Frauen (= 11%). 210 waren nicht gewerkschaftlich organisiert, 172 gehörten der IG Metall an, 18 der DAG und acht Befragte machten keine Angaben. Bezogen auf die Grundgesamtheit war die Gruppe der Ingenieure und naturwissenschaftlich-technischen Fachkräfte im Sample überrepräsentiert, die Gruppe der Arbeiter dagegen unterrepräsentiert. Die in die Untersuchung einbezogenen Betriebe unterscheiden sich sowohl hinsichtlich der Unternehmensprofile, der Belegschaftszusammensetzung, der Firmenphilosophie und der wirtschaftlichen Situation erheblich. Diese Unterschiede sind hier ebenfalls noch nicht berücksichtigt.

II. Untersuchungsergebnisse

1. Arbeitsbedingungen, Arbeitszufriedenheit und Informationsniveau

Rüstungsproduktion ist moderne Produktion auf High-tech-Basis.⁵ Das Qualifikationsniveau ist dementsprechend hoch und die Arbeitstätigkeiten sind anspruchsvoll. Verglichen mit anderen Industriezweigen sind die Arbeitsbedingungen relativ gut. Der typische Rüstungsbeschäftigte ist männlich, Ingenieur oder Facharbeiter zwischen 30 und 45 Jahren mit einem Stammarbeitsplatz in der Projektierung und Entwicklung oder in der Fertigung, Instandhaltung und Qualitätsprüfung. Die Befragten der wehrtechnischen Industrie beurteilen ihre Arbeitsbedingungen recht positiv: Das gilt vor allem für die Arbeitszeit und hier wiederum für das Gleitzeitmodell, das sich großer Akzeptanz erfreut. Selbst mit der Bezahlung waren nur 20% unzufrieden, was die industriesoziologische Annahme zu bestätigen scheint, daß mit steigendem inhaltlichen Niveau der Arbeitstätigkeit die Bedeutung des Lohnes relativ sinkt. Der positiven Bewertung der Arbeitsbedingungen entspricht eine offensichtlich kollegiale Atmosphäre am Arbeitsplatz. Das trifft zumindest auf die Beziehungen zwischen statusgleichen Beschäftigten zu. Die hohe subjektive Wertschätzung der Kollegen innerhalb des Teams oder der Arbeitsgruppe spiegelt gleichzeitig die Tatsache wider, daß moderne Industriearbeit einen kooperativen Charakter trägt, der mit herkömmlichen Vorstellungen von Taylorismus und Massenproduktion nicht mehr abgedeckt wird. Dafür spricht auch das hohe Maß an Zustimmung, das "neuen Produktionskonzepten", neuen Formen der Arbeitsorganisation und Partizipation von den Befragten entgegengebracht wird.

Die Daten zum persönlichen Verhältnis zu den Kollegen stehen in einem augenfälligen Kontrast zur subjektiven Meinung über die Vorgesetzten sowie zu den wirtschaftlichen Aussichten der Unternehmen. Die Vorgesetzten kommen im Urteil der Befragten ziemlich schlecht weg: Immerhin stehen nicht weniger als 30% ihren Vorgesetzten mit Vorbehalten gegenüber und weitere 22% sind entweder unzufrieden oder sogar "absolut unzufrieden". Diese reservierte oder offen ablehnende Haltung gegenüber den Vorgesetzten verweist auf die Existenz einer besonderen "Rüstungskultur" (M. Grundmann)⁶, die sich u.a. durch eine starre Hierarchie, autoritäre

⁵ Vgl. Klaus Schomacker, Peter Wilke und Herbert Wulf, *Alternative Produktion statt Rüstung. Gewerkschaftliche Initiativen für sinnvolle Arbeit und sozial nützliche Produkte*, Köln 1987, S. 63ff.

⁶ Den Begriff der "Rüstungskultur" hat Martin Grundmann vom Projektverbund "Friedenswissenschaften" an der Universität Kiel geprägt. Vgl. Martin Grundmann, *Subjektbezogene Aspekte betrieblicher Konversion*, in: Stephan Brückl u.a. (Hrsg.), *Betriebliche Konversion...*, a.a.O., S. 81-95.

⁴ Die restlichen sechs Personen machten keine Angabe zum beruflichen Status.

Führungsstile, abteilungsbornierten Korporatismus, zähen Informationsfluß und geringe Partizipationschancen der Beschäftigten auszeichnet.

Die "Rüstungskultur" scheint zu funktionieren, solange die Ertragslage der Unternehmen stabil ist, wie dies ja für die Rüstungsindustrie aufgrund des staatlichen Auftragsmonopols mit seinen großzügigen Bedingungen imd garantierten Profiten in der Vergangenheit typischerweise der Fall war. In den Augen der Beschäftigten hat sich gerade dies jedoch drastisch geändert. 60% der Befragten rechnen mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sich zu einer Krise zuspitzen könnten. Daraus läßt sich die These ableiten, daß die Aussagen der betroffenen Akteure implizit beinhalten, daß Rüstungsproduktion keine Arbeitsplätze sichert und daß ein für die "Rüstungskultur" typischer rigider, autoritärer Führungsstil eine Umstellung auf zivile Fertigung erschwert.

Das Informationsniveau hinsichtlich der inhaltlichen Bedeutung von Rüstungskonversion ist sehr hoch. Rund 90% der Befragten haben eine klare Vorstellung davon, was der Begriff der Konversion substantiell beinhaltet, zahlreiche weitere Antworten nennen auch alternative Nutzung von Militärstandorten, die Kürzung der Rüstungsausgaben und die alternative Nutzung von technischen Errungenschaften der Rüstungsproduktion für zivile Zwecke ("Spin-off"-Effekt) als Bestandteile von Konversion. 64% (= 262) wissen, daß es im Land Bremen ein Konversionsprogramm⁷ gibt und davon wiederum halten 77% (= 206) dieses Programm für notwendig. Bei den Informationsquellen der Kenntnisse über Rüstungskonversion dominieren die Massenmedien, aber immerhin geben auch 60% an, auf Betriebsversammlungen Informationen über Konversion erhalten zu haben und 66% nannten ihre Betriebsräte als Informanten. 60% der Befragten sind außerdem der Auffassung, daß sich die Betriebsräte um die Umstellung auf zivile Fertigung bemühen würden. Diese Auffassung liegt quer zu einem anderen Befund, nämlich einer ungünstigen Beurteilung der Informationspolitik der Betriebsräte im allgemeinen, die von mehr als 50% der Befragten als unzureichend oder sogar als völlige Fehlanzeige bemängelt wird. Dieser Widerspruch deutet darauf hin, daß die konkrete Wahrnehmung spezifischer Aktivitäten der Betriebsräte wie ihres Engagements für Konversion im Bewußtsein der Belegschaften durch eine allgemeine Skepsis gegenüber dem Betriebsrat als "basisferne" Institution überlagert werden kann.

⁷ Vgl. Freie Hansestadt Bremen, Der Senator für Wirtschaft, Mittelstand, Technologie und Europaangelegenheiten, Der Konversionsbeauftragte, Bericht über die Umsetzung des Bremischen Konversionsprogramms im Zeitraum 9/1992 bis 8/1995. Evaluierungsbericht, Bremen 1995.

2. Subjektive Einstellung zur Rüstungskonversion

Wie stehen die Beschäftigten prinzipiell zur Rüstungsproduktion? Und wie bewerten sie Rüstungskonversion?

Von den mehr als 400 Befragten erklären nicht weniger als 93 (= 23%) ganz unumwunden, daß sie Rüstungsproduktion bejahen. Demgegenüber vertreten nur 67 (= 17%) die gegenteilige Meinung. Dieses Ergebnis verliert etwas von seiner Unerfreulichkeit, wenn man hinzufügt, daß aber fast 50% aller Befragten erklären, daß sie lieber nur an zivilen Produkten arbeiten würden. Dennoch darf man die Präferenz für die Tätigkeit an zivilen Produkten nicht überschätzen, weil selbst dann, wenn Rüstungsproduktion nicht bejaht wird, zahlreiche Gründe angeführt werden, warum Rüstungsproduktion notwendig und unvermeidlich sei. Die Macht von Sachzwangideologien im Bewußtsein der Belegschaften in der wehrtechnischen Industrie ist offensichtlich erheblich!⁸ 70% befürchten, daß ihr Betrieb ohne Rüstungsaufträge nicht überlebensfähig ist und 61% gehen davon aus, daß Rüstungsgüter in jedem Fall produziert werden, selbst wenn man in Deutschland darauf verzichten würde.

Noch mehr fällt ins Gewicht, daß 71% (= 281) der Befragten einen Rüstungsexport in der einen oder anderen Form bejahen. Daß die größte Gruppe unter den Befürwortern von Rüstungsexporten dieses Geschäft auf sogenannte "sichere Staaten" eingeschränkt wissen will, ist dabei ein ebenso schwacher wie fragwürdiger Trost, weil damit die Tatsache der Produktion von Rüstungsgütern an sich nicht angezweifelt wird.

Hinter der Bejahung von Waffenexporten verblaßt der zahlreich bekundete Wunsch, lieber an zivilen als an militärischen Gütern zu arbeiten, zumal wenn man berücksichtigt, daß nur 10% (= 41) der Befragten Rüstungsexporte uneingeschränkt ablehnen.

Daraus lassen sich folgende Schlüsse ableiten:

1. Es besteht zwar ein breites Bedürfnis nach Arbeitsplätzen in der zivilen Fertigung, aber dieses Bedürfnis bleibt ziemlich unbestimmt und hat wenig positive Auswirkungen, wenn es um konkrete Fragen der Rüstungskonversion geht.
2. Die Vorstellungen über konkrete Möglichkeiten der Konversion im eigenen Betrieb sind schwach entwickelt. Die (berechtigte) Angst um den Arbeitsplatz und um die wirtschaftliche Zukunft des Betriebes läßt Konversion als moralisch zwar willkommene, praktisch aber nicht realisierbare Utopie erscheinen.

⁸ Daß auch Großunternehmen der Rüstungsindustrie erfolgreich neue zivile Geschäftsfelder aufbauen können, zeigt das Beispiel Krauss-Maffei, wo seit Mitte der achtziger Jahre verstärkt die Bereiche Kunststofftechnik, Verfahrenstechnik, Automation, Oberflächentechnologie und der Verkehrsbereich auf zivile Fertigung umgestellt oder neu zugekauft wurden. Vgl. Stephan Brückl, Krauss-Maffei - Pionier ökologisch orientierter Konversion?, in: ders. u.a. (Hrsg.), Betriebliche Konversion..., a.a.O., S. 69-80.

3. Die Gruppe derjenigen, die Rüstungsproduktion in allen Schattierungen ablehnt, Rüstungsexporte in jedweder Form unterbunden wissen will und die Sicherheit des Arbeitsplatzes an die Umstellung auf zivile Fertigung bindet, stellt eine Minderheit (von nur 11%) der Befragten dar.

3. Einstellung zur Rüstungskonversion und gewerkschaftliche Mitgliedschaft

Untersucht man die Zusammenhänge zwischen der Einstellung zur Rüstungskonversion und der Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft, so ergibt sich folgendes Bild:

Von den 400 Befragten - acht antworteten nicht auf diese Frage - sind 190 Mitglieder einer Gewerkschaft (= 47,5%), wobei die Mitgliedschaft in der IG Metall, wie schon bemerkt, bei weitem überwiegt. In der Gruppe der Befürworter von Rüstungsproduktion sind 37% gewerkschaftlich organisiert. Von denjenigen, die Rüstungsproduktion ablehnen, gehören dagegen 79% (54) einer Gewerkschaft an. Auch unter denjenigen, die es für möglich halten, daß der Betrieb zukünftig die Produktion von Rüstungsgütern einstellt oder zumindest einschränkt, überwiegen die Gewerkschaftsmitglieder (62% = 39). Die Mehrheit derjenigen, die lieber an zivilen Produkten arbeiten würde, ist ebenfalls gewerkschaftlich organisiert. Schließlich sind von den insgesamt nur 33 Befragten, die davon überzeugt sind, daß längerfristig ausschließlich zivile Fertigung Arbeitsplätze sichern kann, 29 Gewerkschaftsmitglieder. Einen signifikanten Unterschied gibt es dagegen nicht bei der Beantwortung der Frage, ob ein regionales Konversionsprogramm notwendig sei. Die Gruppe derer, die diese Frage bejahen, verteilt sich jeweils zur Hälfte auf Nichtorganisierte und Gewerkschaftsmitglieder. Ähnlich verhält es sich bei der Einstellung zu den Rüstungsexporten. Immerhin sind fast 40% derjenigen, die einem Rüstungsexport in der einen oder anderen Weise zustimmen, gewerkschaftlich organisiert. Dabei fällt allerdings auf, daß besonders die "weichste" Variante von Rüstungsexporten, nämlich die ausschließlich in NATO-Staaten, mehrheitlich von Gewerkschaftsmitgliedern befürwortet wird. Die nächste Variante, die sich auf "alle sicheren Staaten" als potentielle Käufer beschränkt, wird von 150 Befragten bejaht, von denen die gewerkschaftlich Organisierten nur eine Minderheit von 29% (= 43) bilden.

Aus den Befunden über die Zusammenhänge von Einstellungen zur Rüstungskonversion und gewerkschaftlicher Mitgliedschaft lassen sich folgende Thesen ableiten:

Die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft fördert die Bereitschaft, sich zur Konversion positiv zu äußern. Das bedeutet allerdings nicht, daß die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft automatisch eine Bejahung der Konversion bzw. eine entschiedene Ablehnung von Rüstungsproduktion garan-

tiert.⁹ Zwar kann man sagen, daß je entschiedener Rüstungsproduktion abgelehnt wird, die gewerkschaftliche Mitgliedschaft eine um so größere Rolle spielt, aber es läßt sich auf keinen Fall eine klare Polarisierung zwischen gewerkschaftlich Organisierten und Nichtorganisierten feststellen. Bei den Antworten, die auf eine eher zögernde Zustimmung zu Rüstungsproduktion und -exporten verweisen, finden sich zwar vergleichsweise weniger Gewerkschaftsmitglieder, aber klein ist ihre Zahl nun auch nicht gerade. Schließlich sei noch erwähnt, daß von der Gruppe derer, die Rüstungsproduktion vorbehaltlos befürworten, immerhin 37% gewerkschaftlich organisiert sind (= 35).

4. Typologie der Einstellungsmuster

Umfang und Komplexität der Daten ließen es geraten erscheinen, das empirische Material zu einer Typologie der Befragten zu ordnen. Daraus ergab sich folgende Differenzierung:

1. Die "Falken und Hardliner" (69 = 17%)
2. Rüstungsbefürworter mit Einschränkungen (24 = 6,9%)
3. Ambivalente (237 = 58,5%)
4. Moderate Rüstungsgegner (29 = 7,2%)
5. Die "Tauben und konsequenten Rüstungsgegner" (46 = 11,4). (Bei drei Befragten konnten keine Typisierungen vorgenommen werden)

1. Die *Falken und Hardliner* treten uneingeschränkt für Rüstungsproduktion ein. Sie begrüßen auch Rüstungsexporte, zumal da sie davon eine Sicherung der Arbeitsplätze erwarten. Mit ihren Arbeitsbedingungen sind sie durchaus zufrieden. Sie stellen auch ihren Vorgesetzten ein deutlich besseres Zeugnis aus als ihre Antipoden, die konsequenten Rüstungsgegner. Daß dennoch selbst einige Hardliner die Existenz von betrieblichen Arbeitskreisen für "alternative Produktion"¹⁰ positiv bewerten, läßt die Vermutung zu, daß in diesen Fällen eine nachdrückliche Zustimmung zur Rüstungsproduktion wesentlich durch die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes diktiert wird, also nicht primär einen politisch-ideologischen Habitus zum Ausdruck bringt, wie dies bei der Mehrheit der Falken und Hardliner der Fall ist. Radikale Rüstungsbefürworter sind eher älter als der Durchschnitt der Stichprobe, sie weisen ein überdurchschnittlich hohes Qualifikationsniveau auf (weit mehr als die Hälfte haben eine Graduierung als Ingenieur oder naturwissenschaftlich-technische Hochschulabschlüsse);

⁹ Dies gilt um so mehr als in den Gewerkschaften durchaus keine klare, einheitliche abrüstungspolitische Linie verfolgt wird.

¹⁰ Diese Arbeitskreise gibt es in mehreren Betrieben. Sie werden regional von der IG Metall unterstützt. So gibt der Bezirk Küste (Bezirksleitung Hamburg) regelmäßig einen "Rundbrief" der Arbeitskreise Alternative Produktion heraus.

sie schließen sich seltener einer Gewerkschaft an. Nur sehr wenige Frauen repräsentieren diesen Typ.

2. *Rüstungsbefürworter mit Einschränkungen* bilden nur eine kleine Gruppe mit fließenden Übergängen sowohl zu den Falken als auch zum Typ der Ambivalenten. Charakteristisch ist für sie, daß sie Rüstungsexporte nicht unkontrolliert wuchern lassen möchten und daß sie manchmal auch lieber an zivilen Produkten arbeiten würden, aber vor allem wegen der prekären wirtschaftlichen Lage des Betriebes die Orientierung auf Rüstungsproduktion dennoch im großen und ganzen unterstützen. Ingenieure, andere wissenschaftlich-technisch Angestellte und die Gruppe der Meister, Techniker und Konstrukteure sind in diesem Typ leicht überrepräsentiert.

3. Der *Typ der Ambivalenten* stellt die weitaus größte Gruppe der Befragten dar. Dieser Typ zieht einerseits seine Mitwirkung an der Herstellung von Rüstungsgütern gelegentlich in Frage, akzeptiert aber Rüstungsproduktion und Waffenexport als unvermeidliches Übel, um Arbeitsplätze zu erhalten. Die unterschiedlichen Berufs- und Qualifikationsgruppen verteilen sich im wesentlichen entsprechend der gesamten Stichprobe auf den Typ der Ambivalenten, wobei allerdings auffällt, daß sich 60% der kaufmännischen Angestellten diesem Typ zurechnen lassen. Auch in der Altersstruktur spiegelt der Typ der Ambivalenten die Struktur des Samples wider. Im Phänomen der Ambivalenz kommt ganz allgemein ein Dilemma zum Ausdruck, das weite Bereiche der politischen Öffentlichkeit in der gegenwärtigen Situation erfaßt zu haben scheint: Zwischen dem, was man individuell für wünschenswert hält, und dem, was man persönlich beeinflussen oder gar verändern zu können glaubt, klappt ein tiefer Spalt der Aporie, Unübersichtlichkeit und Resignation. Die Ambivalenten empfinden durchaus Unbehagen am Tatbestand der Rüstungsproduktion, aber sie arrangieren sich mit dem status quo, indem sie zum Beispiel Rüstungsexporte als legitim akzeptieren.

4. Die *moderaten Rüstungsgegner* unterscheiden sich von den Ambivalenten ziemlich klar dadurch, daß sie Rüstungsproduktion prinzipiell ablehnen, Rüstungsexporte als untaugliches Mittel der Sicherung von Arbeitsplätzen verwerfen und nachdrücklich Tätigkeiten ziviler Art bevorzugen. Dieser Typ weist weitaus mehr Gemeinsamkeiten mit den konsequenten Rüstungsgegnern, den "Tauben", auf als mit den die große Mehrheit bildenden Ambivalenten. Die moderaten Rüstungsgegner besetzen keine der wesentlichen Dimensionen von Rüstungsproduktion positiv oder verstricken sich in widersprüchliche Deutungsmuster, wie das bei den bisher genannten Typen zumindest teilweise feststellbar ist. Es fällt auf, daß sich die gemäßigten Rüstungsgegner besonders intensiv mit der Idee neuer Produktionskonzepte identifizieren. Das weist darauf hin, daß zwischen subjektiver Konversionsbereitschaft zum einen und der Aufgeschlossenheit für Produktionsmodernisierung ein signifikanter Zusammenhang besteht. Der Anteil des ingenieurtechnischen und naturwissenschaftlich qualifi-

zierten Personals am Typ der moderaten Rüstungsgegner ist vergleichsweise gering, der Anteil der kaufmännischen Angestellten, Meister, Techniker und Konstrukteure dagegen relativ größer als bei den anderen Typen. Da der Umfang dieses Typs mit nur 28 Befragten sehr gering ist, sind verallgemeinernde Schlußfolgerungen jedoch mit Zurückhaltung zu betrachten.

5. Unter den *Tauben und konsequenten Rüstungsgegnern* (= 46) ist derjenige Typ zu verstehen, der nicht nur klar gegen die ökonomische Funktion und die politischen Ziele von Rüstungsprodukten Stellung bezieht, sondern auch die Herstellung und den Vertrieb von Waffen in jeder Form zurückweist. Diesem Typ sind diejenigen Beschäftigten zuzurechnen, die nicht nur momentan negativ auf Rüstung reagieren, sondern auch längerfristig die kontraproduktiven Folgen und Risiken von Rüstungsproduktion ins Auge fassen und sich dabei nicht damit begnügen, nur die Gefährdung des eigenen Arbeitsplatzes zu beklagen. Das zeigt sich vor allem darin, daß sich die Tauben längerfristig nur von ziviler Fertigung eine Sicherung ihrer Arbeitsplätze versprechen. Überdies sind sie der Überzeugung, daß es ihren Betrieben sehr wohl möglich wäre, auf die Produktion von Waffensystemen und Rüstungsgütern zu verzichten, um statt dessen ausschließlich zivile Märkte zu bedienen. Im Bewußtsein der Tauben zählen auch Umweltverträglichkeit, das Entsorgen konventioneller Waffen und die alternative Nutzung von Militärstandorten und Bundeswehrmaterial zu den konversionsrelevanten Maßnahmen und Aktivitäten. Unter den Tauben bilden die Arbeiter die größte Gruppe, gefolgt von den Ingenieuren und anderen wissenschaftlich-technisch qualifizierten Berufen (die aber deutlich unterrepräsentiert sind). Mit 80% bilden Gewerkschaftsmitglieder das Hauptkontingent dieses Typs. Offensichtlich stellt der Zusammenhang von Facharbeiterstatus und Gewerkschaftsmitgliedschaft eine relativ günstige Voraussetzung für abrüstungs- und konversionsbezogene Bestrebungen im Betrieb dar. Das verweist außerdem auf die Wahrscheinlichkeit, daß sich die bisherige rüstungskritische Haltung vor allem der IG Metall im Bewußtsein der Facharbeiter sedimentiert hat und gegenwärtig noch als subjektiv relevante Erfahrung zum Ausdruck kommt. Ob das zukünftig so bleiben wird, ist keineswegs sicher.

III. Zusammenfassung:

1. Die Auswertung der Daten unserer Untersuchung veranlaßt zu der lapidaren und wenig überraschenden Feststellung, daß das subjektive Potential für Rüstungskonversion in wehrtechnisch produzierenden Betrieben gegenwärtig nicht groß ist. Die veränderte internationale Situation, die weltweit mit wenigen Ausnahmen zu einer Senkung der Beschaffungsausgaben für Rüstungsgüter geführt und damit gleichzeitig neue Szenarien der Marktorientierung der Rüstungsunternehmen ausgelöst hat, ist in den Belegschaften offensichtlich noch nicht als praktisch wirksamer Impuls für

Konversionsbemühungen angekommen¹¹, sieht man von den wenigen aktiven Teilnehmern an den Arbeitskreisen für "alternative Produktion" einmal ab. Obwohl in nicht wenigen Unternehmen die Rüstungsaufträge auslaufen und entsprechende Folgeaufträge oft durchaus ungewiß sind, bleiben die Unternehmen und ihre Belegschaften dem bisher vorherrschenden Beschaffungskonservatismus der Rüstungskultur verhaftet. Nur minoritäre Fraktionen eines "aufgeklärten Managements" (Kern/Schumann) und engagierte Akteure der Arbeitskreise für alternative Produktion suchen nach Möglichkeiten, die Eindimensionalität der Rüstungsorientierung zu überwinden. Noch immer dominieren die Merkmale der Rüstungskultur: Starre Hierarchien, fehlendes Kostendenken, Marktfremdheit, Technikzentriertheit und Innovationsunlust. Das Management hofft mehrheitlich hartnäckig weiterhin auf lukrative Rüstungsaufträge, anstatt sich den Herausforderungen ziviler Märkte zu stellen und die kreativen Ressourcen ihrer Belegschaften zu mobilisieren. Das Datenmaterial macht sichtbar, daß es viele Beschäftigte mit Unbehagen erfüllt, an der Herstellung von Produkten mitzuwirken, deren faktischer Gebrauchswert in der Vernichtung von Menschen, Natur und kulturellen Objekten besteht, aber dieses Unbehagen bleibt, wie die große Zahl der Ambivalenten zeigt, vorerst praktisch folgenlos. Andererseits stellt diese große Gruppe aber gleichzeitig auch ein noch nicht ausgeschöpftes Reservoir für Konversionsprojekte dar, wenn es gelingt, die Möglichkeiten von Konversion überzeugend auf die spezifischen Bedingungen der Betriebe hin "kleinzuarbeiten"; denn noch immer gibt es offensichtlich in der Rüstungsindustrie viele Menschen, die, wären die Bedingungen günstiger, lieber für zivile Märkte produzieren würden.

2. Die Aufgeschlossenheit für neue Produktionskonzepte und partizipative Formen der Arbeit ist nicht auf die Gruppe derjenigen beschränkt, die dem Typ der konsequenten Rüstungsgegner zugeordnet werden können. Insofern hat sich eine der Ausgangshypothesen der Untersuchung, nämlich die Annahme, daß Konversionsbereitschaft und Präferenz neuer Produktionskonzepte positiv korrelieren bzw. die Hardliner neuen Produktionskonzepten und einer modernisierenden Reorganisation des Arbeitsprozesses negativ gegenüberstehen, nur teilweise bewahrheitet. Auch die Hardliner und Falken identifizieren sich nämlich mit einem hohen Anspruchsniveau ihrer beruflichen Tätigkeit, mit moderner Technologie und der Übernahme von mehr Verantwortung am Arbeitsplatz. Sie sind nicht weniger als die Rüstungsgegner aufgeschlossen für intelligente Formen der Unternehmensorganisation, wie sie in der Untersuchung als lean production, "Fabrik in der Fabrik", "total quality management" usw. beschrieben werden. Durchaus nicht nur die "loser" des industriellen Modernisierungs-

¹¹ Zum gegenwärtigen Stand der konversionspolitischen Forschung und Diskussion vgl. Christoph Butterwege und Martin Grundmann (Hrsg.), *Zivilmacht Europa. Friedenspolitik und Rüstungskonversion in Ost und West*, Köln 1994.

prozesses sympathisieren also mit wehrtechnischen Optionen ihrer Betriebe.

3. Die bereitwillige Akzeptanz von Rüstungsexporten in sogenannte "sichere Staaten" und NATO-Länder bei gleichzeitiger Sympathie für zivile Arbeitsplätze läßt vermuten, daß sich das politische Deutungsmuster militärischer und militärisch-strategischer Probleme im Vergleich zu den achtziger Jahren erheblich verändert hat. Gab es nach dem sogenannten "Nachrüstungsbeschuß" seit Anfang der achtziger Jahre in den Betrieben eine nennenswerte Bereitschaft, Rüstungsproduktion als Vorbereitung eines atomaren Genozid kategorisch zu ächten¹², so scheint die heutige militär- und sicherheitsstrategische Politik Deutschlands eine Neubewertung zu erfahren. Militärische Engagements der Bundeswehr wie in Somalia oder auf dem Balkan scheinen ihr problematisches großmachtspezifisches Image zu verlieren und stattdessen als bonoriger und selbstloser Beitrag internationaler Friedenssicherung gewürdigt zu werden. Dieser Prestigegewinn der Bundesrepublik im allgemeinen und der Rolle der Bundeswehr im besonderen bleibt offensichtlich nicht ohne Folgen auf die subjektive Einstellung der Betriebsbelegschaften zur Rüstungsproduktion. Die nur allzu begründete Sorge um den Verlust des Arbeitsplatzes findet im neuen Image der Bundeswehr eine willkommene Rechtfertigung dafür, sich nicht entschieden gegen Rüstungsaufträge und entschieden für alternative Produktion aussprechen zu müssen.

4. Beruflicher Status, soziale Lage und Gewerkschaftsmitgliedschaft beeinflussen die Haltung zur Rüstungskonversion, sind aber keine determinierenden Variablen. Wer Facharbeiter ist und der IG Metall angehört, lehnt Rüstungsproduktion eher ab, als wer als Ingenieur beschäftigt ist und keiner Gewerkschaft angehört. Auch das Geschlecht ist eine einstellungsrelevante Variable. Obwohl die Fallzahlen nicht sonderlich groß sind, legen die Daten den Schluß nahe, daß Rüstungsproduktion objektiv und subjektiv eine unangefochtene Bastion traditioneller männlicher Wertorientierungen geblieben ist.¹³

5. Ein Königsweg zur betrieblichen Rüstungskonversion ist gegenwärtig nicht erkennbar. Die Belegschaften in der wehrtechnischen Industrie wenigstens kommen zur Zeit als kollektiver Initiator von Konversionsprozessen im Betrieb schwerlich in Frage. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten, die sich für einen Umbau der Rüstungsindustrie und zivile Fertigung engagieren, ist klein und ihr Einfluß gering. Auch das Management ist weit entfernt von einer kopernikanischen Wende zur Konversion. Initiativen aus dem wissenschaftlichen und politischen Raum, die auf eine Integration des

¹² Vgl. Edgar Einemann/Edo Lübbing, *Belegschaftsinitiativen für eine Alternative Produktion (Kooperation Universität - Arbeiterkammer)*, Bremen 1983.

¹³ Vgl. Margitta Matthies, *Zukunftssorgen von Männern? Anmerkungen zur Konversionsforschung aus feministischer Sicht*, in: Christoph Butterwege und Martin Grundmann (Hrsg.), *Zivilmacht Europa...*, a.a.O., S. 170-185.

Konversionsprozesses in strukturpolitische und regionalökonomische Programme setzen, fehlt es leider an politischem Rückhalt und einer soliden finanziellen Basis.¹⁴ Von der makropolitischen Ebene gehen zur Zeit bekanntlich wenig belebende Impulse für Konversion aus. Trotz dieses ernüchternden Fazits dürfen alle eben erwähnten Akteure und Faktoren nicht links liegen gelassen werden. Auch wenn die aktuellen Aussichten für Rüstungskonversion nicht gerade rosig sind, ist es notwendig, die vorhandenen zaghaften Ansätze am Leben zu erhalten und auszubauen, um zu einem späteren Zeitpunkt das vorhandene Potential wirksamer in die Waagschale werfen zu können.

**TOPOS
DIALEKTIK-
KONZEPTE**
ABONNEMENT: 15 DM
EINZELHEFTE: 20 DM

**HANS HEINZ HOLZ
DOMENICO LOSURDO**

HERAUSGEBER:

JÖRG ZIMMER
Dialektik und Erfahrung

HANS HEINZ HOLZ
Spiegelung und Konstruktion
Wider

STEFANO BARRON
Dialektik und Differenz

VOLKER SCHÜRMANN
Die Metapher des Weckens bei Josef König

HÜLLINGHOFFST

theoretische Physik

KLAUS GÜBELING
Dialektik der Materialismus und

JOSEF BARATA MOURA
Abstraktion, Struktur, Begriffsgeschichtliche Substanz

ANDREAS HÜLLINGHOFFST
Grundlegendes zur Dialektik von Reform und Revolution

EDITION TOPOS
AUF DER EGGE 52
33619 BIELEFELD
FAX 0521 184 02 15

¹⁴ Vgl. z.B. die Bemühungen von Wolfram Elsner, dem Konversionsbeauftragten des Landes Bremen, Institutionen und Instrumente zur Inangsetzung eines progressiven Strukturwandels in der Region, Konzeption und Praxisbericht, Universität Bremen 1996.

Hans-Joachim Höhme

Zur aktuellen Entwicklung der Weltwirtschaft

Die weltwirtschaftliche Entwicklung verlief während des vergangenen Jahres weniger günstig, als es noch zur Jahreswende 1994/95 eingeschätzt wurde.¹ Maßgeblich dafür war vor allem eine deutliche Abschwächung oder Unterbrechung der konjunkturellen Aufwärtstendenzen in vielen westlichen Industrieländern. Dagegen verbesserte sich die wirtschaftliche Situation der ehemals sozialistischen Länder Ost- und Mitteleuropas etwas. In den Entwicklungsländern wurde bei sehr differenzierter Entwicklung zwischen den Regionen und Ländern 1995 insgesamt ein fast gleich kräftiges Wachstum des Bruttosozialprodukts mit rund sechs Prozent wie in den beiden Jahren zuvor zu erreichen. Der internationale Austausch von Waren und Dienstleistungen wuchs wie schon in den Vorjahren mehr als doppelt so stark wie das weltweite Sozialprodukt und bleibt damit die Hauptstütze des weltwirtschaftlichen Wachstums. Das Volumen des Welt-handels vergrößerte sich 1995 nach den aktuellsten Angaben um rund 8,5 Prozent; für dieses Jahr erwartet der IWF eine Zunahme um ca. 6,5 Prozent.²

Abschwächung der Konjunktur in den meisten Industrieländern

Das Bruttoinlandsprodukt aller Industrieländer wuchs 1995 um 2,1 Prozent nach einer Zunahme um 2,8 Prozent im Vorjahr. Deutlicher zeigt sich die Konjunkturabschwächung in der gesamten Industrieproduktion der OECD-Länder, deren Wachstumsrate sich 1995 auf 2,8 Prozent verminderte, nachdem sie im Jahr zuvor 4,8 Prozent betragen hatte. Dabei verminderten sich die Zuwachsraten in der überwiegenden Mehrzahl der einzelnen Industrieländer gegenüber 1994 (siehe Tabelle 1).

Wie schon die vorausgegangene zyklische Krise, so verlief auch die konjunkturelle Aufstiegsphase nicht in internationaler Synchronität. Zwar ist eine Abschwächung in fast allen Industrieländern zu beobachten, sie findet jedoch zu einem unterschiedlichen Zeitpunkt des aktuellen Konjunkturzyklus statt und ist zudem verschieden stark ausgeprägt. In Nordamerika, Australien und Großbritannien hatte die Krise bereits wesentlich früher als in den übrigen Ländern begonnen. Der zyklische Aufschwung setzte sich deshalb auch entsprechend zeitiger durch und befindet sich gegenwärtig bereits in seinem vierten Jahr. Dennoch sind die aktuellen Ab-

schwächungstendenzen hier weniger ausgeprägt als in den meisten anderen Ländern. In den europäischen Kontinentalstaaten und Japan hatte die zyklische Krise dagegen rund zwei Jahre später eingesetzt und im Laufe des Jahres 1993 ihren Tiefpunkt erreicht; ein Aufschwung setzte sich erst ab Jahresbeginn 1994 durch. In diesen Ländern zeigten sich die Abschwächungserscheinungen somit bereits im zweiten Jahr der Aufschwungsphase. Besonders deutlich wird der unterschiedliche Zyklusverlauf, wenn man die Entwicklung in den USA und in Japan vergleicht.

Tabelle 1

Industrieproduktion wichtiger entwickelter Marktwirtschaften

- Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in v. H. -

	1991	1992	1993	1994	1995	1. Vj. 1996
USA	-1,7	3,4	3,5	5,9	3,2	1,2
Japan	1,9	-5,8	-4,2	1,2	3,3	1,0
Deutschland	2,9	-1,8	-7,3	3,5	0,8	-0,6
Frankreich	-0,1	-1,0	-5,1	3,7	1,6	0,0
Großbritannien	-3,9	0,2	2,2	4,9	2,2	1,0
Italien	-0,9	-1,3	-2,1	6,8	5,5	1,2
Kanada	-4,1	1,0	4,4	6,5	3,9	-0,2
Alle OECD-Länder	-0,4	-0,2	-0,5	4,8	2,8	0,7
EU-Länder	0,1	-1,4	-3,4	4,9	3,1	0,0

Berechnet nach: Main Economic Indicators, OECD, Paris, lfd.

In den USA hat nach einer relativ milden Rezession die Industrieproduktion in einem nunmehr vier Jahre anhaltenden Aufschwung ein Niveau erreicht, das gut 13 Prozent (nach Quartalswerten) über dem Höchststand vor der letzten Krise liegt. Im Verlaufe des vergangenen Jahres verlangsamte sich das bis dahin sehr kräftige Wirtschaftswachstum, was bei der bisherigen Dauer und Stärke des Aufschwungs jedoch als eine durchaus normale Entwicklung zu bewerten ist. Ein nach wie vor kräftiges Wachstum der Ausrüstungs-Investitionen und auch eine Zunahme des privaten Verbrauchs wirkten dabei konjunkturstützend. Auch der Export belebte sich während des Vorjahres deutlich, wegen der noch stärkeren Zunahme der Importe wuchs das Außenwirtschafts-Defizit jedoch weiter an. Von den rückläufigen Wohnungsbau-Investitionen gingen dagegen konjunkturdämpfende Einflüsse aus. Die während der zurückliegenden Aufschwungsjahre zu verzeichnende relativ kräftige Zunahme der Beschäftigtenzahl ist zum Stillstand gekommen. Die Arbeitslosenrate lag jedoch mit ca. 5,5 Prozent auf einer für USA-Verhältnisse niedrigen Höhe.³ Die Prei-

³ Zu den mit der Arbeitsmarktentwicklung in den USA verbundenen Widersprüchen siehe die Analyse von J. Huffschnid in Z 26, S. 17ff.

¹ Siehe hierzu die Übersicht in Z 26, S. 29.

² IMF, World Economic Outlook, Mai 1996, S. 143.

sentwicklung, die bereits während des gesamten Aufschwungs - im Gegensatz zur gleichen Phase des vorigen Zyklus - relativ spannungsfrei verlaufen war, blieb auch in den ersten Monaten dieses Jahres mit Erhöhungsraten der Verbraucherpreise um 2,5 Prozent moderat.

Aktuelles Hauptfeld der wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen war die Verminderung des insbesondere in der Hochrüstungsperiode der Jahre 1982 bis 1986 und durch Reagans Steuerreform hochgetriebenen Defizits im Staatshaushalt. Angesichts der Tatsache, daß die Defizite während der Aufschwungsjahre deutlich bis auf unter zwei Prozent des Bruttosozialprodukts zurückgingen, erscheinen allerdings die 1995 immer mehr zugespitzten Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Kongreß wahlkampfpolitisch überzogen.

Die Wirtschaft Japans dagegen bewegte sich nach einer tiefen und langen, über fast drei Jahre anhaltenden, Krise nur allmählich und unter Schwankungen von der Talsohle weg. Die privaten Investitionen leisteten 1995 im vierten Jahr hintereinander einen negativen Beitrag zum Wirtschaftswachstum. Die Produktion stagnierte im Sommer und Herbst 1995 oder war sogar zeitweise rückläufig, nachdem sie zuvor über ein Jahr lang gestiegen war. Im Winterhalbjahr 1995/96 stieg die Industrieproduktion dann wieder; sie lag jedoch auch im 1. Quartal 1996 - mehr als zwei Jahre nach dem Durchschreiten des Krisentiefpunkts - immer noch 5,3 Prozent unter dem Vorkrisenstand. Einer der Hauptgründe der gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwäche Japans liegt in der starken Aufwertung seiner Währung, die sich im Verlaufe der vergangenen Jahre über mehrere Runden hinweg vollzogen hatte und den Außenwert des Yen innerhalb von fünf Jahren um rund 50 Prozent erhöhte. Die im Frühjahr 1995 erfolgte bislang letzte Aufwertungsrunde beeinträchtigte erneut Japans Exporte, während gleichzeitig die Importe kräftig zunahmen. Inzwischen ist der Yen-Kurs zwar wieder zurückgegangen, aber diese Korrektur reichte nicht aus, um die Einbußen an Konkurrenzfähigkeit wieder wettzumachen, die Japans wichtigste Exportbranchen durch die massiven Aufwertungsrunden der vergangenen Jahre hinnehmen mußten. Das durch die Yen-Aufwertung ausgelöste Anwachsen der Nachfrage nach vergleichsweise billigen Importwaren sowie eine durch den Druck anderer Staaten, vor allem der USA, erzwungene Reduzierung importhemmender Regelungen führten zudem zu verstärkter ausländischer Konkurrenz auch auf dem japanischen Markt. Die gleichen Prozesse wirkten andererseits deflationär und trugen dazu bei, daß Japan gegenwärtig das Land mit der stabilsten Preisentwicklung ist - die Verbraucherpreise stiegen 1995 nur um 0,2 Prozent. Die anhaltende Wirtschaftsschwäche hat sich auch auf die Beschäftigungssituation ausgewirkt. So stieg die Arbeitslosenrate Anfang 1996 auf 3,4 Prozent, einen Stand, der zwar vergleichsweise niedrig erscheint, für Japan aber einen seit Beginn der amtlichen Arbeitslosen-Registrierung noch nicht erlebten Rekordstand darstellt. Es wird geschätzt, daß die Arbeitslosenzahl ohne statistische Tricks mindestens doppelt so hoch wäre, weil das soziale

Netz in Japan so grobmaschig ist, daß viele Erwerbslose, vor allem Frauen sowie Schul- und Hochschulabgänger, ohnehin hindurchfallen.

Die japanische Regierung hat während der letzten Jahre mit einer ganzen Serie von Konjunkturprogrammen auf die wirtschaftliche Misere reagiert. Gleichzeitig wurde eine sehr expansive Geldpolitik zur Konjunkturankurbelung betrieben, in deren Ergebnis der Diskontsatz mit nur 0,5 Prozent einen neuen internationalen Tiefstand erreichte. Diese Maßnahmen haben zweifellos nachfragestimulierend und krisenmildernd gewirkt. Allerdings dürften auch sie die Wirtschaft des Landes nicht wieder auf das hohe Expansionstempo der 80er Jahre zurückführen. Gleichzeitig tickt im japanischen Bankensystem eine noch nicht entschärfte Zeitbombe. Immer wieder auftretende Krisen einzelner Banken zeigen nämlich, daß die Ende der 80er Jahre mit einem übersteigerten Investitionsboom einhergegangenen, größtenteils kreditfinanzierten enormen Fehlspekulationen, in deren Folge die japanischen Aktienkurse und Immobilienpreise sich als Preisblase erwiesen und in sich zusammenfielen, noch immer erhebliche Wirkungen haben. Dabei hält der Verfall der Immobilienpreise sogar noch an. Die Tatsache, daß einerseits die aus den Spekulationsjahren zurückgebliebenen "notleidenden" Kredite einen Umfang in der Größenordnung zwischen 700 und 1000 Milliarden DM haben, andererseits aber zwei Drittel aller Kredite im Lande durch an Wert verfallene Immobilien gedeckt werden, macht den Ernst der Lage deutlich. Die aus dieser Situation resultierenden Konsolidierungsbemühungen des Bankensystems hemmen aber wiederum die konjunkturelle Entwicklung, weil sie die Risikobereitschaft der Banken bei der Vergabe der für Investitionen notwendigen Kredite an Unternehmen einschränken. Vor allem aber erweist sich die weiter schwelende japanische Bankenkrise angesichts der engen weltweiten Verflechtung der Finanzmärkte auch als akuter Risikofaktor für das gesamte internationale Finanzsystem, denn immerhin sind Japans Banken der größte Kreditgeber der Welt. Sollten zum Beispiel akute Liquiditätsschwierigkeiten japanische Großbanken dazu veranlassen, ihre Auslandsvermögen abzuziehen, dann kann eine weltweite Finanzkrise entstehen.

Die jüngste konjunkturelle Entwicklung in der Mehrzahl der Länder Westeuropas, in die allein nahezu zwei Drittel aller deutschen Exporte fließen, war durch einen nur kurzen Aufschwung gekennzeichnet, der sich im Verlaufe des vergangenen Jahres abschwächte. Die Industrieproduktion stagnierte teilweise seit dem Frühjahr 1995. Die Investitionskonjunktur, die zusammen mit der Zunahme des innereuropäischen Handels Träger des Aufschwungs 1993/94 war, flaute vor allem in Deutschland, Frankreich und Großbritannien spürbar ab, in anderen Ländern, wie in Italien und den Niederlanden, blieb sie relativ kräftig. Vom privaten Konsum, der schon während des Aufschwungs in den meisten Ländern nur unterproportional zugenommen hatte, gingen auch 1995 keine wesentlichen Impulse als Konjunkturlokomotive aus. Eine schwache nachfragestimulierende Rolle spielte angesichts der Haushaltsprobleme der europäischen

Staaten auch der öffentliche Verbrauch. Hinzu kam, daß der 1994 von den USA ausgehende Anstieg der langfristigen Zinsen aufschwungshemmend gewirkt hatte. Das Inflationstempo blieb mit einem durchschnittlichen Anstieg der Verbraucherpreise in Westeuropa um rund drei Prozent relativ niedrig. Aus alledem ergibt sich das Bild einer allmählich schwächer werdenden Konjunktur, die die gravierenden Beschäftigungsprobleme nicht einmal ansatzweise zu lindern vermochte, denn eine 1994 zunächst in einigen Ländern festzustellende leichte Verbesserung der Arbeitsmarktsituation hat sich nicht fortgesetzt, und die Arbeitslosenzahlen sind erneut gestiegen.

Die Abschwächung war in den meisten westeuropäischen Ländern, vor allem in Italien, Spanien, Österreich, Dänemark und Portugal, durch ein im Jahresverlauf 1995 von Quartal zu Quartal nur sehr geringes Wachstum von Bruttosozialprodukt und Industrieproduktion gekennzeichnet, das zur Jahreswende hin teilweise in Stagnation überging. In Frankreich und der Schweiz stagnierte die Produktion - ähnlich wie in Deutschland - während des gesamten Vorjahresverlaufs. Gewisse Ausnahmen bilden Großbritannien und Schweden. In Großbritannien schwächte sich das Wirtschaftswachstum zwar in ähnlicher Größenordnung ab wie in den genannten Ländern. Da die britische Konjunkturentwicklung jedoch eher dem Zyklusverlauf der USA und anderer außereuropäischer Industriestaaten folgte, hatten Krise und Aufschwung hier wesentlich früher als im restlichen Europa begonnen. Die Abschwächung der britischen Wirtschaft vollzog sich deshalb nach einer längeren, mehr als zweieinhalb Jahre dauernden Aufschwungphase. In Schweden war der Aufschwung, der im 2. Halbjahr 1993 begonnen hatte und vor allem von einer außerordentlich kräftigen Zunahme des Exports von industriellen Erzeugnissen getragen wurde, erheblich stärker als in allen anderen europäischen Staaten. So wurden 1994 und 1995 jährliche Zuwachsraten der Industrieproduktion von jeweils rund zehn Prozent erzielt. War das Volumen der industriellen Produktion dadurch im letzten Vierteljahr 1995 um rund 20 Prozent größer als im 4. Quartal 1993, so vergrößerte sich das Bruttosozialprodukt des Landes im gleichen Zeitraum nur um 6,5 Prozent. Die Zahl der Beschäftigten nahm in diesen zwei Jahren nur geringfügig um ein Prozent zu, während der Anstieg der Arbeitslosenrate von 8,3 auf 9,4 Prozent zeigt, daß die hohe Arbeitslosigkeit sogar noch weiter anwuchs. Angesichts der Tatsache, daß Schweden wegen der etwa gleichzeitig praktizierten Einschränkungen am Sozialsystem hierzulande von Unternehmensvertretern häufig als nachahmenswertes Beispiel genannt wird, sollte das schwedische Modell auch als Studienobjekt dafür genutzt werden, daß verbesserte internationale Konkurrenzpositionen und zu deren Unterstützung vollzogener Sozialabbau eben noch keineswegs zur Verringerung der Beschäftigungslosigkeit führen. Seit dem letzten Quartal 1995 hat sich zudem auch in Schweden die Industriekonjunktur deutlich abgeschwächt.

Angesichts dieser Situation wäre im Verlaufe des vergangenen Jahres für den überwiegenden Teil der westeuropäischen Staaten eigentlich eine konjunkturstimulierende, also expansive Hausbaltpolitik und zugleich eine auf rasche Verbilligung der Kapitalmarktzinsen gerichtete Geldpolitik notwendig gewesen. Beides fand jedoch entweder überhaupt nicht oder zu schwach und zögerlich statt. So genießt in der Finanzpolitik wichtiger westeuropäischer Staaten gegenwärtig die Konsolidierung der defizitären Etats absolute Priorität. Das trifft in besonderem Maße für die Länder zu, die eine Aufnahme in die im Maastricht-Vertrag beschlossene Europäische Währungsunion anstreben. Unter den Konvergenzkriterien, die bis 1997 als Eintrittskarte zur Eurowährung erfüllt sein müssen, stellt das Unterschreiten einer jährlichen Defizitquote des öffentlichen Haushalts von drei Prozent des jeweiligen Bruttoinlandsprodukts für die EU-Staaten die höchste Hürde dar, die derzeit nur von Luxemburg genommen wird. Diese Länder werden somit bei Strafe des Nichtzugangs zur EU-Einheitwährung unter massiven Druck gesetzt, zur Reduzierung ihrer öffentlichen Verschuldungsquote Haushaltsausgaben zu kürzen und/oder Steuern zu erhöhen. Sie sollen also in einer Situation der Wachstumsschwäche und hoher Massenarbeitslosigkeit, in der es unbedingt einer gezielt expansiven, die Nachfrage und die privaten Investitionen stimulierenden Finanzpolitik bedürfte, genau das Gegenteil tun und die ohnehin angeschlagene Konjunktur durch eine restriktive Finanzpolitik zusätzlich schwächen. Das wird zumindest mittelfristig auch die Spielräume für eine spürbare Haushaltskonsolidierung noch weiter einengen. Auch die anderen für den Zutritt zur Eurowährung zu erfüllenden Kriterien verpflichten die EU-Länder darauf, ihre wirtschaftspolitische Priorität einseitig auf monetäre Stabilitätsziele zu konzentrieren und nötigen sie somit von Vertrags wegen dazu, über die Angebotsseite eine Verbesserung der Profitbedingungen zu forcieren. Die im November 1995 im Rahmen des Sparprogramms beschlossenen restriktiven und auf Sozialabbau gerichteten Maßnahmen der französischen Regierung sind ein praktisches Beispiel dafür. Ein termingetreues Durchziehen des Projekts Währungsunion stellt deshalb in der aktuellen Situation eine völlig falsche, kontraproduktiv wirkende Handlungsweise dar und birgt die Gefahr in sich, daß eine temporäre Abschwächung der konjunkturellen Aufwärtsentwicklung unter der Flagge der weiteren Einigung Europas in eine europaweite Rezession verwandelt wird.

Weiterhin differenzierte Transformationskrise in den Übergangsländern

Das Gewicht der ehemaligen RGW-Staaten Mittel- und Osteuropas sowie Mittelasiens in der Weltwirtschaft hat sich infolge der aus dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems und dem Übergang zum kapitalistischen Wirtschaftssystem erwachsenen Anpassungskrise auch während der letzten beiden Jahre weiter verringert. Ihr Anteil am Bruttosozialprodukt der gesamten Weltwirtschaft beträgt gegenwärtig weniger als fünf Prozent

und hat sich seit dem Beginn der Transformationskrise etwa halbiert.⁴ Dahinter verbirgt sich allerdings eine sehr unterschiedliche Entwicklung.

Polen, die Tschechische Republik, die Slowakei und Ungarn haben während der letzten zwei Jahre wieder ein Wachstum des Bruttosozialprodukts erreicht, Polen sogar schon seit 1992. Polen ist das einzige Übergangsländ, in dem das Sozialprodukt 1995 größer war als 1990. In den drei anderen genannten Ländern lag das Produktionsniveau 1995 immer noch zwischen 11 und 18 Prozent niedriger als fünf Jahre zuvor. Das Wirtschaftswachstum in diesen vier Ländern beruhte bisher in erster Linie auf einer relativ kräftigen Zunahme der Exporte, von denen jetzt rund drei Viertel in westliche Industrieländer fließen. Der überwiegende Teil der Ausfuhr besteht allerdings aus technisch einfachen Industriewaren, während der Anteil der Investitionsgüter zwischen 13 und 26 Prozent liegt und tendenziell noch abnimmt. Inzwischen hat sich, insbesondere in Polen, auch die Rolle des privaten Konsums, der Investitionen und der Bautätigkeit als Wachstumsfaktoren erhöht.

Tabelle 2

Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts ausgewählter Übergangsländer
- Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in v. H. -

	1991	1992	1993	1994	1995
Polen	-7,0	2,6	3,8	6,0	6,5
Tschechische Rep.			-0,9	2,6	5,0
Slowakische Rep.			-3,7	4,9	7,4
Ungarn	-11,9	-3,0	-0,8	2,9	1,9
Rumänien	-12,9	-8,8	1,3	3,9	6,9
Bulgarien	-11,7	-7,3	-2,4	1,4	2,5
Estland	-7,9	-21,6	-8,4	3,0	4,0
Lettland	-11,1	-35,2	-16,1	2,2	0,4
Litauen	-13,1	-56,6	-24,2	1,7	5,3
Rußland	-13,0	-19,0	-12,0	-15,0	-4,0
Ukraine	-11,9	-17,0	-16,8	-23,7	-11,4
Weißrußland	-1,2	-9,7	-10,6	-12,6	-10,2

Quelle: World Economic Outlook, IMF, Mai 1996

In einigen anderen ehemals sozialistischen Ländern, wie in Rumänien, Bulgarien und Albanien sowie in den baltischen Staaten und Armenien wird zwar seit ein oder zwei Jahren ebenfalls wieder ein Wirtschaftswachstum erzielt, aber dort liegt entweder das Produktionsniveau noch

weit unter dem von 1990, oder andere ökonomische Labilitätserscheinungen wirken besonders stark.

Eine dritte Ländergruppe umfaßt schließlich mit der überwiegenden Mehrzahl der Nachfolgestaaten der Sowjetunion jene Länder, die noch am tiefsten in der Transformationskrise stecken. Sie werden dadurch gekennzeichnet, daß ihr Sozialprodukt auch im letzten und damit im sechsten aufeinander folgenden Jahr wieder zurückging, wenn auch zum Teil mit verminderten Minusraten. Dort ist die Produktion seit dem Beginn der Übergangskrise auf ein besonders niedriges Niveau abgesunken. In Rußland, dessen Bruttoinlandsprodukt 1995 nach den zweistelligen Minusraten der Jahre zuvor "nur noch" um vier Prozent zurückging, ist das Sozialprodukt dadurch gegenüber 1990 um nahezu die Hälfte geschrumpft. Zweistellige Minusraten waren im vergangenen Jahr auch noch in der Ukraine, Weißrußland, Kasachstan, Tadschikistan, Turkmenien und Aserbeidschan zu verzeichnen. Das Sozialprodukt fiel dadurch beispielsweise in der Ukraine auf einen Stand, der 59 Prozent unter dem von 1990 liegt.⁵

In allen ehemals sozialistischen Ländern sind nach wie vor eine Reihe für den marktwirtschaftlichen Umbruch typischer Krisenerscheinungen anzutreffen. Dazu gehören vor allem ein hohes Inflationstempo, offene und versteckte Arbeitslosigkeit, beträchtliche Haushaltsdefizite sowie entsprechende Verschlechterungen der Einkommens- und Lebensverhältnisse großer Bevölkerungsteile. Diese Erscheinungen treten zwar von Land zu Land mit unterschiedlicher Schärfe auf, sie betreffen aber auch jene Staaten, in denen wieder ein Wirtschaftswachstum und andere Anzeichen einer ökonomischen Stabilisierung festzustellen sind. Ein akutes Problem stellen insbesondere die inflationären Preiserhöhungen dar. 1995 batten die Tschechische und die Slowakische Republik die mit Abstand niedrigsten Inflationsraten unter den Übergangsländern (neun und zehn Prozent). In Rußland betrug die Inflationsrate dagegen 1900 Prozent, das heißt, die Verbraucherpreise waren im Jahresdurchschnitt 1995 dort um das 19fache höher als im Jahr zuvor. Dadurch wurde der Druck auf die Realeinkommen verstärkt, die beispielsweise in Rußland vom Dezember 1994 bis zum August 1995 um 23 Prozent sanken. Ein ähnlich rasches oder noch deutlich höheres Inflationstempo mußten 1995 auch noch andere ehemalige SU-Staaten, u. a. Weißrußland mit Preissteigerungen um das 71fache, Aserbeidschan um das 41fache und die Ukraine um das 37fache hinnehmen. Neben diesen Extremdaten nehmen sich die Inflationsraten für 1995 in den baltischen Staaten und in den weiteren mittel- und osteuropäischen Ländern, die eine Spannweite zwischen 25 Prozent in Lettland und 62 Prozent in Bulgarien aufweisen, nur auf den ersten Blick noch relativ moderat aus. Immerhin betrug selbst in Polen, also dort, wo die anderen volkswirtschaftlichen Daten das mit Abstand günstigste Bild unter den Übergangs-

⁴ Berechnet nach: IMF, World Economic Outlook, Oktober 1995; gewichtet auf Wechselkurs-Basis.

⁵ Berechnet auf der Grundlage von: World Economic Outlook, IMF, Mai 1996, S. 125ff.

ländern zeigen, die Steigerung der Verbraucherpreise im vorigen Jahr 28 Prozent und war damit knapp zehnmal so hoch wie in der EU. Die Brisanz des Beschäftigungsproblems wird derzeit, ungeachtet der auch jetzt schon relativ hohen offiziellen Arbeitslosenzahlen, in vielen Ländern noch nicht voll sichtbar. Vielmehr ist zu befürchten, daß in dem Maße, in dem marktwirtschaftliche Mechanismen und Kürzungen von Staatsausgaben voll durchschlagen und jetzt noch bestehende Möglichkeiten der Überbrückung oder Arbeitsplatzzerhaltung zerschlagen, die Arbeitslosigkeit als soziales Problem noch eine wesentlich größere Brisanz erhalten wird.

Unterschiedliches Wirtschaftswachstum in den Entwicklungsländern

Die Entwicklungsländer als die größte und in sich am meisten differenzierte der drei großen Länderkategorien der Weltwirtschaft war wie schon in den vorausgegangenen fünf Jahren die wachstumstärkste Gruppierung. Ihr gesamtes Bruttoinlandsprodukt nahm 1995 nach den bisher vorliegenden Angaben etwa so wie im Vorjahr um rund sechs Prozent zu. Schon die grobe Regionalaufteilung der internationalen Statistik zeigt jedoch, daß sich dahinter eine sehr unterschiedliche Entwicklung verbirgt. Das hohe Wachstumstempo wird nämlich ganz überwiegend von den Ländern Ost- und Südasiens getragen. Nur deren Sozialprodukt nahm mit einer Zuwachsrate von 8,4 Prozent deutlich schneller zu als das aller Industriestaaten. Dahinter blieben die anderen Entwicklungsländerregionen mit großem Abstand zurück. In Afrika wuchs die Wirtschaft um 3,2 Prozent, im Nahen Osten um 3,7 Prozent und in Lateinamerika um 0,9 Prozent.

Hauptträger des überproportionalen Wachstums in Ost- und Südostasien sind gegenwärtig neben dem Schwellenland Südkorea vor allem China, Malaysia, Thailand und Indonesien. Einen erheblichen Einfluß auf das rasche wirtschaftliche Wachstum hatte der Exportschub, der vor allem durch einen schnell expandierenden Handel innerhalb der Region, die Aufwertung des japanischen Yen und den konjunkturellen Aufschwung in wichtigen Industrieländern ausgelöst wurde. Dabei wirkt sich die Tatsache besonders aus, daß China mit seinem enormen ökonomischen Gewicht während der zurückliegenden vier Jahre zugleich auch die höchsten Wachstumsraten auf dem Kontinent hatte. 1995 hat sich dort die Zuwachsrate zwar etwas vermindert, blieb aber immer noch zweistellig. Insgesamt hat sich Chinas Bruttoinlandsprodukt während der letzten fünf Jahre um rund drei Viertel vergrößert. Auf der anderen Seite führten der Exportboom und die überhitzte Konjunktur dort aber auch zu einem starken Druck auf die Produktionskapazitäten und einem erheblich anwachsenden Nachfrageüberschuß. Zugleich zog die Hochkonjunktur in beträchtlichem Umfang Kapitalströme aus dem Ausland an, die zum Geldmengenwachstum beitrugen. Dies alles führte seit 1993 zu einer erheblichen Beschleunigung des Inflationstempos, das in China das weitaus höchste unter den

schnell expandierenden asiatischen Ländern ist und in den letzten beiden Jahren Preissteigerungsraten von rund 20 Prozent mit sich brachte.

Lateinamerika, das 1994 noch die zweithöchste Zuwachsrate des Bruttosozialprodukts nach Ostasien zu verzeichnen hatte, wurde 1995 zur mit Abstand wachstumsschwächsten Entwicklungsländerregion. Befanden sich 1994 noch alle größeren Länder mit Ausnahme Venezuelas in einer konjunkturellen Aufwärtsbewegung, so stecken zwei der ökonomisch wichtigsten lateinamerikanischen Staaten, Mexiko und Argentinien, seit Anfang 1995 in einer akuten Krise. In den anderen ökonomisch wichtigen Ländern mit Ausnahme Chiles haben sich zumindest die Zuwachsraten verringert. Einen wesentlichen Einfluß auf diese Verschlechterung des wirtschaftlichen Klimas hatte die am Jahresende 1994 ausgebrochene finanzielle Liquiditätskrise Mexikos, die dieses Land 1995 in eine Wirtschaftskrise mit einem Rückgang des Sozialprodukts um rund sieben Prozent und einem Anstieg der Inflationsrate auf rund 30 Prozent stürzte und auch die Wirtschaftsentwicklung anderer Staaten des Kontinents beeinträchtigte. Und dies geschah ausgerechnet in einem Musterland für die vom IWF auferlegten Stabilitätsreformen. Die Auswirkungen dieser Finanzkrise führten zwar zunächst auch insgesamt auf den internationalen Finanzmärkten zu einem gewissen Schock, konnten allerdings relativ schnell in Grenzen gehalten und auf Mexiko und den lateinamerikanischen Markt beschränkt werden.

Die Wirtschaft der afrikanischen Länder wuchs 1995 insgesamt um rund drei Prozent und damit fast mit der gleichen Rate wie die gesamte Weltwirtschaft. Das Inflationstempo war mit einer Preissteigerungsraten von rund 25 Prozent allerdings erheblich höher. Damit hat der wirtschaftlich mit Abstand schwächste Kontinent seinen Rückstand auch im zurückliegenden Jahr nicht um einen Deut vermindern können. Nimmt man den Zeitraum der letzten fünf Jahre, dann ergibt sich nur ein durchschnittliches jährliches Wirtschaftswachstum von 1,7 Prozent. Für die asiatischen Entwicklungsländer ergibt für den gleichen Zeitraum ein Jahreszuwachs von 8,4 Prozent, für die im nahöstlichen Raum von 3,5 und für Lateinamerika von drei Prozent. Damit hat der wirtschaftliche Rückstand Afrikas gegenüber den Entwicklungsländern aller anderen Regionen der Welt mittelfristig noch weiter zugenommen.

Shareholder-Kapitalismus

Zu den Konsequenzen finanzkapitalistischer Vorherrschaft heute

Seit Mitte der 70er Jahre registrieren wir in den kapitalistischen Hauptländern tiefgreifende Veränderungen in den Verwertungsbedingungen des Kapitals. Die Wachstumsdynamik hat sich deutlich abgeschwächt, der internationale Konkurrenzkampf verschärft sich und die Massenarbeitslosigkeit übersteigt die hisherigen Nachkriegshöchststände. Im Unterschied zum schleppenden Verlauf der realwirtschaftlichen Akkumulation konstatieren wir ein beschleunigtes Wachstum aller Formen des Geld- und Kreditkapitals. Insbesondere die Verschuldung der öffentlichen Sektoren inklusive der Belastungen durch Zinszahlungen erreichen beängstigende Dimensionen.

Die Antwort der Kapitalverbände und der politischen Klassen auf diese Strukturveränderungen heißt Neoliberalismus. Die angebotsorientierte Wirtschaftspolitik, zunächst mit den Namen von Margaret Thatcher und Ronald Reagan verknüpft, wollte durch Zurückdrängung von staatlicher Intervention und gewerkschaftlichem Einfluß eine Aufwertung der Marktsteuerung erreichen. Die Senkung der Unternehmenssteuern bei gleichzeitiger Ausweitung der Militärhaushalte sorgte für ein drastisches Ansteigen der Haushaltsdefizite, die wiederum für eine Kürzung der Sozialausgaben instrumentalisiert wurden. Mittlerweile ist dieser Ansatz auf alle kapitalistischen Hauptländer ausgeweitet und radikalisiert worden: Angesagt ist ein marktradikaler Rigorismus durch Deregulierung, Privatisierung und zunehmenden Rückzug des Staates aus seiner sozialen und wirtschaftspolitischen Verantwortung, Umverteilungen zu Lasten von Arbeits- und Sozialeinkommen, verstärkten Druck auf die Senkung der Lohnkosten durch Wegrationalisieren von Arbeitsplätzen. Die Tarifabschlüsse hießen zuletzt unter der Preissteigerungsrate, und infolge der Erhöhung von Sozialabgaben sind deutliche Einkommensverluste die Regel.

Seit 1982, dem Jahr des Antritts der Kohl-Regierung, ist auch in der Bundesrepublik eine massive Umverteilung in der Einkommensverteilung durchgesetzt worden: Die realen Nettoarbeitseinkommen stagnieren seit 1980, während die realen Nettogewinne auf 180% gestiegen sind. Die Sozialleistungen wurden für fast alle Leistungsarten gekürzt - auf über 60 Mrd. DM pro Jahr belaufen sich mittlerweile die kumulierten Einsparungen im Sozialbudget. Die jüngsten Bonner Sparbeschlüsse bedeuten, daß die Haushaltsprobleme in weit größeren Dimensionen und mit viel tieferen Einschnitten in die Lebensbedingungen der Mehrheit der Bevölkerung, auf Kosten der Arbeitseinkommen und aller Arten von Sozialleistungen, gelöst

werden, während die Gewinn- und Vermögenseinkommen durch weitere Steuergeschenke noch rascher wachsen sollen.

Worauf bestehen die wichtigsten Veränderungen in den Verwertungsbedingungen des Kapitals, die der gegenwärtigen krisenhaften Entwicklung und der Zuspitzung der sozialen Konflikte zugrunde liegen?

* Von Krisenzyklus zu Krisenzyklus steigt die *Massenarbeitslosigkeit*, wodurch die ökonomischen, sozialen und demokratischen Grundlagen der Gesellschaft ausgehöhlt und gefährdet werden. Mit vier Millionen offiziell registrierten Erwerbslosen und über sieben Millionen real fehlenden Arbeitsplätzen wird 1996 als Rekordjahr negativer Beschäftigungsentwicklung in die Nachkriegsgeschichte eingehen. Es muß damit gerechnet werden, daß diese Größe - über zehn Prozent offiziell registrierte Arbeitslose und eine reale Arbeitslosenquote von ca. 17% - bis zur Jahrtausendwende kaum unterschritten wird. Die direkt erfaßbaren Kosten dieser Arbeitslosigkeit betragen rund 170 Mrd. DM - ein Drittel mehr als der offizielle Nettotransfer West nach Ost in diesem Jahr ausmacht.

Die gesamtgesellschaftlichen "Kosten" der Arbeitslosigkeit sind jedoch weit höher, denn hinzu kommen die Defizite der Sozialversicherung und der öffentlichen Haushalte, die - werden sie mit deflationärer Sparpolitik bekämpft - wiederum in eine kontraktive Spirale der Wertschöpfungs- und Einkommenskreisläufe sowie in verschärfte Verteilungskonflikte münden. Ein immer größerer Teil der Bevölkerung wird aus der Erwerbsarbeit ausgegrenzt, immer mehr Menschen werden an den Rand der Gesellschaft gedrückt und können an zivilisatorischen Fortschritten kaum mehr partizipieren. Kreativität, Lebensenergie und Lebenschancen werden vergeudet, aber auch innovative Potentiale sowie materielle und finanzielle Ressourcen zur Lösung von Problemen der Umwelt, der Bildung, des Wohnens und der sozialen Sicherheit u.a. liegen brach. Vor allem auf die Massenarbeitslosigkeit sind die Probleme bei der Finanzierung der Sozialleistungen zurückzuführen: Immer mehr direkte und indirekte Leistungen - Arbeitslosengeld, Sozialhilfe, Wohngeld u.a. - müssen von weniger Beitragszahlern finanziert werden. Keine Gesellschaft kann sich auf Dauer eine Arbeitslosigkeit von zehn Prozent und mehr leisten ohne nachhaltige und tiefe Schäden.

* Krisenbedingt und als Folge einer verfehlten Wirtschafts- und Finanzpolitik *eskalieren in der Bundesrepublik die Schulden der öffentlichen Haushalte*. Seit mehr als 40 Jahren sind öffentlichen Schulden ohne Ausnahme von Jahr zu Jahr gestiegen. Sie haben sich in den 70er und 80er Jahren, d.h. bevor die Belastungen durch den Anschluß der DDR entstanden, auf das achtfache erhöht (von 125,9 Mrd. DM im Jahr 1970 auf 1.053,5 Mrd. DM im Jahr 1990 - Jahresgutachten 1996/96, Sachverständigenrat, Tabelle 44). In den Jahren hohen Wirtschaftswachstums wurde versäumt, die Staatsschulden abzubauen. Die Steuergeschenke an die Bezieher von Gewinn- und Vermögenseinkommen haben dazu geführt, daß die Steuer- und

Abgabenquote auf Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen von 22% in 1980 auf 13% in 1994 sank. Die Beibehaltung der Quote von 1980 hätte 1995 zu Mehreinnahmen von über 60 Mrd. DM geführt (vgl. Memorandum '96, S. 68).

Die Politik der Bundesregierung gegenüber Ostdeutschland hat nach der Vereinigung entscheidend dazu beigetragen, daß die Belastungen der öffentlichen Haushalte, insbesondere infolge der Zerstörung von fast 50% des dortigen Wirtschafts- sowie über 80% des Forschungspotentials und der Beseitigung von über einem Drittel aller Arbeitsplätze, weit böser waren und auch in den Folgejahren noch sein werden, als sie bei einer anderen, wirtschaftlich und sozial ausgewogenen Politik hätten sein müssen. Der Rückgang der Industrieproduktion und die Beseitigung von Arbeitsplätzen in den neuen Bundesländern waren trotz der umfangreichen jährlichen Transferleistungen von West nach Ost größer als in den anderen mittel- und osteuropäischen Ländern.

Bereits 1995 wurde bei der öffentlichen Verschuldung die Marke von 2.000 Mrd. DM überschritten. In den nächsten Jahren werden die öffentlichen Schulden um voraussichtlich mehr als 100 Mrd. DM jährlich weiter zunehmen. Die jährlichen Zinszahlungen führen zu Belastungen von rund 150 Mrd. DM oder 20% der gesamten Steuereinnahmen. Bei einem Wachstum des BIP von real 2% und nominal 4% in den nächsten Jahren, was angesichts der recht düsteren Aussichten eher eine optimistische Prognose ist, würde das Mehraufkommen an Steuern in Höhe von rund 40 Mrd. DM gerade ein Viertel der Zinszahlungen decken. D.h. der Hauptteil der Zinsen muß entweder aus der Substanz oder durch eine fortwährende jährliche Neuverschuldung finanziert werden. Gerade hierin wird der enge wirtschaftspolitische Handlungsspielraum sichtbar, der in mehreren - vor allem in den ostdeutschen - Bundesländern und in vielen Kommunen noch geringer ist. Ein anderer aufschlußreicher Vergleich: Die Zinsen der öffentlichen Haushalte betragen etwa das 15fache der jährlichen Entwicklungshilfe für die Länder der "Dritten Welt" und sind auch etwa drei Mal so groß wie die von der Bundesregierung als unverzichtbar deklarierten Einschnitte in alle Sozialbereiche.

* Die Zuwachsraten des Gesamtprodukts sind trotz aller Revitalisierungspolitik nicht gesteigert worden. Das Bruttoinlandsprodukt je Kopf der Bevölkerung wuchs im Jahresdurchschnitt in den 50er Jahren um 6,8%, in den 60er Jahren um 3,6%, in den 70er Jahren um 2,6%, in den 80er Jahren um 2,0% und in der ersten Hälfte der 90er Jahre um 0,6%. 1996 wird die gesamtwirtschaftliche Leistung voraussichtlich stagnieren, während die Bundesregierung ursprünglich von einem Zuwachs von 2% ausgegangen war. Der "Aufholprozeß" Ostdeutschlands ist schon 1995 ins Stocken geraten; das voraussichtliche Wirtschaftswachstum wird 1996 und in den Folgejahren entgegen den bisherigen Einschätzungen der Bundesregierung nicht bei 7-8%, sondern bei weniger als 4% liegen. Der versprochene

Übergang zu einer sich selbst tragenden wirtschaftlichen Entwicklung in Ostdeutschland ist nicht in Sicht. Die Regierungsparteien sind mit ihrem Latein am Ende: Eine Ausweitung der Wirtschaftsförderung oder selbst die Fortführung der Nettotransfers auf bisherigem Niveau ist ihrer Auffassung nach nicht finanzierbar, den ostdeutschen Bundesländern droht eine weitere Einschränkung des Reproduktionsprozesses.

Wirtschaftliche Stagnation oder nur schwaches Wachstum führt zur weiteren Zuspitzung sozialer Verteilungskonflikte und der Haushaltsprobleme. Während bisher die Umverteilung von unten nach oben mit einer Zunahme oder zumindest mit einem Gleichbleiben der Lohn- und der Sozialeinkommen verbunden war, bedeutet sie in Zukunft deren Senkung. Das Sparpaket und die Forderungen nach Null-Runden bei den Tarifabschlüssen signalisieren dies bereits jetzt. Jedes Prozent geringeres Wachstum gegenüber den für die Steuerschätzungen angenommenen Zuwachsraten verringert das Steueraufkommen um fast 10 Mrd. DM. Daraus ergeben sich entweder weitere "Sparauflagen" oder eine noch raschere Zunahme der Neuverschuldung. Die Verzögerung des ostdeutschen "Aufholprozesses" verschärft darüber hinaus die Probleme des Bundeshaushalts und der Landeshaushalte der alten Bundesländer, da Anforderungen an die Transferzahlungen böser werden. Der finanzielle Spielraum der neuen Bundesländer wird vor allem dadurch verschlecbtert, daß ein geringeres eigenes Steueraufkommen mit erböhmem Druck auf die Senkung der Transferzahlungen - wie sie beispielsweise für die Investitionszuschüsse im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe "Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur" und für ABM schon erfolgt ist - und erhöhten Belastungen durch die weit über dem Bundesdurchschnitt liegende Arbeitslosigkeit zusammenfällt. Diese Wirkungen werden die Entwicklung in den neuen Bundesländern nicht nur in den nächsten Jahren, sondern auch langfristig beeinträchtigen.

* *Finanzielle Transaktionen und Spekulationen dehnen sich in gewaltigen Dimensionen und in rasanem Tempo aus, verselbständigen sich vom materiellen Produktions- und Reproduktionsprozeß und untergraben die Fundamente der realen Akkumulation.* Nicht zu hohe Löhne oder zu geringe Gewinne sind Ursache der Investitionsschwäche, sondern die günstigeren Verwertungsmöglichkeiten von Geldanlagen und Finanzspekulationen im Verhältnis zu produktiven Investitionen sowie der geringe Anreiz für Erweiterungsinvestitionen infolge der Schwächung der Massenkaufkraft und damit auch des Absatzes auf dem Binnenmarkt. Dies wird durch eine differenzierte Betrachtung der Sparquote bestätigt: Bei einer gesamtwirtschaftlichen Sparquote der privaten Haushalte von derzeit 11,5% beträgt sie bei den Selbständigenhaushalten 27% und bei den Arbeiterhaushalten 7%. Während von 1990 bis 1995 die Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen, trotz Stagnation bzw. Rückgang in den Jahren 1992 und 1993, in den alten Bundesländern um 26% gestiegen sind, gingen die Nettoinvestitionen absolut zurück. Ein Vergleich der beiden Zeiträume

1960-1974 und 1975-1994 zeigt, daß eine relativ starke Lohnerhöhung nicht die Investitionsmöglichkeiten einschränkt: In der ersten Periode lag die Investitionsquote (Anteil der Bruttoanlageinvestitionen der Unternehmen einschließlich Wohnungsbau am Bruttoinlandsprodukt) bei 20% während die durchschnittlichen Bruttostundenlöhne in der Industrie um jährlich 5,7% stiegen; in der zweiten Periode gingen die Investitionsquote auf 18% zurück und die Löhne stiegen nur um 1,8% jährlich (Memorandum '96, S. 62).

Vermögenstransaktionen vermitteln nur mehr zu einem Teil realwirtschaftliche Wertschöpfungsprozesse; die Investoren handeln mit Eigentumstiteln oder verbrieften Schuldscheinen, mit denen Ansprüche auf künftig zu produzierenden Reichtum erworben werden. So steckt hinter der gewaltigen Erhöhung der Immobilienwerte genauso wenig eine reale Wertschöpfung wie hinter dem Anwachsen der Aktienkurse und damit des durch sie repräsentierten Aktienkapitals um mehr als 25% von Mitte 1995 bis Mitte 1996.

* Ungeachtet aller Versprechungen der Bundesregierung gibt es beim notwendigen *ökologischen Umbau und Übergang zu einer nachhaltigen, umweltfreundlichen Entwicklung keine substantiellen Fortschritte*. Die Einführung einer Ökosteuer wird ebenso verhindert wie der Einstieg in eine ökologische Energie- und Verkehrsentwicklung und ernsthafte Schritte zur Durchsetzung einer nachhaltigen Bewirtschaftung stofflicher Ressourcen.

Kapitalismus pur oder Hegemonie des Finanzkapitals?

Die kapitalistische Ökonomie kennt keinen Stillstand. Entscheidend für die Modernisierungslogik ist die Erzeugung eines Mehrprodukts mit dem geringstmöglichen Einsatz an lebendiger und vergegenständlichter Arbeit. Die Beschleunigung des Rationalisierungstempos in den letzten Jahren wird vielfach als neue Qualität interpretiert. Aber die Globalisierung hat nicht erst vor kurzem eingesetzt; Internationalisierung von Produktion und Handel haben in den zurückliegenden Jahrzehnten den kapitalistischen Metropolen Wohlfahrtsgewinne beschert. Mit der Verallgemeinerung der Überakkumulation schält sich der Übergang zu einem chronischen Verdrängungswettbewerb in den wichtigsten Branchen heraus. Neuangelegtes Kapital muß sich durch Verdrängung von bestehenden Produktionspotentialen einen Raum für die Verwertung erkämpfen. *Mit der Verschärfung des internationalen Konkurrenzkampfes*, der Verallgemeinerung der Standortkonkurrenz und der damit zusammenhängenden Kapitalmobilität wird die herrschende Wirtschaftspolitik noch radikaler auf die Verbesserung des nationalen Wirtschaftsstandorts, d.h. der nationalen Verwertungsbedingungen gerichtet. Die Absenkung von Arbeitseinkommen und sonstiger Arbeitskosten sowie die Verringerung der Abgabenquote werden zu einem wichtigen Konkurrenzvorteil. Die "Standortlogik" gilt für alle kapitalistischen Länder, ohne daß bislang auch nur ein Land den versprochenen Pro-

speritätspfad erreicht hat. Gewinne einer Volkswirtschaft durch Export- bzw. Leistungsbilanzüberschüsse und Marktverdrängung können grundsätzlich nur auf Kosten anderer Volkswirtschaften erzielt werden. Das Ergebnis ist aber kein einfaches Nullsummenspiel, in dem sich Gewinne und Verluste ausgleichen. Resultate der internationalen Standortpolitik sind vielmehr Schwächung des Binnenmarkts durch Deregulierung und Einschränkung der Nachfrage in der Hoffnung auf expandierende Exportmärkte sowie Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit auf Rekordniveau.

Auch bislang beruhte das kapitalistische System durchweg auf Profitsteuerung. Allerdings wird in dieser Konstellation einer allgemeinen strukturellen Überakkumulation eine Transformation in den Proportionen des Verwertungsprozesses sichtbar: Nicht mehr die unternehmerische-innovative Leistung steht im Zentrum, die sich dem 'earning money' und dem sozialen Frieden als Standortfaktor verpflichtet weiß, sondern das 'making money' - die Verwertung der Vermögensanlage erhält das entscheidende Gewicht. Diese Verschiebung in den Proportionen ist mit einer Veränderung im Verhältnis von Kapital und Arbeit verbunden. Der Umbau des Sozialstaates läuft nach dem Grundsatz: Privatisierung der Gewinne und Sozialisierung der Belastungen und Verluste.

In dieser Verschiebung der Proportionen und der damit verknüpften Transformation von Wertorientierungen und gesellschaftspolitischen Strategien werden Konfliktlinien sichtbar, die für die sozialen Auseinandersetzungen bestimmend bleiben. Entscheidende *sozial-ökonomische Widersprüche*, die die gegenwärtige Entwicklungsetappe und die ungewaltigen Herausforderungen der Zukunft kennzeichnen, sind:

1. In einer Zeit, in der sich der *private Reichtum an Geldvermögen und Immobilien in einem bisher unbekanntem Ausmaß vergrößert hat*, sich in einem rasanten Tempo weiter ausdehnt und immer mehr in den Händen eines kleinen Teils der Gesellschaft konzentriert, *nehmen Armut und Obdachlosigkeit zu und erreicht die öffentliche Verschuldung historische Rekordhöhen*.

Während von 1983 bis 1989 die Zahl der Einkommensmillionäre um 76% gestiegen ist, nahm in etwa demselben Zeitraum von 1985 bis 1992 die Zahl der Sozialhilfeempfänger um 57% zu. Zwischen privatem Reichtum und öffentlicher "Armut" (Verschuldung) besteht eine enge Beziehung. Steuergeschenke und sprunghaft ansteigende Einkommen aus Vermögen sind gleichzeitig entscheidende Faktoren für die hohen öffentlichen Schulden und für die Vergrößerung des privaten Reichtums. Die Finanzierung der öffentlichen Schulden durch Kredite belastet die Haushalte und ist zugleich eine entscheidende Bereicherungsquelle für die Kreditgeber, deren Hauptteil natürlich zu den Reichen zählt. In einer Untersuchung der Deutschen Bundesbank zur Vermögenssituation der privaten Haushalte (Deutsche Bundesbank, Monatsberichte, 10/93) wird festgestellt: "Insgesamt entsprachen Zinsen und Dividenden 1992 rund vier Fünftel des zur

gleichen Zeit neu gebildeten privaten Geldvermögens; im Durchschnitt der 50er Jahre hatte diese Relation erst ein Sechstel betragen". Mehr als 50% des Geldvermögens der privaten Haushalte entfällt auf 10% aller Haushalte. Der Anteil der Reichen am Geldvermögen und an den Immobilien ist in den letzten Jahren weiter angewachsen. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß auch unter den abhängig Beschäftigten der Anteil gestiegen ist, der über Immobilienbesitz verfügt und einen Teil des Jahreseinkommens aus Vermögen bezieht.

2. *Der Staat kann dringende soziale und Umweltaufgaben nicht finanzieren, während auf der anderen Seite die Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen weit schneller steigen als die gesamtwirtschaftliche Leistung und gewaltige Privatvermögen akkumuliert wurden, die keinen produktiven und sinnvollen Verwendungszwecken zugeführt werden, sondern für Geldspekulationen und unsinnigen Luxus eingesetzt werden.* Der Widerspruch zwischen der Konzentration von Reichtum in privater Hand und den Defiziten bei der Durchführung notwendiger Investitionen bremst soziale und ökologische Fortschritte gravierend. Er äußert sich doppelt: Einerseits fehlen öffentliche Mittel für Investitionen im sozialen, Kultur- und Bildungsreich, für sozialen Wohnungsbau und Stadtsanierung sowie für Umweltschutz. Andererseits werden private Gewinne eher für weitere Geldanlagen als für Investitionen zur Schaffung von Arbeitsplätzen und für den Umweltschutz eingesetzt, weil die Kapazitätsauslastung in Folge fehlender Nachfrage nicht gesichert ist, die erzielbaren Profite den Erwartungen nicht entsprechen, oder die ökonomischen Regelmechanismen unzureichend auf eine nachhaltige, umweltschonende Wirtschaftsentwicklung gerichtet sind.

3. *Die Erwerbsarbeit wird entscheidend durch Tendenzen bestimmt, die nicht zusammengebracht werden und zur Krise des Systems der kapitalistischen Erwerbsarbeit führen:* "Überarbeit" eines größeren Teils der Erwerbstätigen durch Ausdehnung des Arbeitstages und der Arbeitswoche sowie zunehmende Arbeitsintensität bei gleichzeitig erzwungenem Ausschluß eines wachsenden Teils der Bevölkerung aus dem Erwerbssystem; Brachliegen eines gewaltigen produktiven, kreativen Potentials, das keine sinnvolle Beschäftigung findet, bei gleichzeitiger Vernachlässigung und Nichtdurchführung dringend notwendiger Arbeiten in gesellschaftlichen Defizitbereichen; Verwendung eines zunehmenden Teils der Wirtschaftsleistung zur Finanzierung von Arbeitslosigkeit, während auf der anderen Seite Mittel fehlen bzw. weiter reduziert werden, um aktive Arbeitsmarkt- und Strukturpolitik zur Schaffung von Arbeitsplätzen durchzuführen; der wissenschaftlich-technische Fortschritt und neue Erkenntnisse der Produktions- und Arbeitsorganisation ermöglichen an sich die Erweiterung des Feldes interessanter, persönlichkeitsfördernder und selbstbestimmter Arbeiten, während diese Möglichkeiten jedoch nur für einen engen Kreis der Erwerbstätigen realisiert werden und prekäre Arbeitsverhältnisse weiter zunehmen.

4. *In einer Zeit, in der infolge von Massenarbeitslosigkeit, zunehmender Armut und Obdachlosigkeit die Anforderungen an eine soziale Regulierung der Marktwirtschaft steigen, in der der Sozialstaat vor allem in Richtung einer wirksamen Politik zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und einer bedarfsorientierten sozialen Mindestsicherung weiterentwickelt werden müßte, nehmen die Tendenzen der sozialen Deregulierung und Entsicherung, des Abbaus sozialer Leistungen und der Aushöhlung des Sozialstaates zu.*

5. *Während die zerstörerischen Folgen eines ungebremsen Wirtschaftswachstums auf die Umwelt und das ökologische Gleichgewicht der Erde sowie auf die Lebensqualität der Menschen in den Industriemetropolen zunehmen, setzt die Wirtschaftspolitik nach wie vor auf die Stimulierung des Wachstums als Mittel zur Lösung der Probleme.* Die Anforderungen an eine Umsteuerung in Richtung einer zukunftsfähigen Wirtschaftsentwicklung nehmen zu, reale Fortschritte auf dem Wege eines ökologischen Umbaus bleiben aus. Sie werden zunehmend mit dem Argument, daß dadurch der Wirtschaftsstandort Deutschland gefährdet werde, verhindert.

6. *Die Internationalisierung des Wirtschaftslebens, die Globalisierung der Märkte und die höhere internationale Mobilität von Kapital und Innovationen verstärken die Notwendigkeit, die internationalen Wirtschaftsbeziehungen in Richtung gleichberechtigter Teilnahme und Überwindung wirtschaftlicher Rückständigkeit zu gestalten.* Die reale Entwicklung verläuft jedoch in entgegengesetzter Richtung, die Nord-Süd-Kluft - und in Europa die West-Ost-Kluft - werden größer, der Nettoressourcentransfer vollzieht sich von Süd nach Nord und erschwert eine eigenständige wirtschaftliche Entwicklung. Die Last der Auslandsschulden droht alle Bemühungen um einen wirtschaftlichen Aufschwung zu ersticken, die internationalen Handelsbeziehungen und Auslandsinvestitionen sind auf die OECD-Länder konzentriert, größere Regionen werden faktisch von einer Teilnahme an den internationalen Wirtschaftsbeziehungen ausgeschlossen.

In diesen Widersprüchen äußert sich eine übergreifende Problematik der gegenwärtigen Entwicklungsetappe der kapitalistischen Produktionsweise: Einerseits werden neue Möglichkeiten und Chancen für die ökonomische, soziale und ökologische Entwicklung nicht im Interesse der heute Lebenden und der Sicherung der Zukunftsfähigkeit der Menschheit genutzt. Andererseits werden die neuen Herausforderungen und komplizierteren Probleme - die Bedrohung der natürlichen Umwelt, die zunehmende Erschöpfung der Fortschrittspotentiale des Wirtschaftswachstums in den Industrieländern, die Zuspitzung des Nord-Süd-Konflikts, die Verfestigung der Massenarbeitslosigkeit auch in der Konjunkturphase, die veränderten Bedingungen des Sozialstaates - verdrängt und nicht aufgegriffen, bzw. die Regierung reagiert darauf mit kontraproduktiven, dysfunktionalen Konzepten.

Die entscheidende Ursache hierfür liegt in der spezifischen Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse durch die Kapitalverwertung. Die ka-

pitalistische Gesellschaftsformation verliert an Innovationspotential, weil immer weniger die Durchsetzung von zukunftsträchtigen Produktivkräften im Zentrum steht. Die Logik des 'making money' gewinnt an Gewicht; damit verbunden dominieren kurzfristige und einzelwirtschaftliche Entscheidungskriterien; Reformen, die im Interesse der Menschen, der Zukunftsfähigkeit der Wirtschaft und des Lebens liegen, werden blockiert. Anstelle einer demokratischen gesellschaftlichen Regulierung der Wirtschaftsentwicklung führt die neokonservative Hegemonie als Ausdruck der Dominanz des Profitprinzips zu Deregulierung und Privatisierung, zur Verschärfung der sozialen und ökologischen Probleme und damit zur Gefährdung der Zukunftsfähigkeit der menschlichen Gesellschaft.

Die Widersprüche zwischen neuen Herausforderungen und überbolten, inadäquaten Lösungsansätzen, die sich aus der Kapitalverwertung ergeben, zeigen sich besonders deutlich im System der Erwerbsarbeit. In einer reifen Marktwirtschaft wie sie die Bundesrepublik darstellt, stößt die weitere Ausdehnung der materiellen Produktion zunehmend auf Bedürfnis- oder Sättigungs- sowie auf ökologische Schranken. Im Zusammenhang mit der raschen wissenschaftlich-technischen Entwicklung und der Verbesserung der Produktionsmethoden sowie der darauf beruhenden Steigerung der Arbeitsproduktivität folgt hieraus, daß sich die Arbeitsproduktivität schneller erhöht als das Produktionsvolumen zunimmt. Mit anderen Worten: das Arbeitszeitvolumen im produzierenden Bereich geht tendenziell zurück. Das kapitalistische Vewertungsprinzip führt dazu, daß die Möglichkeiten des technischen Fortschritts und der Akkumulation verstärkt zur Kostensenkung, vor allem der Lohnkosten, eingesetzt werden. Hierdurch wird die Tendenz zur Liquidierung von Arbeitsplätzen im produzierenden Gewerbe noch verstärkt: direkt durch die Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen, indirekt über die Schwächung der Kaufkraft infolge abnehmender Erwerbstätigkeit, erhöhten Lohndrucks und des Abbaus von Sozialleistungen. Eine Erweiterung des Marktes durch Vergrößerung der Exportüberschüsse erfolgt immer auf Kosten von Arbeitsplätzen in anderen Volkswirtschaften und kann nicht von Dauer sein. Ein wirksames und zugleich zukunftsfähiges Konzept zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit kann nicht auf Forcierung des Wachstums und auf Senkung der Lohnkosten und Sozialleistungen beruhen. Gerade darin besteht aber der Hauptinhalt des 50-Punkte-Programms der Bundesregierung für mehr Wachstum und Beschäftigung.

Eine Zurückdrängung und schließliche Überwindung der Massenarbeitslosigkeit setzt neue Antworten und neue Lösungen bei der Entwicklung der Erwerbsarbeit voraus, die in ihrem Kern nur gegen die Dominanz des Profitprinzips durchgesetzt werden können. Das sind vor allem: Arbeitszeitverkürzung zur gerechten Verteilung der Erwerbsarbeit und zur Überwindung der alten Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bei der Teilnahme an der bezahlten Erwerbsarbeit und der unbezahlten Reproduktionsarbeit, die Herausbildung eines starken öffentlich geförderten Beschäf-

tigungssektors mit perpektivischen Arbeitsplätzen, der nicht profitorientiert sondern nach dem Prinzip der Gemeinnützigkeit arbeitet, sowie eine aktive, innovative Struktur- und Beschäftigungspolitik, die einen Schwerpunkt in der Förderung regionaler Wirtschaftskreisläufe haben sollte.

Der vorhandene private Reichtum sowie die bedeutenden technologischen und ökonomischen Entwicklungspotentiale, über die die modernen Gesellschaften verfügen, werden nicht für die Bewältigung der neuen Herausforderungen eingesetzt, sondern ihr dysfunktionaler Einsatz führt vielmehr zur Verschärfung der Widersprüche und Krisenprozesse. Alternative Wirtschaftskonzepte müßten daher darauf gerichtet sein, Voraussetzungen zu schaffen, damit der vorhandene Reichtum problemadäquat zu den großen gesellschaftlichen Herausforderungen eingesetzt wird.

Die Standortpolitik der Bundesregierung

Reale Probleme des verschärften internationalen Konkurrenzkampfes und veränderter Reproduktionsbedingungen des Kapitals werden für den Verteilungskampf im Lande zur Umverteilung von unten nach oben instrumentalisiert. Die Angst vor Arbeitsplatz- und Wohlstandsverlust schwächt den Widerstand gegen die Politik des Sozialabbaus und der sozialen Ausgrenzung. Mit dem Schreckgespenst der "Globalisierung" und der Verschlechterung der internationalen Wettbewerbssituation der deutschen Wirtschaft ist es der politischen Klasse gelungen, den überwiegenden Teil der gesellschaftlichen Öffentlichkeit auf das Terrain der Standortideologie zu ziehen.

Mit der Strategie der Begünstigung der Vermögenseinkommen wird der deflationäre Krisenprozeß verstärkt, denn die Begünstigung von böheren Gewinnen führt zum "Übersparen". Während das unternehmerische Engagement in neue materielle Kapitalanlagen nach wie vor schleppend verläuft, boomt die Verlagerung in Finanzanlagen (Schuld-papiere), nicht zuletzt wegen der öffentlichen Kreditaufnahme. Die Fortführung der Spar- und Konsolidierungspolitik verstärkt die Abwärtsspirale: Angesicht dieser Veränderungen in den objektiven Bedingungen der kapitalistischen Reproduktion und der Zuspitzung der sozialen Konflikte gewinnt die Verteilungsfrage heute und in Zukunft einen neuen, höheren Stellenwert in der politischen Strategie der Linken.

Erstens spitzt sich die soziale Schieflage in der Reichtumsverteilung weiter zu. Mit dem Sparkonzept der Regierung wird die Umverteilung zu Gunsten der Reichen eine neue Stufe erreichen. Die abhängig Beschäftigten und sozial Schwächsten sollen die Lasten tragen, die Haushaltskonsolidierung und Begrenzung der Neuverschuldung kosten. Kein Bereich der Arbeitseinkommen und der Sozialleistungen wird von den Spar- und Streichmaßnahmen ausgenommen. Die Streichungen treffen besonders hart die sowieso schon Benachteiligten, wodurch Armut, Obdachlosigkeit und soziale Ausgrenzung sich weiter ausdehnen. Schließlich sollen die

Ausgabenkürzungen für soziale Leistungen gleichzeitig dazu dienen, den Unternehmern und den Reichen weitere Steuergeschenke zu machen (Aufhebung der Gewerbesteuer, der Vermögenssteuer u.a.).

Zweitens ist die praktizierte Umverteilung von unten nach oben nicht nur ein Problem sozialer Gerechtigkeit und Solidarität, sondern wird zunehmend auch zu einem Hemmnis innovativer wirtschaftlicher Entwicklung. Sie steht einer Strukturentwicklung entgegen, die der Verwirklichung sozialer und ökologischer Interessen der Menschen dient. Das Sparkonzept der Regierung, das zu großen Einschnitten bei den Kitas, im Bildungsbereich und bei den Leistungen des Gesundheitswesens führt, ist nicht nur unsozial, sondern in seiner ökonomischen Wirkung kontraproduktiv. Es untergräbt langfristig die Reproduktions- und Effektivitätsbedingungen der Wirtschaft, insbesondere ihre Innovationsfähigkeit.

Die Schwächung der Massenkaukraft infolge Reallohnsenkung und Sozialabbau verschlechtert die Absatzmöglichkeiten auf dem Binnenmarkt und ist kontraproduktiv für die proklamierte Förderung des Wirtschaftswachstums. Was an binnenwirtschaftlicher Kaufkraft weggespart wird, kann durch eine Ausweitung des Exports nicht kompensiert werden.

Die Ausweitung der Finanzspähre, der Börsen- und Währungsspekulationen entzieht der produktiven Akkumulation, der Forschung und den Investitionen, darunter vor allem der Schaffung von Arbeitsplätzen und dem ökologischen Umbau, gewaltige Mittel. Die spekulative Aufblähung der Vermögenstitel erhöht die Unsicherheit mittel- und langfristiger Entscheidungen, die vor allem für Basisinnovationen und für zukunftsorientierte Innovationen unverzichtbar sind.

Schließlich bedeuten der Verzicht auf eine höhere Besteuerung der Vermögen und Erbschaften oberhalb einer Freigrenze, auf eine Erweiterung der Bemessungsgrundlagen für Steuern und Sozialabgaben sowie auf einen konsequenten Kampf gegen Steuerprivilegien und Steuerhinterziehung, daß die Mittel für die notwendige neue aktive Beschäftigungspolitik - Arbeitszeitverkürzung, öffentlich geförderter Beschäftigungssektor, Verbindung von Struktur-, Regional und Beschäftigungspolitik vor allem in den weitgehend deindustrialisierten neuen Bundesländern - fehlen werden.

Alternativen

Die Forderung alternativer linker wirtschaftspolitischer Konzepte nach Umverteilung von oben nach unten vor allem über eine grundlegende Steuerreform reicht für einen grundlegenden Kurswechsel nicht aus. In Zeiten einer Verschiebung der Proportionen in Richtung des Geld- und Finanzkapitals sind ökonomisch-finanzielle Probleme bei Teilen des realwirtschaftlichen Unternehmensbereichs unübersehbar. Die einseitige Einkommens- und Vermögensverteilung zeigt sich in erster Linie in der Gewinn- und Kapitalentwicklung der Banken, der Versicherungsgesellschaften, der großen Handelsketten, einer Reihe von Konzernen vor allem der

Energiewirtschaft und der Chemie sowie bei den privaten Haushalten. Die Gewinne der Banken und Versicherungsgesellschaften nehmen auch in Krisenzeiten rasant zu. Sie und die reichen Privatgläubiger sind die Hauptnutznießer der hohen öffentlichen Schulden. Die Relation zwischen Vermögenseinkommen und Einkommen aus Unternehmertätigkeit hat sich in der Bundesrepublik (alte Bundesländer) von 0,7:10 in 1960 auf 6:10 in 1994 erhöht (Jahresgutachten 1995/96, Sachverständigenrat). Seit 1982 hat sich die Zahl der Personen mit einem Jahreseinkommen von über 100.000 Mark etwa verdreifacht und beträgt heute wahrscheinlich über zwei Millionen. Die privaten Geldvermögen betragen 1994 4.600 Milliarden Mark, davon 94% in westdeutschen Haushalten (Deutsche Bundesbank, Monatsberichte 5/95). Die Immobilienwerte der privaten Haushalte werden für 1995 auf 6.200 Mrd. DM taxiert.

Viele kleine und mittlere Unternehmen kämpfen angesichts der kontraproduktiven Politik der Verringerung der Binnenkaukraft um ihr wirtschaftliches Überleben. Die Kurve der Firmenpleiten steigt steil an. Auch Großunternehmen im Automobil-, Schiff- und Maschinenbau, im Elektro-, Stahl- und Baubereich schieben riesige Verluste vor sich her.

Eine Umverteilung der zahlungsfähigen Kaufkraft schafft unerläßliche Voraussetzungen für die Lösung dringender sozialer, Beschäftigungs- und Umweltprobleme.

Aus der Umverteilung von Einkommen und Vermögen sowie aus einer Sozialisierung von Besitz- und Eigentumstiteln ergibt sich jedoch nicht gewissermaßen von selbst eine Lösung der Großprobleme unserer Zeit. Entscheidend bleibt nach wie vor der nachfolgende Schritt: eine gesellschaftlich gesteuerte zukunftsfähige Wirtschaftsentwicklung und Strukturveränderung in der Produktion des gesellschaftlichen Reichtums, d.h. Veränderungen in der Art und Weise der Produktion und in der gesamten Lebensweise. Sie ist eng gekoppelt mit neuen zukunftsfähigen Lösungen im Innovationsprozeß in den Bereichen Umwelt, Bildung, Gesundheit, Infrastruktur, Wohnen und Stadtgestaltung, Verkehr sowie mit einer stärkeren binnenwirtschaftlichen Orientierung und Regionalisierung von Wirtschaftskreisläufen anstelle einer einseitigen Ausrichtung auf den Weltmarkt.

Soll die schrittweise Rückführung der Asymmetrie in der Verteilung dazu beitragen, Antworten auf die Herausforderungen unserer Zeit zu geben, muß sie mit der Um- und Neugestaltung realwirtschaftlicher Strukturen und Kreisläufe verknüpft werden. Die Verbindung von Veränderungen in der Verteilung mit der schrittweisen Herausbildung der Elemente einer neuen, zukunftsfähigen Produktions- und Konsumtionsweise ist dafür entscheidend, inwieweit es gelingt, die Massenarbeitslosigkeit abzubauen, die sozialen Sicherheitssysteme zu konsolidieren, eine bedarfsorientierte soziale Mindestsicherung einzuführen sowie ökologische Strukturreformen auf den Weg zu bringen.

Besonderheiten der kapitalistischen Entwicklung in Japan und Südkorea

In einem Beitrag in Z 26 habe ich versucht, mich mit dem Konzept der "konfuzianischen" Ökonomien kritisch auseinanderzusetzen und dabei die Einseitigkeit der kulturellen Deutung des "asiatischen" Kapitalismus aufzuzeigen.¹ Zwei Aspekte wurden dort hervorgehoben: 1. Trotz gegensätzlicher Betonung der Rolle des Konfuzianismus bei der kapitalistischen Entwicklung in der Region zeichneten sich die Diskussionen dadurch aus, daß sie von einer (eurozentrischen) Sichtweise beherrscht wurden, die auf grober Verkürzung der tatsächlichen Verhältnisse dieser Gesellschaften basiert. Die Reziprozität zwischen polit-ökonomischer und kultureller Entwicklung wurde dadurch nur einseitig interpretiert und verzerrt rezipiert. 2. Das sozialwissenschaftliche Defizit war zugleich ein Nährboden für politische Instrumentalisierung und Mißbräuche. Es war kein Zufall, daß die bekannten Diskussionen über "asiatischen" Kapitalismus mit bestimmten politischen Zwecken (z.B. die ehemalige US-amerikanische "containment policy" in der Region und neulich die Suche nach einem neuen Feindbild) geführt wurden. Als eine Alternative zum herrschenden Konzept des "asiatischen" Kapitalismus habe ich vorgeschlagen, nicht allein kulturelle Unterschiede, sondern bestimmte Verhältnisse von Politik und Ökonomie ins Zentrum der Analyse zu rücken. Als ein gelungenes Beispiel dafür erwähnte ich solche bekannten Ansätze, mit Begriffen wie "europäischer Wachstumsprozeß" oder "atlantische Wachstumskonstellation" gewisse ähnliche Entwicklungskonstellationen in (West)Europa in der Nachkriegszeit auszudrücken. Ein wesentliches Charakteristikum der auch als "fordistische" Wachstumsformation bekannten Konstellation bestand gerade darin, daß der (von der Arbeiterbewegung durchgekämpfte) "Klassenkompromiß" als politische Voraussetzung galt, die vom Anstieg des Reallohneinkommens ausgehende Wachstumsdynamik zu realisieren. Im folgenden versuche ich aufzuzeigen, wie die Niederlage und die Aufspaltung der Arbeiterbewegung einen anderen Wachstumstypus in Japan und Südkorea etablierten.

* * *

Die Entwicklung des japanischen Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg liefert ein geradezu traumhaftes Bild. Im "goldenen Zeitalter" des Kapitalismus vor der Weltwirtschaftskrise 1974/75 war die Wachstumsrate des japanischen "Wirtschaftswunders" mehr als doppelt so hoch wie im Durchschnitt der OECD-Länder. Von 1950 bis 1973 wuchs die japanische

¹ C.-K. Koo, "Asiatischer" Kapitalismus? Ein Versuch, einen unmöglichen Begriff zu erklären, in: Z 26, S. 180ff.

Wirtschaft im Durchschnitt jährlich um 8,4%. In den 60er Jahren waren es sogar über 10%. Das staatliche Planungsbüro und die Wirtschaftsinstitute in Japan hatten eine Zeitlang große Schwierigkeiten, realistische Prognosen zu erstellen. Das Wachstumsergebnis übertraf das Ziel des Staates bzw. die Voraussage der Institute immer um einige Prozentpunkte.

Zwar gehörte Japan im Krieg zu den imperialistischen Mächten, aber abgesehen vom aufgeblähten Rüstungssektor ähnelte die Wirtschaftsstruktur Japans derjenigen eines heutigen "Schwellenlandes". Fast die Hälfte der Beschäftigten war 1950 noch in der Landwirtschaft tätig. Auch die Exportstruktur war rückständig. Zu den fünf wichtigsten Exportwaren der heutigen "Exportmacht" zählten 1955 noch Baumwolltextilien, Stahl, Fische, Bekleidung und Kunstseide. Die Exportoffensive begann zuerst im Textilbereich: Ende der 60er Jahre, als der erste Handelskrieg zwischen den USA und Japan begann, ging es um billige Hemden, die die USA überschwemmten. Heute stammen über 90% der in die USA exportierten Güter aus der Konsum- und Investitionsgüterindustrie, von denen wiederum über 80% aus technologieintensiven Bereichen (Maschinenbau, Fahrzeugbau, Elektrotechnik) kommen.²

Noch atemberaubender ist die Entwicklung in Südkorea³. In seiner langen Wachstumsphase (von 1962 bis 1987) erzielte das Land eine durchschnittliche jährliche Wachstumsrate von 8,6%. Das Land war Anfang der 60er Jahre noch ein sehr armes Agrarland mit einem BSP pro Kopf von unter 100 US-Dollar gewesen. Diese Zahl wurde in einer Generation verhundertfacht und hat Südkorea 1995 die Schwelle von 10 000 US-Dollar überschreiten lassen. Noch aufsehenerregender ist, daß es dem Land gelungen ist, in einigen Industriebranchen nach ganz oben auf der Weltrangliste vorzudringen: In der Halbleiterbranche hat Südkorea seit Jahren den dritten Platz hinter Japan und den USA inne; im Unterhaltungselektronikbereich ist das Land schon seit einiger Zeit führender Lieferant von Fernsehern, Videogeräten, Mikrowellen usw. 1995 wurden in Südkorea 2,5 Millionen Autos bergestellt; das Land stand damit (gemessen an der Stückzahl) auf dem 5. Platz der Weltrangliste hinter den USA, Japan, Deutsch-

² Siehe dazu U. Menzel, Japan und der asiatisch-pazifische Wirtschaftsraum: Tendenzen wachsender Regionalisierung und Hierarchisierung, in: H. W. Maul (Hrsg.), Japan und Europa: getrennte Welten?, Frankfurt/Main 1993, S. 171ff.

³ Von den "kleinen Tigerstaaten" ist Südkorea mit einer Bevölkerungszahl von 45 Millionen das einzige Land, in dem etwas größere volkswirtschaftliche Rahmenbedingungen existieren. Trotz ab und zu auftretender antijapanischer Parolen wie z.B. im neuerlichen "Inselstreit" (Antijapanismus war neben Antikommunismus und Regionalismus eine wichtige Herrschaftsideologie der Militärdiktatur), galt das "Modell Japan" als geheimes Vorbild, das die südkoreanische "Entwicklungsdiktatur" mit der Peitsche nachzuahmen suchte. Es zeigt sich schließlich, daß in Südkorea nicht nur Konzern- und Parteienamen einigen japanischen ähneln, sondern ebenso Arbeitsbeziehungen, Kapitalstruktur, Akkumulationsstrategie usw., kurzum ein sehr ähnliches Wachstumsmodell nach japanischem Vorbild entstanden ist. Dies geschah jedoch unter der Militärdiktatur viel brutaler.

land und Frankreich. Bei der Schiffbauproduktion belegt Südkorea hinter Japan den 2. Platz.⁴

Allein solche gewaltigen Veränderungen lassen vermuten, daß es sich hier um sehr eigentümliche Wachstumsvorgänge handelt. Eine solche Entwicklung ist aber nicht allein in Japan und Südkorea, sondern auch - mit Modifikationen - in Taiwan und Singapur (diese haben jedoch wesentlich kleinere Volkswirtschaften) sowie in Malaysia und Thailand (späterer Beginn der Entwicklung und starke Präsenz des japanischen Kapitals) zu beobachten. Deshalb wird diese Entwicklungskonstellation als *asiatische Wachstumsformation*⁵ bezeichnet. Da es jedoch hier unmöglich ist, die Entstehung und Entwicklung dieser Formation zu schildern, muß die Analyse auf das Wesentliche beschränkt werden. Ich versuche, zunächst durch eine Tabelle die signifikantesten Charakteristika der asiatischen Wachstumsformation - hier nur auf Japan und Südkorea bezogen - vergleichend mit der fordistischen Formation in Europa darzustellen (vgl. Tabelle 1: Fordistische Formation in Europa versus asiatische Wachstumsformation). Anschließend werden diese Charakteristika anhand der Fälle Japan und Südkorea knapp erläutert.

Tabelle 1

	Fordistische Formation in Europa	Asiatische Wachstumsformation
Politische Dimension	<ul style="list-style-type: none"> * "Klassenkompromiß" * politische Anerkennung der Arbeiterbewegung und Gewerkschaften * Organisationen der Gewerkschaften auf nationalstaatlicher Ebene 	<ul style="list-style-type: none"> * "Klassenkampf" von oben * Niederlage und Aufspaltung bzw. Unterdrückung der Arbeiterbewegung * Durchsetzung der betriebsgewerkschaftlichen Struktur, politisch bedeutungslose gewerkschaftliche Dachorganisationen
Charakteristika des Staates	<ul style="list-style-type: none"> * "Sozialstaat" * keynesianische Interventionen * keynesianischer Hegemonieblock, gekennzeichnet durch "korporative" Verhältnisse zwischen Kapital und Arbeit 	<ul style="list-style-type: none"> * "Leistungsstaat" * hyperkeynesianische Planung und Lenkung; in sozialer Hinsicht jedoch extrem liberal * anfangs selbständige Macht der Staatsbürokratie und mit der Entwicklung immer stärkere "Verdichtung" der Übermacht des Kapitals im Staat

⁴ Andererseits gilt für Südkorea auch folgendes: Gemessen am Sozialbudget pro Kopf steht das Land auf einem der hintersten Plätze der Weltrangliste - der Staat gibt gerade 1% des Bruttosozialprodukts für soziale Zwecke aus. Dafür hat das Land mit Abstand das höchste Grundstückspreinsniveau der Welt. Unter den Industriestaaten (Südkorea beantragte vor Jahren die OECD-Mitgliedschaft) herrscht hier - trotz des bedeutsamen Reallohnanstiegs seit Ende der 80er Jahre - immer noch die längste Arbeitszeit (durchschnittliche Wochenarbeitszeit der Industriearbeiter 1994: 51,1 Stunden) und der kürzeste Jahresurlaub (gewöhnlich fünf Tage oder weniger). Ein wirklich interessantes Phänomen - man kann zwar das Bruttosozialprodukt binnen 30 Jahren verhundertfachen, jedoch die Wochenarbeitszeit nicht einmal um drei Stunden kürzen!

⁵ Es geht hier nicht um eine Kategorie, aus der man die Entwicklung in der Region ableitend erklären kann. Der Ausgangspunkt der Analyse ist das nationalstaatliche Wachstumsmodell.

	* parlamentarische Demokratie	* (eigenartige) parlamentarische Demokratie bzw. Militärdiktatur
Konfiguration des Kapitals	<ul style="list-style-type: none"> * förmliche Ausdifferenzierung des Industrie-, Finanz- und Handelskapitals * ökonomische Macht der Großkonzerne, jedoch kaum Hierarchisierung der Mittel- und Kleinunternehmen 	<ul style="list-style-type: none"> * Verflechtung des Industrie-, Finanz- und Handelskapitals * exzessive Übermacht der Großkonzerne; Hierarchisierung und Beherrschung der Mittel-, Klein- und Kleinunternehmen
Wachstumsdynamik	<ul style="list-style-type: none"> * Auflösung und Modernisierung des traditionellen Sektors * Reallohnanstieg als Wachstumsimpuls; relativ balancierte Entwicklung der gesamten Ökonomie 	<ul style="list-style-type: none"> * Auflösung des traditionellen Sektors und zugleich Befestigung der "Doppelstruktur" * hohe Investitionen und Export als Wachstumsimpuls; gezielt auf den Weltmarkt ausgerichtete Akkumulationsstrategie und dadurch ermöglichter rasanter (sowohl sektoraler als auch intra-industrieller) Strukturwandel

I. Ausgangspunkt: Niederlage und Aufspaltung der Arbeiterbewegung

Der entscheidende Ausgangspunkt dieser Formation ist die Niederlage und Aufspaltung der Arbeiterbewegung wie in Japan bzw. deren Unterdrückung wie beispielsweise in Südkorea. Die Repression der Arbeiterbewegung durch die Militärdiktatur - Südkorea hatte in den letzten drei Jahrzehnten drei Generale an der Machtspitze - kann man sich unschwer vorstellen; es wird im folgenden deshalb die weniger offenkundige Entwicklung in Japan nachgezeichnet.

Die Arbeiterbewegung in Japan lag nicht vom Anfang an in ihrer jetzigen Form darnieder. Es gab einmal ihre "Sturm-und-Drang-Zeit".⁶ Nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich die japanische Arbeiterbewegung zum ersten- und zugleich letzten Mal in der Offensive, die auch von den radikal-liberalen Maßnahmen der Besatzungsmacht begünstigt war. Der Beginn des Kalten Krieges und die brutale und systematische Verfolgung der Sozialisten und Kommunisten, welche in den Gewerkschaften starken Einfluß hatten, machten den liberalen Beginn mehr als zunichte. Ab 1949 durften Arbeiter aus politischen Gründen entlassen werden. Dabei spielte der "Korea-Krieg" (1950-1953) eine wichtige Rolle. Für die Wirtschaft war der Krieg ein "Gotteswind" - in Japan als "gamigaje" bezeichnet -, der mit der plötzlich steigenden Kriegsnachfrage einen ökonomischen Sogeffekt auslöste. Für die Arbeiterbewegung war er allerdings ein Todeswind, der eine Verhaftungswelle gegen die Gewerkschafter auslöste. Der gewerkschaftliche Organisationsgrad, der in der Drangphase von 3,2% (1945) bis auf

⁶ Siehe dazu N. Hofuku, Arbeiterbewegung in Japan: Aufschwung und Krise in der Nachkriegsperiode 1945 - 1952. Mit einem Vorwort von D. Boris, Marburg 1984.

55,8% (1949) answoll, schmolz auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges auf 35,0% (1955) zusammen.⁷ Dazu kam es zur Aufspaltung der Arbeiterbewegung: Es entstanden verschiedene gewerkschaftliche Dachorganisationen, die politisch äußerst zersplittert waren. Dies begünstigte wiederum die Befestigung der betriebsgewerkschaftlichen Struktur. Die Kluft zwischen allmächtigen Betriebsgewerkschaften, die für sämtliche Tarifregelungen in Betrieben zuständig waren, und ohnmächtigen gewerkschaftlichen Dachorganisationen, welche sich nur mit ihren eigenen politischen Parolen beschäftigten, wurde immer größer.

Die bekannten drei "Wunderwaffen" - also das "besondere System der Industriebeziehungen" in Japan: die lebenslange Beschäftigung, das Senioritätsprinzip und die Betriebsgewerkschaft - stammen aus dieser Zeit.⁸ Dieses System war eigentlich ein Produkt der Nachkriegssituation, in der enormer Überschuss an Arbeitskräften und ein extrem niedriges Lohnniveau herrschten. Die Tatsache, daß die Löhne für den Lebensunterhalt weitgehend nicht ausreichten, traf viel härter die älteren Arbeiter, welche eine Familie ernähren mußten. Unter solchen Umständen war es politisch, aber auch kulturell schwierig, "gleichen Lohn für gleiche Arbeit" durchzusetzen. Das Senioritätsprinzip war also wenigstens zu Anfang ein naturwüchsiger Ausdruck der Solidarität innerhalb der Arbeiter. Mit der Niederlage der Arbeiterbewegung und der Befestigung der betriebsgewerkschaftlichen Struktur bekam das Senioritätsprinzip jedoch eine völlig andere Bedeutung. Es wurde zum effektiven Kontrollmechanismus der Manager gegen die Arbeiter umgewandelt. Denn das Senioritätsprinzip heißt nicht, daß jeder Senior bevorzugt wird, sondern besagt, daß diejenige Arbeiter, die durch Fleiß, Leistung, Verzicht auf eigene Freizeit und im extremen Fall mit dem Tod ("Karoshi") ihre Loyalität gegenüber dem Unternehmen bewiesen haben, belohnt werden. Die dem Senioritätsprinzip zugrundeliegenden Kriterien werden ausschließlich von der Unternehmensführung festgesetzt. Die Lebenszeitbeschäftigung ist in solchen Umständen ein billiger Trugschluß, und stellt sich eher als ein Zwang für die Arbeiter dar. Denn es gilt: Wer den Betrieb wechselt, den straft sein Gehalt, weil ihm gegenüber kein Senioritätsprinzip, sondern in der Regel ein Anfängerprinzip angewandt wird. Zugespitzt formuliert ähnelt die Lebenszeitbeschäftigung in dieser Form eher einer modernen Sklaverei -

⁷ Zum Vergleich: in der gleichen Zeit blieb diese Zahl in der BRD relativ stabil: von 35,7% im Jahre 1949 fiel der Organisationsgrad nur auf 34,4% 1955.

⁸ Die Waffen gelten ohnehin nur für eine kleine Minderheit der Beschäftigten, in der Regel exklusiv für reguläre männliche Arbeiter und Angestellte in Großunternehmen. Dagegen sind Frauen, Teilzeit-, Saison-, Ausleiharbeiter und ausländische Arbeiter von diesem System ausgeschlossen. In Mittelunternehmen hat sich das System in wesentlich geringerem Maße etabliert, in Klein- und Kleinunternehmen kaum. Für männliche Arbeiter in solchen Unternehmen gilt das System wiederum nicht. Dazu siehe: T. Schulten, Stamm- und Randbelegschaften - Zur dualen Struktur des japanischen Beschäftigungssystems, in: K. Zwickel (Hrsg.), Vorbild Japan? Stärken und Schwächen der Industriestandorte Deutschland und Japan, Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Nr. 61, Köln 1995, S. 57ff.

das Unternehmen als Herr und mit einem raffinierten Anbindungsmechanismus als Kette.⁹

Die "drei Wunderwaffen" sind also keine kulturelle Erbschaft und auch kein allein japanisches Phänomen. Sie sind vor allem politische Waffen und Merkmale der betriebsgewerkschaftlichen Struktur. Dies bestätigt sich unmißverständlich durch die spätere Entwicklung in Südkorea. Mit dem Anwachsen der Proteste der ArbeiterInnen in den 70er Jahren wurde die Militärdiktatur allmählich gezwungen, die Gewerkschaften anzuerkennen. Schließlich löste 1979 ein ArbeiterInnenkampf eine schwere Staatskrise aus, die mit der Erschießung des Präsidenten durch seinen Geheimdienstchef den Höhepunkt erreichte. Die neue Staatsmacht, die aus Militärputsch und Massaker in Kwangju 1980 erwuchs, mußte Vorbeugungsmaßnahmen ergreifen: Die Gewerkschaften wurden nunmehr anerkannt. Durch Gesetz wurden nur diejenigen Betriebsgewerkschaften erlaubt, die von jedweder politischer Aktivität absehen. Das Gesetz wurde dennoch nicht von allen Unternehmen beachtet. Z.B. duldet der größte Konzern Südkoreas (Samsung) bis heute noch keine Gewerkschaft.¹⁰

II. Politik im asiatischen "Leistungsstaat"

Die frühe Niederlage und Aufspaltung der Arbeiterbewegung hatte also eine systematische Blockierung des politischen Einflusses seitens der Arbeiter zur Folge. Die Möglichkeit der Bildung eines Gegenmachtblocks, welcher die ungezügelte Durchsetzung der Herrschaftsinteressen hätte etwas abmildern können, war damit geplatzt. Statt eines "Klassenkompromisses" wurde jahrzehntelang ein harter "Klassenkampf" von oben geführt - mit der Folge, daß sich in allen Ecken der Gesellschaft die exzessive Übermacht des Kapitals ausprägte. Zwar gab es am Anfang der 70er Jahre in Japan eine radikale studentische Revolte (in Südkorea in den 80er Jahren), sie blieb jedoch von der Gesellschaft weitgehend isoliert. Von einer "Kulturrevolution" im Sinne der "68er-Generation" in Europa kann in Japan oder Südkorea keine Rede sein. Auch die vereinzelt Proteste gegen die Umweltzerstörung fanden kein politisches Forum angesichts eines nationalen Konsenses, in dem das Wirtschaftswachstum absoluten Vorrang

⁹ Es ist bekannt, daß es in Südkorea unter konkurrierenden Unternehmen solche Abkommen gibt, gegenseitig keine Leute aufzunehmen, die den Betrieb wechseln wollen. Dies gilt insbesondere für diejenigen qualifizierten Ingenieure, deren Ausbildung angeblich von Unternehmen mitfinanziert worden ist.

¹⁰ Auf den Versuch der Beschäftigten in Samsung Electronics Deutschland GmbH, eine betriebliche Interessenvertretung zu gründen, antwortete die Samsung-Zentrale aus Korea wie folgt: "Betriebsräte stehen im Gegensatz zu Samsungs Managementphilosophie, die keine gewerkschaftsorientierten Organisationen braucht. Betriebsräte bei der Samsung Electronics GmbH können eine Verlagerung oder Schließung der deutschen Niederlassung nach sich ziehen. Wir möchten Sie daran erinnern, daß 1989 in New Jersey eine Fernsehgeräte-Fabrik wegen der Gewerkschaft geschlossen, und daß eine andere Fabrik in Portugal aus dem gleichen Grunde nach Großbritannien verlagert wurde." Der Fall wird ausführlich dokumentiert in: A. Hassel, T. Schulten, The "Samsung-Family" comes to Germany, in: IMK (Informationen über multinationale Konzerne) 4/95, S. 32ff.

hatte. In Japan verankerte sich der "Produktionismus"¹¹ in allen Poren der Gesellschaft. In Südkorea erfüllte der "Exportismus" eine ähnliche Funktion. Unter dem immerwährenden Ausnahmezustand in den 70er Jahren legitimierten der Export und das Wachstum jede Art von politischer Gewalt und Unterdrückung.

Ohne die Entwicklung politischer Gegenmacht reduzierte sich die Politik mehr und mehr auf die Abstimmung der Herrschaftsinteressen, was natürlich nicht nur für Japan und Südkorea gilt. Die Politik in Japan war jedoch nicht nur gekennzeichnet durch die extreme Unterentwicklung von Gegenmacht, sondern auch durch eine äußerst harmonische Entwicklung der Herrschaftsinteressen (erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die 38-jährige Alleinherrschaft der Liberaldemokratischen Partei, der LDP, die nach kurzer Unterbrechung mittlerweile wieder an der Macht ist). Der Abgang der in Korruptionsskandale verstrickten "Bosse" hat diese Herrschaftsharmonie nie gestört. In Südkorea wurde zwar wesentlich mehr politische Gewalt angewandt, dennoch ist es zu keiner Zeit zu einem großen Konflikt zwischen den Herrschenden gekommen. Die Generäle wurden ermordet bzw. verklagt; dies führte jedoch nicht einmal zu einem nennenswerten politischen "Kurswechsel" innerhalb der herrschenden Klassen, geschweige denn zu einer Änderung der Herrschaftsordnung. Die Personen treten ab und ihre Seilschaften reißen; es kommen neue Personen und neue Seilschaften entstehen - die Politik bleibt jedoch dieselbe.¹²

Andererseits kann man sowohl in Japan als auch in Südkorea sehr effektiv funktionierende staatliche Interventionen in der Wirtschaft feststellen. Der "MITI-Kapitalismus" ist sogar unter den Marktwirtschafts-Fanatikern ein gängiger Begriff. Der bekannte US-amerikanische Politologe Chalmers Johnson charakterisiert den japanischen Staat als "entwicklungsorientierten" Staat, in dem eine "kreative" Staatsbürokratie "eigenmächtig" und andauernd "plan-rational" handelt.¹³ Dies führe zu institutionellen Innovationen, die sich durch ihre Effizienz von bestehenden Institutionen anderer Länder unterscheiden.

Nun sind wir an einen Punkt gelangt, welcher dem "europäischen" Politikverständnis ziemlich unmöglich erscheint: eine Dichotomie von Politik und

¹¹ Nomura versteht darunter "eine Gesellschaftsform, in der Regierungspolitik, Wirtschaftsstruktur und herrschende Wertvorstellungen auf industrielle Produktion orientiert sind". M. Nomura, Der japanische "Produktionismus" am Ende? Die Auswirkungen des Handelskonflikts auf die japanische Arbeitsgesellschaft, PROKLA 66/1987, S. 9.

¹² Der Amtsantritt des zivilen Präsidenten in Südkorea, welcher in hiesigen Zeitungen als Anzeichen der "unumkehrbaren Demokratisierung" euphorisch interpretiert wurde, ist in dieser Hinsicht sehr zu relativieren.

¹³ Vgl. C. Johnson, The MITI and the Japanese Miracle, Stanford 1982. Der Autor erweitert seinen Ansatz auch auf die "Tigerstaaten" und insbesondere auf Südkorea. Seinem Hinweis, daß die Staatsbürokratie in Japan bzw. Südkorea eine große Rolle spiele, kann man wohl recht geben. Es ist allerdings nicht nachzuvollziehen, wenn er behauptet, daß Japan schon ab 1868 ein "entwicklungsorientierter" Staat gewesen sei und die Staatsbürokratie die gleiche Rolle wie vor 50 Jahren spiele.

Administration. Besser gesagt, eine ausgeklügelte Arbeitsteilung zwischen Politikern und Staatsbürokraten, die einen "Leistungsstaat" möglich macht. Die Politiker spezialisierten sich auf Schlägereien im Parlament, Schmierer und Abkassieren, Kontrollieren und Bespitzeln, Verfolgung von "Systemgefährdenden" und auf die Inszenierung von Verdummung. Dagegen waren die Staatsbürokraten zuständig für Planen, Lenken, Investitionskoordination sowie dafür, Pleiten zu vergesellschaften und Wettbewerb zu fördern. Ein Staatstypus, den man heute gern als "Leistungsstaat" bezeichnet, hat sich hier längst etabliert - sehr niedrige Staatsquote, extreme Zurückhaltung bei den Sozialausgaben, sehr aktive Industriepolitik, Förderung der Wettbewerbsfähigkeit um jeden Preis usw.

Das Funktionieren solcher Politik ist eine fatale Konsequenz der Abwesenheit eines Gegenmachtblocks. "Politik gleich Korruption" ist als Alltagspolitikverständnis in der Bevölkerung fest verankert¹⁴ und erschwert somit zusätzlich jegliche Reformanstrengungen. Diese politische Lage war wiederum eine Voraussetzung für das eigenständige Handeln der Staatsbürokratie, welches aber auch von der besonderen historischen Konstellation begünstigt wurde. Dazu kann man solche Maßnahmen wie Landreform und Auflösung der alten Konzerne ("Zaibatsu") nach dem Krieg in Japan oder die Zwangskonfiskationen der "korrupten" Unternehmen nach dem Militärputsch 1961 in Südkorea zählen, die plötzlich die herrschenden sozialen Kräfteverhältnisse ins Schwanken brachten. Die Macht der Staatsbürokratie erfuhr jedoch im Laufe der Zeit wesentliche Modifikationen: Zwar wurde von der Staatsbürokratie die Wirtschaftsentwicklung in vieler Hinsicht in Gang gesetzt, das gewaltige Wachstum und der damit zusammenhängende Machtzuwachs des (großen) Kapitals verengten jedoch immer mehr die Handlungsspielräume der Staatsbürokratie - die Übermacht des Kapitals "verdichtete" sich im Staat.

III. Übermacht des Kapitals und Charakteristika der Wachstumsdynamik

Der interessanteste Aspekt dieser Formation ist wahrscheinlich die einmalige Konfiguration des Kapitals.¹⁵ Mit diesem Begriff wird versucht, die widerspruchsvolle und komplizierte Ausgestaltung der politischen und ökonomischen Verhältnisse innerhalb des Kapitals zu beschreiben. Dabei geht es um zwei Aspekte: 1. Verflechtungsverhältnisse zwischen Industrie-, Finanz- und Handelskapital; 2. Hierarchisierung und Beherrschung der Mittel-, Klein- und Kleinstunternehmen durch Großunternehmen.

Nehmen wir das Beispiel der "Mitsubishi-Gruppe" in Japan. Zu ihren "Kerngesellschaften" gehören die im Auto-, Chemie-, Stahl-, Schiff-, Flug-

¹⁴ Das ist der Grund, warum die Wahlen soviel kosten. Man lernt mit der Zeit - ohne materielle Anreize läßt sich die Bevölkerung schwer zum Urnengang motivieren.

¹⁵ In bezug auf Japan habe ich diese Problematik an anderer Stelle behandelt. Vgl. C.-K. Koo, Modell Japan. Hintergründe einer Erfolgsgeschichte, in: Sozialismus 6-94, S. 9ff.

zeug-, Brauerei-, Maschinenbau-, Elektrotechnikbereich usw. operierenden Industrieunternehmen. Daneben kauft und verkauft eines der größten Universalhandelshäuser der Welt, die "Mitsubishi Corp.", im In- und Ausland eine ganze Warenpalette vom Tintenfisch bis hin zum Satelliten. Die "Mitsubishi Bank" und die "Mitsubishi Treuhandbank", die zu den größten Banken der Welt zählen, betreiben alles, was mit Geld zu tun hat. Eine nahezu identische Struktur findet man bei der südkoreanischen "Samsung-Gruppe", die sich auch in zahlreichen Geschäftsfeldern engagiert. Eine solche Verflechtung läßt sich außer in dieser Region sonst nirgendwo auf der Welt nachweisen. In Südkorea werden solche Gruppen als "Chaebol" (Finanzclique) bezeichnet. In Japan hießen sie früher auch "Zaihatsu" (Finanzclique), mittlerweile werden sie in der Regel als "Kigyō Shudan" (Unternehmensgruppe) oder "Keiretsu" (Reihe oder Kette) bezeichnet. Sechs große Unternehmensgruppen in Japan bzw. fünf Unternehmensgruppen in Südkorea beherrschen derzeit jeweils ein Viertel der nationalen Umsätze.

Diese ökonomische Dominanz hieß nicht ohne Auswirkungen: Sie versetzte eine kleine Anzahl von Großunternehmen in die Lage, Millionen von Mittel-, Klein- und Kleinstunternehmen zu hierarchisieren und zu beherrschen - es entstand das System (Millionen) abhängiger "Subkontraktunternehmen" unter (Hundertern von) "Mutterunternehmen".¹⁶ Dieses System läßt sich nicht einfach aus betriebswirtschaftlichen Kalkülen bzw. Managementpraktiken erklären, wie dies immer wieder von vielen vorgebracht wird. Es ist vielmehr ein wesentliches Strukturmerkmal dieser Ökonomien (bekannt als "Doppelstruktur"), dessen Entstehung und Entwicklung primär ein politischer Prozeß war: Die Förderung der Wettbewerbsfähigkeit um jeden Preis erlaubte die Verflechtung des Kapitals und die Entstehung solcher mächtigen "Mammut-Konzerne". Das Versagen der Politik bei arbeitsrechtlichen Regelungen, kollektiven Tarifverträgen, sozialstaatlichen Investitionen usw. ermöglichte die Doppelstruktur der Beschäftigung.¹⁷

¹⁶ Es wird in Japan als "Shitauke" und in Südkorea als "Hachong" bezeichnet. Früher haben viele Autoren darin ein feudales Überbleibsel des japanischen bzw. südkoreanischen Kapitalismus gesehen. Mittlerweile wird dies mehr "postfordistisch" interpretiert. Vgl. dazu, R. Boyer, Neue Richtungen von Managementpraktiken und Arbeitsorganisation: Allgemeine Prinzipien und nationale Entwicklungspfade, in: A. Demirovic u.a. (Hrsg.), Hegemonie und Staat: kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß, Münster 1992, S. 55ff.

¹⁷ Der Doppelstruktur der Beschäftigung entspricht eine Doppelstruktur der Unternehmen. Eine empirische Studie, die im Großraum von Osaka durchgeführt wurde, stellte folgende Merkmale fest: "1. 60% aller Kleinstunternehmen (bis 9 Beschäftigte) haben keine festgelegten Beschäftigungsregeln, die bestimmte Mindeststandards bei den Arbeitsbedingungen festlegen; 2. in 90% aller untersuchten Unternehmen gibt es keine Gewerkschaften und damit kein formelles Aushandeln der Arbeitsbedingungen; 3. die Löhne in kleineren Unternehmen liegen deutlich unter den Löhnen in den Großunternehmen (durchschnittlich 40% niedriger); 4. je kleiner das Unternehmen, desto länger ist die Arbeitszeit; 5. die Anzahl der Urlaubstage nimmt mit der Unternehmensgröße tendenziell ab." T. Kingo, Working Conditions in Small and Medium-sized Enterprise in Ja-

Damit ist jedenfalls eine starke Waffe in die Hände der Großunternehmen gefallen, die sogar viel stärker als die "Wunderwaffen" ist. Sie wandelte die ganze Ökonomie in eine Ausbeutungspyramide um, deren Gipfel weltweit bekannte und konkurrenzfähige Großunternehmen hilden. Die Stärke dieses Systems entfaltet sich insbesondere, wenn alles nach Kosten beurteilt wird. Das "feudale Überbleibsel" entpuppt sich im globalen Kapitalismus als ein Motor der Produktivitätssteigerung und Kostensenkung. Nennen wir nur einige Beispiele: Die Beziehungen sind dadurch gekennzeichnet, daß die Mutterunternehmen auf das Produkt, den Arbeitsprozeß und die Preisgestaltung der Subkontraktunternehmen großen Einfluß ausüben. Hier können die Mutterunternehmen diejenigen Vorteile vollständig nutzen, die sich aus der Doppelstruktur herleiten. Dabei geht es nicht nur um niedrigen Arbeitslohn. Die Großunternehmen können z.B. die hohe Spezialisierung der Kleinbetriebe ermöglichen, ohne sie betriebswirtschaftlich direkt zu integrieren. Eine flexible Kombination zwischen "economies of scale" und "economies of scope" ist angesagt. Die Kapitalbeteiligung (diese Form ist in Japan mehr entwickelt) ist nicht immer nötig. Um eine wirtschaftliche Abhängigkeit zu erzwingen, reicht es völlig, daß das Mutterunternehmen der einzige oder zumindest der dominierende Kunde ist (diese Form ist in Südkorea beliebt). Es ist offensichtlich, daß unter solchen Bedingungen sehr strenge Qualitätskontrollen und exakte Liefertermine usw. durchgesetzt werden können. Natürlich kann das Mutterunternehmen langfristig daran interessiert sein, z.B. gemeinsam zu forschen und zu entwickeln, weshalb es Technologie- und Kapitalhilfe an das Subkontraktunternehmen leisten kann - i.d.R. jedoch können die Klein- und Kleinstunternehmen hiervon nur träumen.

Wir können uns jetzt unschwer vorstellen, daß in der asiatischen Wachstumsformation eine andere Wachstumsdynamik existieren muß. Das japanische und südkoreanische "Wunder" besteht gerade darin, daß der Massenkonsum auch ohne sozialstaatliche Intervention auf eine andere Weise hergestellt werden konnte. Nehmen wir hier das japanische Beispiel.

Die japanische Wachstumsdynamik in den 50er und 60er Jahren hatte wenig mit der "fordistischen" Dynamik zu tun. Es zeigte sich eher eine Gegen Tendenz: die Unterdrückung des Reallohnanstiegs bot großen Spielraum für Investitionen. Dies setzte eine Expansion der Investitionsgüterindustrie in Gang. So entstand eine Investitionsspirale, die jedoch zweier Bedingungen bedurfte: 1. eines Exporterfolges der Konsumtionsgüter und 2. einer Importbarriere gegen Produktionsgüter. Die durch die Niederhaltung des Reallohnanstiegs entstandene Nachfrageschwäche konnte durch die Überschwemmung des Auslands mit japanischen Waren mehr als wettgemacht werden. Weil die Industrie damals jedoch kaum konkurrenzfähig war, mußten Handels- und Industriepolitik gezielt komhmiert werden.

pan: The Case of Osaka, in: S. Tokunaga /N. Altmann/H. Demes (eds.), New Impacts on Industrial Relations, München 1992, S. 393ff.; hier zitiert nach T. Schulten, a.a.O., S. 71.

Eine Vielzahl der Exportprämien und Importbarrieren stammt aus dieser Zeit.

So entstand die später als "one set" bekannt gewordene Wirtschaftsstruktur, die keine Kompensationseffekte mit dem Ausland zuließ, wie z.B. zwischen der BRD und Frankreich, die jeweils stärker auf Produktions- bzw. Konsumtionsgüter spezialisiert sind. Hier liegt eine Besonderheit des japanischen Kapitalismus: Je mehr der Außenbeitrag ins Ungleichgewicht gerät, desto harmonischer wird die inländische Entwicklung. Die Folge ist bekannt: Als sich dieses System erst einmal etabliert hatte, führte jeder Exporterfolg - sei es wie zu Beginn durch niedrige Lohnkosten, sei es durch Produktivitätsvorsprünge - zum direkten Handelsüberschuß, weil dadurch kein entsprechender Import (außer Rohstoffen) hervorgerufen wurde.

Die obigen Umstände können auch mit Zahlen umschrieben werden. Von 1955 bis 1970 wuchs der Privatverbrauch im Durchschnitt jährlich um 8,2%, wobei die Bruttoausstattungsinvestitionen um 17,8% zunahm. Der Export wuchs in dieser Zeit jährlich um 14,5% - die Exportoffensive begann. Zuerst waren es Hemden, bald Radios und Fernseher, dann Autos usw. 1955 stellte Japan gerade 170 000 Autos her (das entsprach etwa einem Fünftel der USA), 1970 5,3 Millionen (etwa zwei Drittel der USA) und 1980 11 Millionen (ein Fünftel mehr als die USA).

Diese Akkumulationsstrategie war äußerst erfolgreich und brachte einen rasanten Strukturwandel der Wirtschaft mit sich. Mit den durch Arbeitskräftemangel bedingten Engpässen in der Produktion stiegen seit etwa Mitte der 60er Jahre spürbar die Löhne, die einen Massenkonsum möglich machten. Sehr bescheidene "sozialstaatliche" Maßnahmen wurden jedoch erst in den 70er Jahren eingeführt; in jener Zeit, als in anderen entwickelten kapitalistischen Ländern die Krise des "Fordismus" bereits zutage trat.

Die südkoreanische Wachstumssdynamik in den 70er und 80er Jahren ähnelte sehr der japanischen - weniger der "Peripherie-fordistischen" - mit der Modifikation, daß hier die Außenverschuldung eine gewisse Rolle spielte.¹⁸ Da das Land zu rückständig war, um auf dem Weltmarkt mitzuspielen, mußte entsprechend mehr investiert werden. Z.B. ließ sich eine Investitionsquote von 40% nicht mehr mit einer inländischen Sparquote von 36% finanzieren; dies war gängig im südkoreanischen "Wirtschaftswunder".

Die Erschöpfung der Wachstumsquellen einerseits und der einsetzende Internationalisierungsprozeß des japanischen Kapitals andererseits modifizierten insbesondere den Charakter der japanischen Wachstumssdynamik. Das Ankurbeln der Binnennachfrage ist damit in den 80er Jahren in Japan ein Thema geworden. Die Wirtschaftspolitik des (in sozialer Hinsicht jedoch handlungsunfähigen) Staates bestand in diesem Zusammenhang vor allem darin, große Bauprojekte in Gang zu setzen, welche ihrerseits die

¹⁸ Vgl. D. Boris, Aspekte divergierender kapitalistischer Entwicklung in der Dritten Welt, in: Z 6, Juni 1991, S. 53ff., insbesondere S. 57ff.

Grundstücksspekulation anheizten - der erste Schritt zur "bubble economy"¹⁹ wurde damit gemacht. In der Sturmphase der "bubble economy" war es den japanischen Konzernen gelungen, zum Teil durch Kapitalerhöhung, in der Mehrheit aber mit bahnbrechenden Wandel- und Optionscheinen, eine Börsenkapitalisierung in astronomischen Dimensionen zu erreichen²⁰. Die Gunst der Stunde wurde sowohl von großen Industrieunternehmen als auch Finanzunternehmen genutzt, die ohnehin miteinander verzahnt waren. Die weltweite Expansion des japanischen Kapitals beschleunigte sich: Aufgekauft wurden nicht nur Staatsanleihen, sondern auch Immobilienobjekte; ebenso fielen viele renommierte Unternehmen in japanischen Besitz; zahlreiche Produktionsstätten wurden errichtet, in dicht besiedelten Industriegebieten Thailands wie auf der grünen Wiese in England.

Bekanntlich ist die "bubble economy" geplatzt und hat die immensen Schulden hinterlassen, die eine solche Expansion finanzierten. Die Rezession dauert seit Jahren an. Alles deutet darauf hin, daß diese Wachstumsformation in Japan in eine Krise geraten ist. Dennoch, großgeschrieben wird nur die "Rettungsaktion" - Vergesellschaftung der Schulden oder doch eher konfuzianische Großherzigkeit?

¹⁹ Der Verlauf der japanischen "bubble economy" ist ein sehr komplizierter Vorgang, auf den ich hier nicht näher eingehen kann. Es war ein Schaukelgeschäft zwischen dem Immobilienpreis und dem Aktienpreis, welches das bisherige "ABC" des Aktiengeschäfts ad absurdum führte. Einige institutionelle Besonderheiten (das Bankensystem und das Hypothekensystem), die staatliche Politik (Politik des "billigen" Geldes und keine Maßnahme gegen die Immobilienspekulation, sondern deren Beförderung durch große Bauprojekte), und in entscheidendem Maße die Verflechtungsstruktur des Kapitals (gegenseitige Beteiligungen bei den Großunternehmen) ermöglichten eine solche Entwicklung. Vgl. M. Menrad/G. Menrad-Feldt, Japans Absturz?, in: Sozialismus 7/8-92; auch F. Fiehler, Vor dem Banken-Crash? in: Sozialismus 4-96.

²⁰ Diesen Sachverhalt kann man mit der "bubble economy" in südkoreanischer Version viel deutlicher aufzeigen. Die Umstände, daß sich das Land bis zu dieser Zeit gegen internationales Finanzkapital verbarriadierte, machen die Analyse wesentlich einfacher. In Südkorea herrscht seit einiger Zeit das höchste Grundstückspreisniveau der Welt, welches ein Ergebnis der großkonzernfreundlichen Raumpolitik war. Ende der 80er Jahre, als der koreanische Aktienindex auf Grund des Immobilienpreises jeden Tag einen neuen Rekord erzielte, investierten die führenden Konzerne durch verschiedene Börsenkapitalisierungsmaßnahmen in der "zukunftsträchtigen" Halbleiterindustrie enormes Geld, dessen Summe jährlich wesentlich höher war, als das, was in ganz Europa in diese Branche floß. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: In diesem Weltmarkt spielen südkoreanische Konzerne (Samsung, Hyundai und Goldstar) mit. Der Speicherchip wird der wichtigste Exportartikel Südkoreas. International wenig bekannt ist folgendes: Als Anfang der 90er Jahre der südkoreanische Aktienindex in den Keller ging, gab es eine Welle von Selbstmorden. Die Büros von Börsenbrokern, die mehrheitlich zu solchen Konzernen gehören, standen unter bewaffnetem Polizeischutz. Schätzungen zufolge sollen sich bis zu 6 Millionen KoreanerInnen an diesen Börsenspekulationen beteiligt haben, wovon die Hälfte nach dem Ereignis die Finger von solchen Spekulationen ließ. Aus der Not macht man aber eine Tugend: Der südkoreanische Staat, der vor dem Spekulationsboom der Bevölkerung die rosige Zukunft des Aktienmarktes massiv propagiert hatte, ließ diesmal die bis dahin völlig abgeriegelte Börse auch für ausländische Investoren öffnen; die Kapitalkontrolle wurde ebenfalls gelockert, damit die Konzerne ihre "Abenteuer" nun direkt von den internationalen Finanzmärkten finanzieren lassen können.

Italien nach den Wahlen - Wirtschafts- und Sozialpolitik

Die Mitte-Links-Regierung, die nach dem von der Koalition des "Ulivo" am 21. April 1996 errungenen Wahlsieg gebildet wurde, zu dem die Partei der Kommunistischen Neugründung mit ihrer Unterstützung entscheidend beigetragen hatte, steht vor einer nicht einfachen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lage. Auf politischer Ebene gilt es, der Herausforderung der Lega Nord, die offen mit Sezession droht, konkrete Lösungen entgegenzusetzen, indem die weitgehend in Rom zentralisierten staatlichen Befugnisse dezentralisiert werden und den lokalen Gebietskörperschaften (Regionen und Gemeinden) eine stärkere - auch steuerliche - Autonomie gewährt wird. In sozialer Hinsicht ist zu verbinden, daß sich die Kluft zwischen den verschiedenen Einkommensarten weiter vertieft, die die Unternehmen und insbesondere die Rentiers begünstigt, aber inzwischen selbst einen Teil des Mittelstands an die Schwelle zur Armut treibt. Wirtschaftlich steht die Regierung vor der Aufgabe, die Binnennachfrage durch eine starke Erhöhung des Beschäftigungsniveaus und der Reallöhne anzukurbeln, aber die Kosten der Sanierung der Staatsfinanzen diesmal nicht - wie üblich - den Arbeitenden und generell den einkommensschwachen Schichten aufzubürden, sondern vielmehr den Steuerhinterziehern und Rentiers.

Der gesamtwirtschaftliche Rahmen

Die italienische Wirtschaft hat Ende 1993 zwar die Phase der Rezession überwunden, aber der Aufschwung war nicht stark genug, um das Wachstum des BSP im Jahre 1995 wieder dem Niveau der entwickelten kapitalistischen Länder insgesamt anzugleichen: So lag die Zunahme des BSP zu konstanten Preisen zwischen 1991 und 1995 in Italien nur bei 4,9 Prozent und war damit niedriger als die der OECD-Länder insgesamt (7,4 Prozent) und selbst die der EU (6 Prozent). Wie aus Tab. 1 hervorgeht, ist der wirtschaftliche Wiederaufschwung in Italien hauptsächlich auf die Auslandsnachfrage zurückzuführen, die zwischen 1991 und 1995 von 18 auf fast 25 Prozent des BSP emporgeschneit ist, während alle Verwendungsarten der Binnennachfrage prozentual und die Investitionen auch zahlenmäßig rückläufig waren. Der Rückgang des privaten Verbrauchs ist auf den Schwund der Kaufkraft der Arbeitenden infolge der starken Erhöhung der Arbeitslosigkeit und der Abnahme der Reallöhne zurückzuführen, während die Ursache für den Rückgang des Staatsverbrauchs im Abbau der sozialen Sicherung zu sehen ist. Die Bruttoanlageinvestitionen sind vor al-

lem bei den Bauten stark zurückgegangen, da die zahllosen Ermittlungsverfahren der Aktion "Saubere Hände", die dem gewaltigen Ausmaß an politischer und mafioser Korruption in dieser Branche ein Ende bereiten soll, die öffentlichen Bauaufträge praktisch zum Erliegen gebracht haben. Der sprunghafte Anstieg der Ausfuhr von Waren und Dienstleistungen dank der Abwertung der Lira seit September 1992 hat dazu geführt, daß sich der passive Außenbeitrag, der 1991 bei 1,2 Prozent des BSP lag, im Jahre 1995 in einen sehr hohen aktiven Saldo verwandelt hat.

Tabelle 1 - Verwendung des BSP

	(in Prozent)	
	1991	1995
BSP	100,0	100,0
- Privater Verbrauch	62,6	60,9
- Staatsverbrauch	17,9	17,3
- Bruttoanlageinvestitionen	20,9	17,9
- Ausrüstungen	9,9	9,0
- Bauten	10,3	8,6
- Außenbeitrag	-1,2	3,4
- Ausfuhr von Waren und Dienstl.	18,2	24,8
- Einfuhr von Waren und Dienstl.	19,4	21,4

Quelle: Eig. Ber. nach Banca d'Italia, Relazione 1995.

Tab. 2 - Beschäftigung und Löhne

	1991	1995
	(in Tausend)	
Erwerbspersonen	23.600	22.733
Erwerbstätige	20.950	20.009
Arbeitslose	2.650	2.724
	(in Prozent)	
Arbeitslosenquote	11,2	12,0
Bereinigte Lohnquote	74,9	69,5

Quelle: idem.

Die einseitige Inanspruchnahme der Auslandsnachfrage hat eine erhebliche Verschlechterung der Arbeitsmarktlage mit sich gebracht: Die Zahl der Erwerbspersonen hat sich um fast 700.000 verringert, die Beschäftigtenzahl ist um beinahe 1,2 Millionen zurückgegangen und die Arbeitslosenquote ist von 9,6 auf 12 Prozent der Arbeitskräfte angestiegen. Entgegen den falschen neoliberalen Theorien, denen zufolge ein direkter Zu-

sammenhang zwischen hohen Löhnen und Arbeitslosigkeit besteht, ist die bereinigte Lohnquote in vier Jahren dabei um mehr als fünf Prozentpunkte gesunken (Tab. 2), ohne positive Auswirkungen auf das Beschäftigungsniveau zu zeitigen. Ganz im Gegenteil!

Tab. 3 - Staatshaushalt (Gebietskörperschaften und Sozialversicherung)

in Mrd. DM

	1991	1995
Ausgaben		
Sozialausgaben (1)	292,0	338,0
Staatsverbrauch (2)	195,3	225,3
Lauf. Übertrag; Unternehmen	32,6	32,6
" Priv.Haushalte	36,3	73,3
" Ausland	4,7	4,3
Vermögensübertrag und Invest.	64,9	61,3
Zinsen	145,9	198,1
Insgesamt	771,7	933,4
Einnahmen		
Sozialbeiträge	209,9	260,8
Indirekte Steuern	159,0	209,2
Direkte Steuern	207,1	260,6
Andere lauf. Übertragungen	44,2	62,1
Vermögensübertr. und Abschreib.	5,2	15,3
Insgesamt	625,4	807,9
Saldo	- 146,3	- 125,5
Primärer Saldo (3)	- 0,4	72,6

(1) Sozialleistungen und Teil des Staatsverbrauch

(2) Restlicher Staatsverbrauch

(3) Saldo ohne Zinsen

Quelle: Eig. Ber. nach Ministero del bilancio, Relazione 1995.

In Italien wurde und wird ständig, bei jeder passenden und vor allem unpassenden Gelegenheit, über das Problem der öffentlichen Verschuldung diskutiert. Tatsächlich ist die Rückbildung dieser Verschuldung wichtig, da die Konjunkturpolitik der Regierung dadurch neue Spielräume gewinnen würde, aber die Gründe für die Zerrüttung der öffentlichen Finanzen liegen nicht in übermäßigen Ausgaben der öffentlichen Hand und/oder in einem unzureichenden Steuerdruck, sondern vielmehr in der hohen Steuerhinterziehung und den ausufernden Zinsausgaben. Das wird in Tab. 3

deutlich veranschaulicht: Die Ausgaben der öffentlichen Hand, ausschließlich der Ausgaben zur Zinszahlung, haben sich zwischen 1991 und 1995 um 17,6 Prozent erhöht, d.h. weit weniger stark als die Gesamteinnahmen, die um fast 30 Prozent zugenommen haben, so daß der Primärsaldo mit nicht weniger als 73 Milliarden DM, d.h. mehr als vier Prozent des BIP, aktiv geworden ist. Es ist auf die außerordentlich starke Erhöhung der Zinsausgaben, die um 36 Prozent gestiegen sind, zurückzuführen, daß der Gesamtsaldo weiterhin ein Defizit von sieben Prozent des BIP aufwies und damit weit über dem auf drei Prozent festgesetzten Konvergenzkriterium von Maastricht lag. Bei einem Blick auf die Sozialausgaben in bezug auf das Gesundheitswesen und das Rentensystem wird deutlich, daß sie abzüglich der Sozialbeiträge praktisch unverändert geblieben sind und das Defizit sogar um fünf Milliarden zurückgegangen ist! Von hier also geht nicht der Druck aus, der die öffentlichen Finanzen unkontrollierbar macht.

Tab. 4 - Außenhandel (Mrd. DM)

	1991			1995		
	Einfuhr	Ausfuhr	Saldo	Einfuhr	Ausfuhr	Saldo
Insgesamt	225,7	209,7	- 16,0	332,4	376,7	44,3
nach Ländergruppen						
Entwick.kapit.Länder	173,1	167,1	- 6,0	248,7	278,7	30,0
Ehem.soz.Länder u.China	11,6	7,6	- 4,0	27,1	23,1	- 4,0
OPEC-Länder	16,1	8,9	- 7,2	22,4	15,5	- 6,9
Entwicklungsländer	24,9	25,0	0,1	38,5	62,2	23,7
nach Warengruppen						
Ernährungswirtschaft	16,1	8,9	- 7,2	22,4	15,5	- 6,9
Rohstoffe	36,4	12,7	- 23,7	53,1	23,0	- 30,1
Energiequellen	25,8	4,5	- 21,3	30,6	4,9	- 25,7
Halbwaren	60,7	68,2	7,5	100,2	126,2	26,0
Investitionsgüter	42,0	51,0	9,0	62,7	91,2	28,5
Industrielle Verbrauchsgüter	44,7	64,4	19,7	63,4	115,9	52,5

Quelle: Eig. Ber. nach Banca d'Italia, zit.

Wie bereits erwähnt, war die einzige vorwärtstreibende Kraft für die Wirtschaft in Italien in dem untersuchten Zeitraum die Auslandsnachfrage. Bei einer eingehenderen Prüfung des Außenhandels (Tab. 4) lassen sich einige Grundtendenzen erkennen. Bei der Gliederung nach großen Ländergruppen ist die Verbesserung der Handelsbilanz auf den Austausch mit den übrigen entwickelten kapitalistischen Ländern zurückzuführen, wo man zwischen 1991 und 1995 von einem Defizit von 6 Milliarden DM zu einem Überschuß von 30 Mrd. gelangte, und auf den Handel mit den Entwick-

lungsländern, wo 1991 ein Gleichgewicht und 1995 ein Überschuß von 24 Milliarden zu verzeichnen war. Bei der Unterteilung nach Warengruppen kommt es gegenüber einer Zunahme des Passivsaldo in den traditionell defizitären Bereichen (Rohstoffe und Energiequellen) zu deutlichen Verbesserungen bei den Industrieerzeugnissen und insbesondere den Verbrauchsgütern, deren Überschuß sich um 33 Milliarden erhöht. Aus der weiteren Aufschlüsselung des Bereichs der Industrieerzeugnisse ergibt sich, daß sich die Wettbewerbsfähigkeit Italiens nicht nur in den Exportsektoren erhöht, in denen unser Land bekanntermaßen konkurrenzfähig ist, sondern auch in denen, die hohe technologische Innovationen beinhalten. So wächst der Überschuß bei Textilwaren, Kleidung, Lederwaren und Schuhen, Holzprodukten und Möbeln um über 20 Mrd. DM, während sich der Aktivsaldo im Maschinenbau verdoppelt und sich das Defizit bei den elektrotechnischen Erzeugnissen und den Kraftfahrzeugen erheblich verringert.

An dieser Stelle erscheint es angebracht, uns dem Problem der unterschiedlichen Entwicklung der Wirtschaft in den verschiedenen Regionen Italiens zuzuwenden, auf die auch die Sezessionsbestrebungen der Lega Nord zurückzuführen sind. Die Abwertung der Lira hat in besonderem Maße die Kleinindustrie Norditaliens und vor allem den nordöstlichen Teil des Landes, d.h. Venetien, Trentino-Südtirol, Friaul und Emilia-Romagna, begünstigt. Aber dieser Erfolg ist nicht nur der Abwertung der Lira zuzuschreiben, sondern auch der äußerst flexiblen Industriestruktur, die besonders geeignet ist, die Weltnachfrage gewissermaßen "just in time" zu befriedigen.

Diese Struktur besteht aus einer Vielzahl von kleinen und kleinsten Unternehmen, deren Merkmal eine starke Symbiose zwischen Kleinunternehmern, Handwerkern, Scheinselbständigen und Heimarbeitern ist, die zusammen mit Familienangehörigen und Unselbständigen zu konkurrenzfähigen Preisen vor allem in Form von Sublieferung und Lohnveredelung in Nischen des Weltmarktes produzieren. Diese Menschen sind stolz auf ihre Exporterfolge, die sie allein den eigenen unternehmerischen und organisatorischen Fähigkeiten zuschreiben, ohne daß sie auf die Hilfe des Staates angewiesen seien, und sie betrachten Steuern und Beiträge als eine ungerechte Last, die ihnen nur zu dem Zweck auferlegt wird, um eine unfähige Staatsbürokratie zu unterhalten und einen parasitären Mezzogiorno zu subventionieren. Der Sirenengesang der Sezessionisten kommt in einer solchen Situation, wo sich - mehr oder weniger - abhängige Beschäftigte mit den Unternehmern identifizieren, natürlich gut an.

Eine derartige Struktur ist allerdings in finanzieller Hinsicht sehr anfällig, sie reagiert äußerst empfindlich auf Konjunkturschwankungen und ist sozial sehr instabil. Der Präsident des CNEL, Giuseppe De Rita, weist auf die Anfälligkeit dieser Struktur hin: "Ohne ein angemessenes finanzielles Netz, ein leistungsfähiges Bildungs- und Ausbildungssystem, ein strategisches Netz von Infrastrukturen und eine Außenpolitik, die in der Lage ist,

das System zu steuern, besteht die Gefahr, daß die starke internationale Wettbewerbsfähigkeit, die die Unternehmen Norditaliens und besonders Nordostitaliens erreicht haben, bruchstückhaft bleibt."¹ Was das soziale Konfliktpotential betrifft, das diese Struktur in sich birgt, deren bisherige Konfliktlosigkeit politisch der Lega Nord zugute gekommen ist, so erscheinen die Betrachtungen eines namhaften Experten der italienischen Industriestruktur, der sich seit 20 Jahren mit diesem Thema beschäftigt, interessant: "Es muß darauf hingewiesen werden, daß sich die sozialen Akteure in einem Kontext bewegen, in dem es den Weltmarkt und eine Regionalisierung der Produktion gibt, wo die Konflikte zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Klein- und Großunternehmen sowie die Kämpfe um die Ressourcen des Welfare State ausbrechen und sich überlagern. Das alles macht es schwierig, die sozialen Klassen politisch zu repräsentieren."²

Die wirtschaftlichen Leitlinien der neuen Regierung

Die neue Regierung steht vor der Aufgabe, sich nicht nur politisch und in Hinblick auf die anstehenden Verfassungsreformen zu profilieren, sondern auch buisichtlich der Wirtschaftsstrategie, die sie dem totalen laissez-faire, das die Rechte propagiert, entgegenzusetzen gedenkt. Was die Wähler von dieser Regierung erwarten, hat Giorgio Lunghini, einer der angesehensten Ökonomen Italiens, treffend formuliert: "Da es sich um eine linke Regierung handelt, erwartet man, daß den Lebensbedingungen der Arbeitenden, die sich in den letzten Jahren verschlechtert haben, besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Arbeitslosigkeit hat zugenommen und der Anteil der Löhne am Volkseinkommen ist zugunsten von Profit und vor allem von Rente geschrumpft. Eine Abschwächung der Inflation wäre für die Arbeitenden von Vorteil, vorausgesetzt, daß sie sich in einer Erhöhung der Kaufkraft niederschlägt und nicht bloß in einer geringeren programmierten Inflation besteht, d.h. in einer umgekehrten Indexierung. Eine Lohnerhöhung würde andererseits eine Zunahme des privaten Verbrauchs nach sich ziehen und würde damit in einer Phase, in der sich die Exporte verlangsamen, da die Vorteile der Lira-Abwertung weggefallen sind, die zahlbare Nachfrage und die Produktion stützen."³

Der erste Prüfstein für die Regierung war der Mitte Juni verabschiedete Nachtragshaushalt 1996 in Höhe von 16 Milliarden DM: Die Ausgabenkürzungen haben - im Unterschied zu den vorangegangenen Regierungen seit Sommer 1992 - den Sozialstaat unangetastet gelassen, und es wurde auf eine Erhöhung der indirekten Steuern, die sich inflationistisch ausgewirkt hätte, verzichtet.

¹ Giuseppe De Rita, *Competizione e leadership nella questione settentrionale*, Rom 1996.
² Arnaldo Bagnasco in einem Interview mit der Tageszeitung "Il Manifesto" vom 12.6.1996.
³ "Il Manifesto" vom 27. Juni 1996.

Weit aufschlußreicher zum Verständnis der künftigen wirtschaftspolitischen Leitlinien wird das Haushaltsgesetz 1997 sein. Ende Juni hat die Regierung das Dokument zur Wirtschafts- und Finanzprogrammierung vorgelegt, in dem die Grundtendenzen der im Herbst zu treffenden konkreten Entscheidungen festgelegt sind: Es war kein glücklicher Auftakt. In der Tat werden weitere Ausgabenkürzungen angekündigt (2/3 der vorgesehenen Maßnahmen), aber keine einschneidenden Maßnahmen im Kampf gegen die Steuerhinterziehung in Aussicht gestellt. Zu begrüßen ist die Absicht, die Preise der Käufe von Waren und Dienstleistungen von seiten der öffentlichen Hand herabzusetzen, die wegen der darin inbegriffenen Schmiergelder absolut überhöht waren, während der Einstellungsstopp im öffentlichen Dienst im Hinblick auf einen entschiedenen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, die bis Ende 1998 nur um einen Prozentpunkt zurückgehen sollte, negativ zu beurteilen ist. Das Dokument sieht für den Zeitraum zwischen 1995 und 1998 eine Zunahme der Gesamteinnahmen von über 15 Prozent vor, die weit über die 5prozentige Erhöhung der Ausgaben ohne Zinsen hinausgeht; dadurch steigt der Primärsaldo auf 122 Mrd. DM und das Gesamtdefizit sinkt auf 61 Milliarden, d.h. auf 3 Prozent des BIP, wie im Maastricht-Vertrag festgesetzt. Mit einer restriktiven Politik der öffentlichen Ausgaben geht die Regierung Prodi offensichtlich der Sanierung der Staatsfinanzen den Vorrang vor dem anderen erklärten Ziel, nämlich dem Abbau der Arbeitslosigkeit. Da die Regierung die programmierte Inflation darüber hinaus für 1997 von 3 auf 2,5 Prozent herabgesetzt hat, begrenzt sie die zugelassenen Lohnerhöhungen und stellt die Ausgleichsmechanismen in Frage, die in den Vereinbarungen von Juli 1992 und 1993 vorgesehen waren, wo die Gewerkschaften sich zur Einhaltung des Index der programmierten Inflation bei den Lohnverhandlungen verpflichtet hatten, an dem im Zuge der Festsetzung der Tarifverträge keine Veränderungen hätten vorgenommen werden dürfen. Schließlich sind keinerlei Maßnahmen zur Bekämpfung der Steuerhinterziehung vorgesehen, deren Volumen in allen wissenschaftlichen Untersuchungen auf jährlich 200 Mrd. DM beziffert wird, und der sich - in ahnehmender Intensität - Kaufleute, Kleinunternehmer, Handwerker und Freiberufler verschrieben haben. Selbst der Direktor des Staatsrechnungsamtes hat in einem soeben erschienenen Buch geschrieben, daß, wenn die Steuerhinterziehung in Italien zwischen 1970 und 1995 ebenso hoch wie in Großbritannien gewesen wäre, die Staatsverschuldung in unserem Land nicht bei 120 Prozent des BIP, sondern bei 60 läge und damit dem erkannten Konvergenzkriterium von Maastricht entsprechen würde.⁴

⁴ Andrea Monorchio, *La finanza pubblica italiana dopo la svolta del 1992*, Bologna 1996.

Jochen Steinhilber

Frankreichs Dezember '95: Interpretationen und Konsequenzen

Wie alle großen Bewegungen provozierte der soziale Konflikt im Dezember 1995 in Frankreich zahlreiche Kommentare, die sowohl die gesellschaftliche Reichweite der Proteste, die politischen Inhalte und die Perspektiven unterschiedlich bewerteten. Bereits die diversen Begrifflichkeiten, die die Ereignisse zu erfassen versuchen, wie "Streik", "Krise", "soziale Bewegung", "Rebellion", "große Müdigkeit", "kollektive Enttäuschung à la française" und "trauriger Mai im Winter", zeugen von der Unterschiedlichkeit der Interpretationen.¹

Zusätzlich ließ die Komplexität und Ambiguität der Bewegung breiten Raum für verschiedene Deutungen. Die Ausmaße des Protestes hatten Massencharakter, gleichzeitig blieben sie in ihrem harten Kern auf den öffentlichen Dienst beschränkt. Die Streikenden konnten sich der Sympathie derer versichern, die sich trotz erblicher Beeinträchtigungen ihres Alltagsablaufs solidarisch erklärten, gleichzeitig dem Streik aber nicht beitraten. Die Offensivität und Dynamik, die die Demonstrationen und Streiks im Zuge der Bewegung bekamen, kontrastierte mit den vornehmlich defensiven konkreten politischen Inhalten.

Ohne an dieser Stelle noch einmal detaillierter auf den Verlauf des sozialen Konflikts einzugehen, sollen hier drei Fragen im Mittelpunkt stehen. Zunächst wird versucht, den politischen Charakter der Bewegung zu bestimmen. Danach werden die Implikationen der europäischen Integration auf die Bewegung erörtert und deren Rückwirkungen auf die französische Europapolitik, um mit einer kurzen Revue über die linken Akteure in den Konflikten zu schließen.

"Aristokratische Abwehrkämpfe" oder "kollektiver Unmut" - der politische Charakter des Streiks

Die neoliberale Strömung aber auch "linke Modernisierer" deuten die Auseinandersetzungen als reines Besitzstandswahren, deren Träger, die "Privilegierten" der Gesellschaft, ein Beschäftigungsstatut verteidigen, das einer anderen Epoche angehört und in der privaten Industrie längst dereguliert ist. Diese antimodernistische Strömung stellt sich den notwendigen Reformen entgegen und steht phantasielos und defensiv als Hindernis auf dem Weg in die Modernität. Abwechselnd wird der Streikbewegung kor-

¹ Vgl. auch Marie-Thérèse Join-Lambert, *Les mouvements de la fin 1995 en France: impressions de lectures*, in: *Témoin* 6, avril 1996.

poratistische Verhärtung und Populismus bis hin zum Poujadismus vorgeworfen. Aufgrund ihrer mangelnden Reichweite konnte die Bewegung aus ihrer "Festung der Sonderinteressen" nicht ausbrechen. Drängende gesellschaftliche Probleme wie Arbeitslosigkeit und soziale Ausgrenzung wurden ignoriert. Die Kritik an der Globalisierung und der Integrationsdynamik wird als nationale Verkrampfung interpretiert, die zu einem Rückzug auf die "nationale Identität" führte, "den andere Kräfte in anderen politischen Situationen bereits exploriert haben".² Daraus schließen die Kritiker, daß es sich bei den Ereignissen im Dezember um eine konservative Bewegung gehandelt hat, destruktiv im Kern und ohne jegliche Zukunftsvision - der "reaktionärste Arbeitskampf" in der letzten Zeit (André Glucksmann).³

Aber leidet der größte Teil der französischen Bevölkerung, der den Streik unterstützte, tatsächlich an "sozialer Schizophrenie", wenn er in ihm mehr erkennt, als die bloße Reduzierung auf "korporatistische Reflexe"?

Die Vergleiche zu anderen Marksteinen der sozialen Auseinandersetzung in Frankreich waren schnell zur Hand. Die Bewegung mußte sich an der Volksfront 1936 und den Maiauseinandersetzungen 1968 messen lassen. Die Unterschiede waren genauso schnell gefunden. Der harte Kern des Konflikts 1995 beschränkte sich hauptsächlich auf den öffentlichen Dienst, während die abhängig Beschäftigten auf dem privaten Sektor zwar ihre Solidarität bekundeten und in den Demonstrationen vertreten waren, in den Streik aber zu großen Teilen nicht eintraten. Im Gegensatz zur optimistischen "Hoffnung auf ein besseres Morgen" im Mai '68 war der "traurige Mai" im Winter '95 bestimmt von den Ängsten der Menschen, die verunsichert und desorientiert dem propagierten "Ende der Geschichte" ins Auge blicken müssen, in dem sie gerade keine Zukunft sehen.⁴ Schließlich schien sich in Form und politischem Inhalt ein "republikanischer Streik" herauszuhliden, dessen Referenzdatum nicht 1917 sondern 1789 ist. Die Streikenden erinnerten an die Prinzipien einer Revolution, die im Zuge des Niedergangs des Kommunismus von vielen ebenfalls als beendet erklärt wurde. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind für die soziale Bewegung in Frankreich keine nostalgischen Reminiszenzen an die Vergangenheit, sondern harren ihrer materiellen Verwirklichung.⁵

Wenn wir die historischen Vergleiche noch einmal aufgreifen, können wir erkennen, daß die Bewegung 1995 Aspekte aus beiden Konflikten enthält. Die bereits für hinfällig erklärte soziale Frage, die 1936 ebenfalls eine

² Pascal Perrineau und Michel Wieworka, Über die Natur der sozialen Bewegung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 3, 1996, S. 322.

³ Neben dem bereits genannten Artikel von Perrineau und Wieworka vertritt auch Wolfgang Kowalsky diese Auffassung: Ende der Streikbewegung in Frankreich?, in: Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte, 43. Jg., Februar 1996, S. 105-107.

⁴ Vgl. auch Jean-Noël Jeanneney, Les grandes grèves de 1953 et celles de 1995: concordance des temps, in: Témoignage 6, avril 1996, S. 119-123.

⁵ Vgl. Robert Redeker, Décembre 1995: Une grève Républicaine, in: Les Temps Modernes, janvier/février 1996, S. 7.

große Rolle spielte, stand im Hintergrund aller sektoriellen und professionellen Konflikte und scheint ihre Politisierungsfähigkeit nicht verloren zu haben. Die Stabilitätspolitik seit der "Delors-Wende" 1983 beschränkte der französischen Gesellschaft nicht nur eine niedrige Inflationsrate, sondern auch eine kontinuierlich steigende Arbeitslosigkeit, die sukzessive ein "südlisches" Profil annahm. Über die Aufhebung der Indexierung der Löhne, die Deregulierung des Kündigungsschutzes, die Erhöhung der Rentenbeitragszeiten und die Kürzungen der Sozialleistungen wurde die Prekarisierung bis in den Kern der französischen Arbeitnehmerschaft getragen. Einen Streik, der sich nicht auf ein immer mehr, sondern auf die Angst vor einem immer weniger bezieht, als konservative Bewegung der "neuen Aristokraten" zu stigmatisieren, zeugt im besten Fall von der Distanz des Elitendiskurses zu den sozialen Realitäten. Viel eher will der Vorwurf, daß das "geschützte Frankreich" auf Kosten der Ausgeschlossenen seine Besitzstände wahren will, suggerieren, daß sich hier zwei klar voneinander abgrenzbare Gruppen gegenüberstehen. Jedoch durchdringen beide einander "und sind, in verschiedenem Ausmaß und Tempo, Opfer der selben Krise."⁶ Die Reduzierung der sozialen Frage auf die "Entdeckung der Armut" wurde durch ihre Repolitisierung als sozialkonservativ und ideologisch entlarvt.

Ging es zunächst um die berechnete Angst vieler abhängig Beschäftigter, daß der öffentliche Dienst als letzte Insel einer geschützten Beschäftigung von den Brüsseler Vorschriften zur Deregulierung von Staatsmonopolen weggespült wird und in die "Welt der asiatischen Drachen und des Sir Leon Britann" eintaucht, so entwickelte sich gleichzeitig auch ein Bewußtsein, solidarische Institutionen zu verteidigen, die in der französischen Tradition für Träger von Universalismus und Gleichheit stehen.⁷ Der Massencharakter der Demonstrationen und die Sympathiebekundungen aus dem größten Teil der Bevölkerung zeigen, daß über die sektoriellen Konflikte hinaus die Grundlagen der französischen Wirtschafts-, Sozial- und Europapolitik berührt und miteinander verschränkt wurden. Die Protestbewegung überwand sukzessive ihre korporativen Anfänge und mündete schließlich in einen breiten Widerstand gegen ein neoliberales Projekt, dessen gesellschaftliche Verwerfungen immer deutlicher zu Tage treten und das seine positiven gesamtgesellschaftlichen Effekte wiederholt schuldig blieb.

Die Repolitisierung dieser Unzufriedenheit läutete einen zweiten Aspekt der Bewegung ein, der sich auch in den Auseinandersetzungen von 1968 wiederfinden läßt. Ein Teil der französischen Bevölkerung gewann in den Streiks seine politische Sprache wieder, indem er Problemlagen artikuliert und Diskurse anregte, die sonst die Sphären der technokratischen

⁶ Christian Baudelot und Stéphane Israël, Die glänzende Zukunft des Streiks, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 3, 1996, S. 326.

⁷ Vgl. Appel des intellectuels en soutien aux grévistes, in: Le Monde, 15. décembre 1995.

Politikverwaltung nicht verlassen. Nach der enttäuschten Hoffnung auf eine "andere" Politik unter Chirac, dessen Versprechungen sich schnell als rhetorischer Dunst entpuppten und der dadurch erfolgten endgültigen Diskreditierung der Wahlen als Legitimierung nicht nur von Personen, sondern auch von politischen Inhalten, sahen viele Franzosen und Französinen den Streik als letztes Mittel des Ausdrucks ihrer Unzufriedenheit. Durch die angeeignete Deutungs- und Definitionsmacht durchbrachen sie die Konfiszierung und Monopolisierung der politischen Sprache durch die Techniker "der einzig möglichen Politik" (des *pensée unique*) und widersetzen sich der doppelten Illegitimität des herrschenden Diskurses, der Empfänger des Mindestlohns als "Müßiggänger" bezeichnet und Angestellte des öffentlichen Dienstes pauschal zu "Reichen" stempelt: Zum einen entspricht dies nicht der sozialen Realität und zum anderen wird dieser Diskurs von den tatsächlich Privilegierten in der französischen Gesellschaft forciert.

Spaltpilz Europa?

Die Dimension der europäischen Integration in den Ereignissen im Dezember letzten Jahres war umfassender aber auch diffuser als die offensichtliche Bedeutung der Brüsseler Vorschriften zur Deregulierung von Staatsmonopolen für die Auseinandersetzungen im öffentlichen Dienst. Die Debatte über Maastricht hat sich während des Konflikts neu entzündet. Der jahrelange stillschweigende loyale Konsens zwischen der französischen Bevölkerung und ihren Eliten über den europapolitischen Kurs wurde, so scheint es, aufgekündigt. Es kristallisiert sich immer deutlicher heraus, daß die Haltung der französischen Bevölkerung zur europäischen Integration einem klar umrissenen sozialen Muster folgt, das seine Entsprechung auch in den Protesten im Dezember hatte. Das ländliche und kleinstädtische Frankreich (das im Dezember durch Demonstrationen in zahllosen kleineren Städten überraschte, die z. T. die Hälfte der Einwohner mobilisierten), Arbeiter, einfache Angestellte, Handwerker und Bauern stimmten mehrheitlich gegen die Maastrichter Verträge.⁸ Dieses "milieu populaire", das ohnehin von den Modernisierungsprozessen der französischen Wirtschaft am stärksten betroffen ist, sieht auch in der Vertiefung der monetären Integration keine Lösung seiner Probleme. Im Gegenteil: Sie wird als zusätzliche Beschleunigung der neoliberalen Logik aufgefaßt, die schließlich auch die letzten verbliebenen nationalen Handlungsspielräume annullieren wird. Sicher ist Maastricht nicht schuld am Haushaltsdefizit des französischen Staates. Aber der kategorische Imperativ der Konvergenzkriterien diktiert Spielregeln und einen Zeitplan, der die Segregationstendenzen der französischen Gesellschaft weiter verschärfen

⁸ Vgl. Françoise Subileau, *Le vote des Français à Maastricht: le référendum comme procédure et l'Europe comme enjeu*, in: *Modern & Contemporary France*, NS 4 (2), S. 145-160.

wird. Der "Häutungsprozeß" (Ziebur) des erodierenden Nationalstaats vollzog sich, ohne daß dafür eine neue supranationale "Haut" nachgewachsen wäre, ohne daß ein tatsächlicher Souveränitätstransfer auf die EU-Ebene eingeleitet und eine neue Staatlichkeit entstanden wäre. Ein politischer Wille dies zu ändern war zudem nicht erkennbar. Chirac nährte mit seinem Wahlkampf die Hoffnung, dem neoliberalen Dogma durch eine voluntaristische "andere" Politik ein Ende zu setzen.⁹ Stattdessen wird gerade die Unpopularität des "Plan Juppé" von den wirtschaftlichen und politischen Eliten zynisch als Kriterium für seine Güte gewertet - nach dem Motto: "je unpopulärer desto beruhigender für die Finanzmärkte".

Die Maastrichtdebatte wurde lange Zeit ausschließlich in den Zirkeln der führenden Köpfe der Parteien, der Intellektuellen und Wirtschaftseliten geführt, während die Bevölkerung resignierend abstinert blieb und allenfalls bei Wahlen unterschwellig ihrem Unmut Luft verschaffte. Die soziale Bewegung machte über sektorielle Konflikte (z.B. in der Landwirtschaft) hinaus noch einmal deutlich, daß (nicht nur) die französische Europapolitik an ihre sozialen und politischen Grenzen gestoßen ist. Die Auseinandersetzung um die europäische Integration "ist keine Frage des Glaubensbekenntnisses mehr, sondern sie hat einen sehr realen Kern: Hier wird bereits um reale Opfer und Gewinne gestritten."¹⁰ Das Chirac'sche "Memorandum für ein europäisches Sozialmodell" im Vorfeld der Revisionskonferenz von Maastricht ist ein erster Versuch, sich aus dem Dilemma der doppelten Legitimationskrise zu befreien, das sich in der tiefen Vertrauenskrise der französischen Bevölkerung gegenüber ihren Eliten und dem wachsenden "Europessimismus" artikuliert. Chirac, der sich mit diesem Papier sowohl an seine europäischen Partner wie auch an die französische Bevölkerung richtete, befürchtet eine Legitimationskrise des europäischen Einigungsprozesses, "wenn Europa ein abstraktes Gehilde wird oder nur den Weg der Wirtschaft und der Währung beschreitet". Deshalb müsse "Europa wieder zu den Europäern finden" und ein "Synonym für sozialen Fortschritt" werden.¹¹ Wenn man hinter den Forderungen nach europäischen Tarifverhandlungen und der Aufnahme des Sozialprotokolls in die Verträge von Maastricht mehr als nur europäische Ausflüchte eines Präsidenten sehen will, der innenpolitisch diese Debatte nicht führen kann, dann erhält die Bezeichnung der Bewegung als die "ersten Streiks gegen Globalisierung und ein monetaristisches Europa" noch eine nachträgliche

⁹ Vgl. auch: Henrik Uterwedde, *Die mühsame Suche nach einer "anderen" Wirtschaftspolitik - alte und neue Debatten*, in: *Lendemains*, 81, 1996, S. 125-135.

¹⁰ Ingo Kolboom, *Europa denken - Frankreich in Europa*, in: Ingo Kolboom und Ernst Weisenfeld (Hrsg.), *Frankreich in Europa. Ein deutsch-französischer Rundblick*, Bonn, 1994, S. 38.

¹¹ *Memorandum pour un modèle sociale européen*, Ambassade de France, Service de presse et d'information 29. Mars 1996, S. 1. In Auszügen vgl. auch: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 5, 1996, S. 632-636.

Bestätigung.¹² Es wäre ein neuer Treppenwitz der Geschichte, wenn nach dem Präsidenten der Linken, der das wirtschaftsliberale Europa schuf, ein Präsident der Rechten für das soziale Europa zeichnen sollte.

Immer noch nicht wachgeküßt?

Die Hoffnungen auf eine Rekonstituierung der Linken sind bescheidener als es die große Resonanz auf die Streiks im Dezember zunächst vermuten ließ.

Sicher gehen die Gewerkschaften im Lichte der öffentlichen Meinung insgesamt gestärkt aus dem sozialen Konflikt hervor. Die Ambiguität des Erfolgs wird aber bereits daran deutlich, daß in der Folge keines der drängenden Probleme der französischen Gewerkschaftsbewegung gelöst wurde. Der Organisationsgrad, der mit 10% der niedrigste aller OECD-Staaten ist, scheint keinen nennenswerten Schub bekommen zu haben, wie dies nach anderen großen Konflikten in Frankreich der Fall war. Die Streiks haben erneut die Fragmentierung der Gewerkschaften in Frankreich offenbart. Neben der Angestelltengewerkschaft CFE-CGC brach auch die CFDT in der Frage der Sozialversicherung mit der einheitlichen Gewerkschaftsfront. Zwar beteiligten sich CGT und FO zum ersten Mal seit ihrer Spaltung 1947 an gemeinsamen Aktionen, die Fragilität dieser Annäherung zeigte sich jedoch schnell an der innergewerkschaftlichen Blockierung der FO, als die Antikommunisten ihrer Führung den Flirt mit der CGT nicht verzeihen wollten. Die zeitweise verwirklichte Gewerkschaftseinheit in den wichtigsten Streikzentren konnte nur kurz die Zerstrittenheit der Gewerkschaftszentralen verbergen. Nach dem Ausklingen der Streiks ging die Partialisierung der französischen Gewerkschaftslandschaft weiter. Die CFDT-Basis der Eisenbahnen, die sich dem Verdikt der Zentrale widersetzte und sich an den Streiks beteiligte, spaltete sich nach dem Vorbild der linken CFDT Mitglieder bei der Post ab und gründete die SUD-Rail. Es bleibt dabei: Noch nie gab es in Frankreich so viele Gewerkschaften mit so wenig Organisierten.¹³

Auch auf das parteipolitische Lager der Linken wird der soziale Konflikt keine unmittelbaren Auswirkungen haben. Die sozialistische Partei, die sich redlich darum bemühte, daß von der Malaise nicht zuviel auf die eigene Politik der letzten Jahre zurückfällt, glänzte in der Bewegung durch eine doppelte Abwesenheit: Zum einen entwickelte sie nicht einen einzigen konkreten Alternativvorschlag zur Reform der Sozialversicherungen, zum anderen schien sie gefangen zu sein in einer Europapolitik, für deren neo-

¹² Vgl. Erik Izraelewicz, La première révolte contre la mondialisation, *Le Monde*, 7. décembre 1995, S. 1/18.

¹³ Vgl. auch: Jean Pons, La chance perdue des syndicats, in: *Les Temps Modernes*, janvier/février 1996, S. 23-34. Allgemeiner zur Streikbewegung und zur Linken in Frankreich: Ingo Bode, Wege zur Solidarität, in: *Prokla*, Heft 102, 26. Jg. 1996, Nr. 1, 131-155.

liberale Ausrichtung ihre führenden Köpfe federführend mitverantwortlich sind. Die kommunistische Partei ließ verlauten, daß sie der CGT die Zügel in die Hand gebe und sich fortan auf "konstruktive Oppositionspolitik" konzentrieren wolle. Aber auch sie bleibt den Beweis schuldig, daß die organisierte Linke politisch und intellektuell in der Lage ist, linke Positionen zu den gegenwärtigen gesellschaftlichen Problemen zu formulieren. "...Die sozialistische Partei spricht nicht von Sozialismus, die Kommunistische Partei spricht nicht von Kommunismus, und selbst die Trotzlisten wagen nicht, das Wort 'Revolution' in den Mund zu nehmen..."¹⁴

Das beharrliche Schweigen der politischen Klasse schaffte Raum für eine Neukonstituierung und -positionierung der Intellektuellen, die letztendlich zu einer "Spaltung der linken Intellektuellen" (*Le Monde*) führte. Nachdem man jahrelang die "neuen Mandarine" in der politischen Diskussion - abgesehen von vereinzelt Kriegsgeheul gen Bosnien - nicht finden und sie gleichzeitig in den diversen Talkshows nicht fliehen konnte, verortete sich ein Teil von ihnen nun mit Hilfe der sozialen Bewegung. Das Ergebnis waren zwei grundsätzlich unterschiedliche Aufrufe. Der zeitlich erste Aufruf ging auf eine Initiative der Zeitschrift "Esprit" und der Fondation Saint-Simon zurück, deren Unterzeichner sich selbst als "linke Experten" bezeichneten.¹⁵ Die dort versammelte "deuxième gauche", die ehemals die Linksregierung unterstützte (unter ihnen der Soziologe Alain Touraine und der Philosoph Paul Ricoeur sowie Jaques Delors), priesen die Reform Juppés als grundsätzlich richtigen Schritt in die Moderne und feierten die "Courage" einer Gewerkschaftsführerin, der die Basis wegbrach und die sich als aktive Streikbrecherin auszeichnete. Sie gaben damit der herrschenden Politik einen erneuten Legitimationsschub für die propagierte Notwendigkeit, daß Arbeit und soziale Integration der monetaristischen Logik geopfert werden müssen. Sie gebärdeten sich wie "Wachhunde der Bourgeoisie" im besten Nizanschen Sinne, wenn sie die Deregulierung des öffentlichen Dienstes und der sozialen Sicherungssysteme als Allgemeinwohl darstellen, während sich der größte Teil der Bevölkerung fragt, wo denn das fortschrittliche Element in diesen "Reformen" zu finden sei und wem sie wohl nützen werden. Während diese Techniker "der einzig möglichen Politik" in eine Apologetik der Selbstgenügsamkeit verfallen, unterstützt der zweite Aufruf, der maßgeblich von Pierre Bourdieu verfaßt wurde, ausdrücklich die Streiks und erkennt in ihnen eine berechtigte Kritik an der fatalistischen Alternative, die im Zeichen der Globalisierung zum Dogma erhoben wurde: "Liberalismus oder Barbarei".¹⁶

Die Franzosen und Französinen haben auf die immer drängender werdende gesellschaftliche Krise mit einer dynamischen, entwicklungsfähigen

¹⁴ Edgar Morin, Die Zukunft auf der Spur der Vergangenheit, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 3, 1996, S. 316.

¹⁵ Vgl. Pour une réforme de fond de la sécurité sociale, in: *Le Monde*, 3./4. décembre 1995.

¹⁶ Vgl. Appel des intellectuels en soutien aux grévistes, in: *Le Monde*, 15. décembre 1995.

und solidarischen Bewegung geantwortet, die jene verstummen ließ, die frohlockten, daß mit dem Niedergang der Linken und ihrer Parteien und der organisierten Arbeiterbewegung sich auch keine Hoffnung auf eine politische Veränderung mehr artikulieren würde. Deshalb stellen die sozialen Auseinandersetzungen in Frankreich eine zukunftsweisende politische Weichenstellung dar, die Anlaß gibt zu einer grundlegenden Reflexion des gegenwärtigen desintegrativen Gesellschaftsprojekts. Sie haben den Boden bereitet für Alternativen, die entwickelt werden müssen: für eine Zukunft des öffentlichen Dienstes, für ein soziales Europa, für eine Rehabilitierung des Politischen zur Überwindung der Eindimensionalität des Ökonomismus.

Literatur

- Appel des intellectuels en soutien aux grévistes, in: *Le Monde*, 15. décembre 1995.
- Baudelot, Christian und Stéphane Israel: Die glänzende Zukunft des Streiks, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 3, 1996, S. 324-326.
- Izraelewicz, Erik: La première révolte contre la mondialisation, *Le Monde*, 7. décembre 1995, S. 1/18.
- Join-Lambert, Marie-Thérèse: Les mouvements de la fin 1995 en France: impressions de lectures, in: *Témoignage* 6, avril 1996, S. 15-26.
- Kolboom, Ingo: Europa denken - Frankreich in Europa, in: Kolboom, Ingo und Ernst Weisenfeld (Hrsg.): *Frankreich in Europa. Ein deutsch-französischer Rundblick*, Bonn, 1994.
- Memorandum pour un modèle sociale européen, Ambassade de France, Service de presse et d'information 29. mars 1996.
- Morin, Edgar: Die Zukunft auf der Spur der Vergangenheit, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 3, 1996, S. 314-319.
- Perrineau, Pascal und Michel Wievorka: Über die Natur der sozialen Bewegung, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 3, 1996, S. 320-324.
- Pour une réforme de fond de la sécurité sociale, in: *Le Monde*, 3./4. décembre 1995.
- Redeker, Robert: Décembre 1995: Une grève républicaine, in: *Les Temps Modernes*, janvier/février 1996, S. 3-22.
- Subileau, Françoise: Le vote des Français à Maastricht: le référendum comme procédure et l'Europe comme enjeu, in: *Modern & Contemporary France*, NS 4 (2), S. 145-160.
- Ziebur, Gilbert: Nationalstaat, Nationalismus, supranationale Integration; der Fall Frankreich, in: *Leviathan*, Jg. 20, Heft 4, 1992, S. 467-489.

Jelena und Alexander Charlamenko

Moskauer Wählertagebuch Mai/Juli 1996

28. Mai

Bis zu den Präsidentschaftswahlen verbleiben kaum noch drei Wochen. Zwischen welchen Kandidaten haben die Bürger Rußlands zu wählen? Auf den Stimmzetteln sind zehn Kandidaten aufgeführt, real aber ist die Rede nur von zweien.

Der erste ist der amtierende Präsident, der nach einer zweiwöchigen (!) Kampagne zum Präsidenten der RSFSR im Verhuld der UdSSR gewählt worden war und seitdem drei Staatsstreich verübte. Bei den diesjährigen Wahlen muß er seine höchst zweifelhafte Legitimität zu bestätigen suchen. In seiner Umgebung bekämpfen sich zwei Gruppierungen. Die erste besteht aus Neoliberalen vom Typ A. Tschuhais und J. Gajdars als Günstlingen ausländischer Finanzgruppen und einheimischer Kompradoren. Ihr Ziel ist es, alle konkursfähigen Zweige der vaterländischen Produktion endgültig zu liquidieren, in erster Linie den militärisch-industriellen Komplex, aber auch die Landwirtschaft, um den Markt für das Auslandsgeschäft zu erweitern und um durch Abhängigkeit von der Lebensmittelversorgung das Land an die neuen Herren zu fesseln. Die zweite Gruppierung bilden Vertreter russischer Banken und Rohstoffkorporationen, auf die sich die Regierung Tschernomyrdins stützt. Sie sind eng verbunden mit dem - ungeachtet aller Privatisierungen noch einflußreichen - staatlichen Sektor und an seiner endgültigen Zerstörung nicht interessiert. Man könnte sie als Staatskapitalisten bezeichnen.

Wer steht dem derzeitigen Regime entgegen? Mitnichten eine Partei der Arbeiterklasse, nicht einmal eine Partei der Werktätigen, die heute von einer neuen Bourgeoisie ausgebeutet werden. Arbeiter, Ingenieure, Wissenschaftler, die in sowjetischen Zeiten aufgewachsen sind, sind sich mehrheitlich nicht bewußt, daß sie inzwischen Proletarier und jeglicher Garantien beraubt worden sind, während die Besitzer der Aktienkontrollpakete, einschließlich des eigenen Staates - zu Kapitalisten aufstiegen. In Jahrzehnten haben sich die Menschen daran gewöhnt, daß die Obrigkeit, die Machtorgane, mehr oder weniger aus den eigenen Leuten bestehen und einem nichts zuleide tun, wenn man ihnen selbst nicht auf den Pelz rückt. Schlechte Zeiten und schlechte Chefs muß man "überstehen wie einen Krieg", im Extremfall heschwert man sich bei einer übergeordneten Instanz. Aus diesem Grunde hat sich eine Massenbewegung von Werktätigen in einer so kurzen Frist nicht herausgebildet und konnte sich nicht herausbilden. Die Kommunistische Partei der Russischen Föderation (KPRF) stützt sich auf einen Teil des unteren und mittleren Funktionsstabes der KPdSU, auf Wirtschaftsleiter, Ingenieure und Wissenschaftler, die sich

nicht den Kompradoren und Machthabenden angedient haben, als auf ihre tatsächliche und nicht nur ahstimmende Basis. Das ist keine kommunistische Partei, die den proletarischen oder antiimperialistischen Kampf auf dem Boden des Kapitalismus anführt; es ist auch keine sozialdemokratische Partei, die auf eben diesem Boden um Reformen ringt. Die KPRF ist eine Partei der Verteidigung alles dessen, was vom Sozialismus noch zu retten ist, insbesondere und in erster Linie der Verteidigung des Vaterlandes gegen endgültige Verarmung und Unterwerfung. So sieht sie sich selbst, so wird sie auch von dem Teil des Volkes wahrgenommen, der den Antikommunismus ablehnt.

Als im traditionellen Sinne links können heute bei uns nur wenige, an Mitgliederzahlen nicht reiche Parteien vom Typ der Russischen Kommunistischen Arbeiterpartei (RKRK) und der Allrussischen KP der Bolschewiki (WKPB) gerechnet werden, sie sind zersplittert und beginnen gerade erst, den Kontakt zur Masse der Werktätigen aufzubauen. Die KPRF ist vielmehr eine linkszentristische Partei. Ihre Führer werden nicht müde zu wiederholen, daß "Rußland sein Lunit für Revolutionen ausgeschöpft habe", sie nmgehen, wo immer es möglich, solche furchtharen Begriffe wie "Klassenkampf" oder "Imperialismus", und suchen ihre ideellen Grundlagen weniger bei den Klassikern des Marxismus als in den Traditionen der "orthodoxen Rus". Das heute veröffentlichte Programm des von Sjuganow angeführten volkspatriotischen Blocks kann selbst bei sehr reicher Phantasie nicht kommunistisch genannt werden. Beispielsweise erkennt es "das ganze gesetzlich erworbene Eigentum der neuen Besitzer" an, ohne einen Unterschied zu machen zwischen der Privatisierung von Wohnungen und Datschengrundstücken und der nach allen möglichen Maßstäben absolut gesetzwidrigen Privatisierung¹ von großen Indnstrietrieben, die man für Groschen "mitgehen lassen" konnte.

In der für Rußland sich schon immer sehr zugespitzt stellenden Grund- und Boden-Frage erwähnt das Programm weder privates, noch gesellschaftliches Eigentum, sondern verspricht, von der "Tatsache einer Mehrsektoren-Landwirtschaft in Rußland bei Begrenzung des Rechtes auf Kauf und Verkauf von landwirtschaftlicher Nutzfläche" auszugehen.

Es stehen sich folglich also weder Rote und Weiße, noch Kommunisten und hürgerliche Demokraten gegenüber, sondern eine Politik in Richtung der endgültigen Umwandlung des Landes in eine Halbkolonie einerseits und ein Versuch der Verteidigung wenigstens eines Restes von nationaler Unabhängigkeit und sozialer Garantien für die Werktätigen andererseits. Mithin befassen sich die offiziellen Massenmedien, vor allem das Fernsehen, damit, diesen Umstand intensiv zu verdrehen, indem sie Jelzin, der 1993 das Gebäude des Ohersten Sowjets beschießen ließ, als "Vater des

Vaterlandes", und den gemäßigten und akkuraten Sjuganow als Radikalen und beinahe schon Terroristen darstellen.

2. Juni

Im Briefkasten findet sich eine Wahlwerbung: Jelzin und Lushkow, Moskaus Bürgermeister, beim Händedruck vor blühendem Blumenbeet und Triumpfbogen. Unterschrift: "Die Moskauer haben ihre Wahl getroffen!" Dahin fließen also die Kredite des IWF und der westlichen Regierungen: Mit solchen Plakaten ist die ganze Stadt beklebt und behangen. Dabei verkünden sie vermutlich sogar die Wahrheit. Die Stadt der Beamten, Bankiers, Spekulanten und Valuta-Prostituierten stimmt natürlich für ihre Helden. Zum Bedauern Jelzins gibt es in Rußland andere Städte und auch Dörfer. Deswegen reist er auch durch das ganze Land, verspricht Gelder, Kredite, Hilfe. Außerdem klettert er zwanzig Stunden am Tag nicht vom Fernsehbildschirm herunter. Er verspricht, schon im ersten Wahlgang zu siegen - auf welche Weise präzisiert er nicht.

3. Juni

Ein Gespräch in der Warteschlange. Übrigens, welcher Demokrat hatte doch behauptet, daß in Rußland die Schlangen verschwunden wären? Überall, wo Lebensmittel geringfügig billiger verkauft werden, bilden sich Schlangen: am Milchwagen aus dem Sowchos, beim Verkaufsbus des Fleischkombinats, am Wagen von der Brotfabrik... Ein Gespräch also, beinahe ein kleines Meeting. Es beteiligen sich Anhängerinnen (Männer stehen kaum in der Schlange) praktisch wohl aller Kandidaten, außer Jelzins. "Wieso soll ich deun für den stimmen? Sollen die ihn wählen, die jetzt reich geworden sind", erklärt eine Frau um die 50. "Jurij Wlassow muß man wählen, er ist für das russische Volk", sagt ein winziges, mageres Mütterchen (würde doch der Athlet einmal seine Wählerschaft in Augenschein nehmen). "Da ist aber noch irgend so ein Schakkum aufgetaucht, er erklärt alles richtig" - das ist unsere Nachbarin vom zweiten Aufgang. "Und ich sage allen: Stimmt für Sjuganow! Er ist gebildet, ordentlich, anders als dieser Suffkopf. Er macht alles, was nötig ist." Eine sehr entschlossene Frau. Ob Sjuganow ihre Hoffnungen rechtfertigt?

Die Fülle von Präsidentschaftskandidaten, darunter solcher wie Schakkum Bryndalow und sogar Gorbatschow, hinter denen im politischen Sinne nichts außer ihrem durch die Medien konstruierten persönlichen Image steht, dient der Einführung einer gewissermaßen peripheren Kopie des US-amerikanischen Wahlmodells in unsere politische Kultur: Gestimmt wird nicht für eine Partei, nicht für ein Programm, sondern für den bezaubernden Kandidaten. Die Demokratie reduziert sich auf die Möglichkeit, einmal in vier Jahren zwischen Jelzin und Sjuganow, Jawlinski und Lebed zu wählen. Leider ist der Wahlkampf der KPRF nicht dazu angetan, einer solchen Profanierung der Wahlen entgegenzuwirken, vielmehr ordnet er sich ihr unter. Die Partei versucht, mit der Regierungsrüge auf dem Feld

¹ Die Autoren setzten wortspielerisch hierfür "prichvatisazija" - "prichvatit" bedeutet "mitnehmen", "sich verschaffen", "zuviel wegnehmen".

der Demonstration sportlicher und tänzerischer Qualitäten des Kandidaten zu konkurrieren.

5. Juni

Heute äußerten sich in einem nicht sehr billigen Geschäft gleich zwei Jelzin-Anhängerinnen. "Da beschimpft man ihn nun - hätten die das mal unter Stalin versucht, da wären sie sofort im Gefängnis gelandet!" Die Frau ist noch nicht sechzig; ob sie sich wirklich gut erinnern kann, wie es unter Stalin war, ist fraglich, sie wird es eher aus dem Fernsehen haben. Warum sind eigentlich so viele bei uns davon überzeugt, daß die Senioren die KPRF unterstützen? Unabhängige Umfragen zeigen, daß ihr banptsächliches Wählerpotential Menschen zwischen 40 und 50 Jahren umfaßt. Und das ist durchaus verständlich. Diejenigen, die 1956 zwischen zehn und zwanzig Jahren alt waren, die "Generation des "20. Parteitags", sind in der Regel Leute ohne sozialpsychologische oder ideelle Stabilität. Sie sind dafür prädestiniert, Opfer aller möglichen Abenteurer und Demagogen mit deren schönen Phrasen von Freiheit und Menschenrechten zu werden. Bei denen dagegen, die heute über sechzig oder siebzig sind, ist die Gewohnheit besonders ausgeprägt, der Obrigkeit zu vertrauen, worauf das Regime auch schamlos spekuliert.

7. Juni

Attentat auf Jurij Schanzew, den Kandidaten für den Stellvertreter des Bürgermeisters Lushkows, der für eine zweite Amtsperiode kandidiert. Er hat es überlebt, erlitt allerdings schwere Verbrennungen. Die Medien und Lushkow lassen bereits durchblicken, daß der Anschlag auf das Konto der Kommunisten ginge. (Man meint, ein leises Bedauern herauszuhören: Hätten sie nicht gleich die ganze Stadtverwaltung anzünden können!)

Ein Wahlkampf für das Bürgermeisteramt in Moskau, wie auch zuvor für den Gouverneur von Petersburg wurde übrigens seitens der Opposition praktisch nicht geführt. Die KPRF stellte nicht einmal einen eigenen Kandidaten auf, unterstützte aber dankenswerterweise wenigstens die Kandidaten der RKR O. Sergejew und S. Terechow. Sie hatten faktisch keine Siegeschancen, doch ist dies ja kein Grund für Passivität.

10. Juni

Heute begann auf Ukas des Präsidenten die Kompensation für die Spareinlagen. Seit Anfang 1992 sind sie mindestens um das 10.000-fache entwertet worden, kompensiert werden sie um das 1.000-fache, und zwar nur bis zu einer Million Rubel und nur für Bürger des Jahrgangs 1916 bzw. älter. Gibt es noch viele solcher Bürger bei uns, wenn man vor allem die heiden Weltkriege berücksichtigt? Hofft Jelzin tatsächlich darauf, sich die Stimmen der Alten kaufen zu können - für den Stückpreis einer Zitrone?

12. Juni

"Tag der Unabhängigkeit Rußlands" - von wem ist unbekannt. Gestern kam es zu einem Bomhenanschlag in der Moskauer Metro; vier Menschen

starben, viele wurden verwundet. Statt in der Stadt Trauer zu verhängen, veranstaltet man üppige Festlichkeiten direkt vor den Kremlmauern mit Rock-Konzerten, Luftballons, Glanz und Flitter. Die Devise des Konzerts: "Jelzin zum Präsidenten". Hier treten auch Jelzin und Lushkow selbst auf. Beide sind einer Meinung, daß die Terrorakte von Extremistenhand stammten (die Medien präzisieren - von linker...), die die Wahlen zu sprengen versuchten.

15. Juni

Der letzte Tag vor den Wahlen. Agitation für die Kandidaten ist verboten. Aber in den Abendnachrichten wird dem ganzen Land gezeigt, wie Jelzin den Patriarchen der Russisch-Orthodoxen Kirche empfängt, wie sie dreimal, wie zu Ostern, Küsse austauschen und danach durch den Kreml spazieren. Natürlich steht die Kirche bei uns der Politik fern, daher darf man das. Außerdem werden heute den ganzen Tag über antisowjetische Filme ausgestrahlt. Unsere Demokraten vermögen es nicht einmal, ihre eigenen Gesetze ernst zu nehmen.

16. Juni

Der große Tag, Alle - in Moskau recht bescheidenen - Reserven der linken Aktivisten wurden mobilisiert für die Wahlbeobachtung. Ein Wahllokal in einem Industriebezirk Moskaus. Um 7.45 Uhr beginnen wir die Urnen zu kontrollieren, gemeinsam mit einer Beobachterin vom Wahlhündnis "Jabloko", einer Studentin der Fakultät für Mechanik und Mathematik der Universität. Sie erzählt, daß sich unter den Studenten die Welle der "demokratischen" Aktivität schon wieder gelegt hat, doch wird die Arbeit eines Beobachters gut bezahlt: 100-150.000 Rubel für einen Dienst. Für einen Studenten ist das nicht wenig, viele verdienen sich so etwas dazu.

Der Vorsitzende der Wahlkommission verhält sich wohlwollend zu den Beobachtern. Er ist Mitarbeiter eines Chemiebetriebes, der früher die benachbarten Textil- und Lederfabriken mit Färbemitteln versorgte. In den vergangenen Jahren produzierte er allerdings in einem Monat nur soviel, wie früher an einem Tag. Der Grund - Absatzprobleme. Die Kaufkraft ist gesunken. Das Land, vor allem Moskau, wird überschwemmt mit Importwaren, die von reichlich Reklame begleitet werden, während unseren Betrieben die Mittel dafür fehlen. Mancherorts arbeitet nur noch die Hälfte der Belegschaft, woanders nur noch ein Zehntel.

Es scheint, als ob es für Jelzin hier nun wirklich nichts herauszuholen gäbe. Aher nein. Seit acht Uhr treffen die ersten Wähler ein, vor allem Pensionäre, die sofort fragen: "Wo kann ich hier für Jelzin stimmen, und wo für Lushkow?" Weshalb stimmt selbst dieses Moskau für das gegenwärtige Regime? Immerhin läßt es sich in Moskau leichter leben, man kann irgendeine Beschäftigung finden, irgendwie "rotieren"... Diese Pensionäre haben vielleicht einen Verwandten in einer Handelsfirma oder in deren Sicherheitsdienst. Zudem werden in Moskau wenigstens die Renten gezahlt, im

Unterschied zu mancher Kleinstadt; und viele nehmen an, daß die Renten von Jelzin bezahlt und von Lushkow erböbt werden... Unter diesen Bedingungen sind Fernsehpropaganda und Plakate durchaus - wenn auch nicht hundertprozentig - effektiv.

Wir tragen die Wahlurnen zu Rentnern und Kranken nach Hause. Sie sind froh darüber, mit lebendigen Menschen reden zu können und legen ungefragt, von selbst, ihre Motive dar - und einem Menschen zuzuhören ist noch nicht verboten. Eine Neunzigjährige erzählt, daß sie in ihrer Jugend im Kaukasus als Magd von ihrem Herren ausgepeitscht worden sei. Sie stimme für Sjuganow und Lushkow, andere Kandidaten keime sie gar nicht. Eine andere Frau, etwa zwanzig Jahre jünger, sagt: "Hängt denn etwa von unseren Stimmen irgend etwas ab? Unser ganzes Haus hat gegen Jelzin gestimmt, er aber ist trotzdem Präsident." Ein Kriegsinvalide vermeidet das Gespräch, er hütet das Stimmgeheimnis. Von zwei unglücklichen alten Damen, die entweder von ihren Enkelinnen oder Nachbarinnen in die unterste Etage verbannt worden waren, in der die Wände fingerbreite Risse aufweisen, stimmt die eine für Gorbatschow und die andere für Jelzin, und beide verraten es nns, obwohl sie niemand danach fragte.

Die Stimmabgabe endet um 22 Uhr. Die Auszählung zeigt eine niedrige Wahlbeteiligung an - nur um die 60%. Von ihnen stimmten für Jelzin etwa 60%, für Sjuganow etwa 15%, die übrigen für andere Kandidaten. Zu Unregelmäßigkeiten war es in unserem Wahlkreis nicht gekommen. Es widerspricht nicht dem Buchstaben des Gesetzes, daß man gleich nach der Stimmenauszählung die Wahlbeobachter vor die Tür der Schule setzte, in der die Abstimmung erfolgte. Es ist drei Uhr nachts, der öffentliche Verkehr setzt erst ab 5.30 wieder ein. Man kann sich nur schwer des Eindrucks erwehren, daß auf diese Weise die Zahl der Beobachter bei der Endauszählung der Stimmen gering gehalten werden sollte.

17. Juni

Die vorläufigen Wahlergebnisse liegen vor. Jelzin und Sjuganow erhielten beide etwas mehr als 30%, Jelzin hat nur einen geringen Vorsprung - dies war also der klare Sieg im ersten Wahlgang!

Die Sensation der Wahlen ist der dritte Platz des General a.D. Lebed mit 15% der Stimmen. Sein Wahlkampf hatte übrigens ähnliche Dimensionen angenommen, wie der des Präsidenten selbst. Moskau war mit Plakaten beklebt, die sein Porträt und die Unterschrift trugen "Einen Krieg habe ich schon beendet". Gemeint ist damit der militärische Konflikt zwischen der Dnestrepublik und den im Juni 1992 eingefallenen Banden der moldauisch-rumänischen Nationalisten, die dort unglaubliche und für uns damals noch ungewohnte Grausamkeiten begingen. Lebed zog als Kommandeur der 14. Armee im Dnestr-Gebiet (einer vollständigen Division mangelte es an Leuten) angeblich damals einen Schlußstrich unter die Kriegshandlungen, die allerdings praktisch schon einige Tage vor seinem Eintreffen eingestellt worden waren.

Der Sinn des Plakates besteht natürlich im Versprechen, den Krieg in Tschetschenien zu beenden. Kaum jemand weiß jedoch, daß 1991 in Tschetschenien Waffenarsenale der Sowjetarmee ohne einen einzigen Schußwechsel in die Hände Dudajews gefallen waren. Im Dnestr-Gebiet hatte es dagegen gerade Lebed verhindert, daß die aufständische Bevölkerung an Waffen gelangte und die Armee den Aufstand unterstützte. Anschließend hatte er lauthals die örtlichen Organe der Korruption beschuldigt, ohne Beweise vorlegen zu können, weshalb er auch seinen Dienst quittieren mußte.

Im Laufe des Präsidentenwahlkampfes übte Lebed scharfe Kritik am Regime wegen Korruption und der Unfähigkeit, der Kriminalität Herr zu werden. Offensichtlich vergaß er dabei allerdings, seinen eigenen Anteil an der Verantwortung zu erwähnen, denn er hatte im August 1991 seine Panzer zur Verteidigung des "Weißen Hauses" aufrollen lassen, das von niemandem angegriffen worden war. Geld für seine Wahlkampagne erhielt er übrigens von der Emigrantenorganisation des "Volksarbeitsbundes", der seinerzeit mit den Nazis, später mit der CIA kooperierte.

18. Juni

Gestern wollte sich Lebed mit Sjuganow treffen. Doch wurde er von Jelzin eingeladen, der ihn zum Sekretär des Sicherheitsrates und Berater des Präsidenten für nationale Sicherheit ernannte. Ganz wie im zivilisierten Westen also, obwohl noch nicht bekannt ist, was diese Posten in Rußland bedeuten. Zugleich nahm Jelzin den Rücktritt des Verteidigungsministers Gratschow entgegen, den die Neoliberalen um Gajdar und Jawlinski wegen des Mißgeschicks der russischen Armee in Tschetschenien schon lange verlangt hatten.

19. Juni

Ach ja, Lebed! Kaum tritt er seinen Posten an, gleich deckt er eine Verschwörung auf. Die Medien verkünden seit dem Morgen, daß eine Gruppe von Generälen - Anhänger Gratschows - ein Komplott gegen Lebed geschmiedet hätte mit dem Ziel zu verhindern, daß er seine neuen Sessel einnähme. Dieser aber, gleichsam ein Cäsar, kam, sah und siegte - fuhr die aufrührerischen Stäbe ab und erstickte das neue "GKCP-3"² im Keim. Übrigens behaupten selbst sehr argwöhnische Leute, daß man sich einfach zu Gratschows Verabschiedung getroffen hatte, nicht aber zum Sturz Lebeds. Als einzig schuldig an allem erwies sich nun die Pressesprecherin des Ex-Ministers, Jelena Agapowa.

20. Juni

Die nationale Sicherheit Rußlands ist garantiert. Der neue Berater des Präsidenten wird vermutlich pro Tag eine Verschwörung aufdecken.

² Anspielung auf das "Notstandskomitee" der Putschisten des Sommers 1991

Alles begann damit, daß am Ausgang des leidgeprüften "Weißen Hause", in dem jetzt die Regierung residiert, vom Sicherheitsdienst zwei Männer mit einer Pappschachtel gefaßt wurden. Wie sich herausstellte, handelte es sich um die Herren Lisowskij und Jewstafjev aus dem Wahlstab Jelzins, in der Schachtel aber fanden sich 500.000 Dollar Bares. Lisowskij ist einer der Leiter der Firma ARS, die das Konzertgeschäft monopolisiert hat und jedem Künstler 10-20% des Honorars abknöpft. Er organisierte auch die Massenshows im Vorfeld der Wahlen für Jelzin und blieb sich auch dabei treu: Allein in Jekaterinenburg konnte er sich etwa 300 Mio. Rubel aneignen. Die Sicherheitskräfte begannen mit der Untersuchung, womöglich führt die Spur zum Vorzimmer des "Weißen Hauses". Aber in unserem Jelzinland sind immer die schuldig, die die Verbrecher ans Licht führen wollen.

Ingesamt ereignete sich wohl eine umgekehrte Watergate-Affäre: Nicht die Kassenräuber erwischte es, sondern General A. Korsbakow, den Leiter von Jelzins Leibgarde, General M. Barsukow, Leiter des Sicherheitsdienstes, und O. Soskowez, den ersten Vizepremier. Alle, an deren Stühlen die Neoliberalen schon lange sägten... Lebed erschien jedenfalls um drei Uhr nachts an Ort und Stelle und befreite vor den Augen der dort zufällig versammelten Armee von Journalisten die Pestgenommenen. Daraufhin wurde verkündet, daß die Generäle und der Vizepremier deswegen entlassen wurden, weil die Kommunisten mit ihrer Hilfe einen Militärputsch geplant hätten und die Wahlen sprengen wollten.

Gajdar und Tschubais loben den Präsidenten und freuen sich anlässlich des "letzten Nagels, der in das Grab des Kommunismus geschlagen wurde". Wieviel letzte Nägel wird es wohl noch geben?

21. Juni

Gestern wurden die offiziellen Ergebnisse des ersten Wahlgangs veröffentlicht. Sie ergeben ein recht interessantes Bild.

Jelzin erhielt die absolute Mehrheit in Moskau, Petersburg und Jekaterinenburg. Den beiden letzten Städten ihre vorrevolutionären Namen wiederzugeben, hatten sich die "Demokraten" beeilt; und dies war nicht nur eine effektvolle Geste. Sie stellen nicht die wissenschaftlich-industriellen Zentren der sowjetischen Epoche dar, sondern Konzentrate des Kompradorenkapitals und dessen Handlanger - von privaten Sicherheitskräften und Valuta-Prostituierten bis zu Boulevard-Journalisten und politischen Analytikern. In Moskau sind 80% der Privatbanken Rußlands konzentriert und dazu noch eine Unmenge von Beamten. In Petersburg ist ein Drittel der Einwohner mit der Einfuhr ausländischer Waren, mit der Ausfuhr von Rohstoffen, dem Auf- und Weiterverkauf von diesem und jenem, mit der finanziellen Abwicklung dieser Geschäfte und ähnlichen Diensten beschäftigt. Was sollen die Leute auch machen, wenn 50% der Industriebetriebe stillstehen?

Ein ähnliches Bild ergibt sich in den Gebieten der extraktiven Industrien, wo man von der Förderung und ersten Verarbeitung der Rohstoffe lebt: von Erdöl und Erdgas (die Gebiete von Tjumen und Tomsk), Aluminium (Krasnojarsker Bezirk, Irkutsker Gebiet), Gold und Edelsteinen (die Republik Jakutien), Holz (die Republiken Karelien und Komi), und auch in den Hafenstädten (Murmansk, Archangelsk, Kaliningrad, die fernöstlichen Häfen). Im Gebiet von Wladimirsk stimmte das Städtchen Koltschugino für Jelzin, hier stand das erste Filterwerk für Buntmetalle der UdSSR, jetzt ist es Umschlagplatz für den Export dieser Metalle durch Litauen in den Westen geworden. Eine Putzfrau verdient hier mehr als ein Moskauer Professor.

Die zweite Stütze Jelzins sind die nördlichen Nichtschwarzerdegebiete. Die Landwirtschaft ist hier nie gediehen, und in den Jahren der Sowjetmacht hatten sie das schwere Joch der Unkosten der Industrialisierung und der Verteidigung zu tragen. Von dort kam vor wie nach der Revolution der Hauptstrom der Migranten in die Städte. Heute sind die Dörfer dieser Region beinahe entvölkert, in den Städten aber überwiegt die alte, wenig technisierte und arbeitsintensive Industrie, die an die Zeiten der industriellen Revolution erinnert. Vor allem betrifft dies die Textilbranche. Einzelne Inseln der Hochtechnologien, wie das Werkzeugmaschinenwerk von Iwanowo oder die Rybinsker Motorenfabrik können die Lage nicht retten, aber dort, wo es sie gibt, fällt das Wahlergebnis für Sjuganow günstiger aus. Diese Regionen sind in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht stark marginalisiert, um so mehr, als sich ein bedeutender Teil der dortigen Weberinnen und Spinnerinnen aus den Dorfmadchen der 60er bis 80er Jahre rekrutiert, die von der ländlichen Kultur abgeschnitten, und sich die städtische nicht angeeignet haben. Ein solches Wählerpotential verfällt sehr leicht der Manipulation, es hofft auf ein Wunder oder auf die "starke Hand". Daher ist in diesen Gebieten auch die Prozentzahl der Stimmen für Lebed recht hoch.

Ebenso marginal, um nicht zu sagen lagermäßig, erscheinen auch die Bergbaugelände (Workuta, Magadan, Sachalin u.a.), wo es nicht nur viele Umsiedler gibt, sondern auch frühere Kriminelle, die ihre Frist abgesehen haben und nun in der Nähe der Orte ihrer Haft zu arbeiten fortfahren. Auch sie stimmen in der Mehrheit für Jelzin und Lebed. Das Kemerower Gebiet ist mit 39,46% für Sjuganow und 23,36% für Jelzin nur eine scheinbare Ausnahme. Das Wählerpotential Jelzins bilden im Grunde genau jene früheren Kriminellen, die auch in die "unabhängigen" Bergarbeiter-Gewerkschaften eingetreten waren, die mit Hilfe von Funktionären der amerikanischen AFL-CIO geschaffen wurden. Die übrigen haben schon lange vorher ihren "starken Führer" in Gestalt A. Tulejew gefunden - eines Verbündeten und politischen Zwillingbruders Sjuganows. Er stand vor und nach Zerschlagung der Sowjets örtlichen Vertretungsorganen vor, hier kennt man ihn und hofft auf ihn.

Der "rote Gürtel" Rußlands, wo Sjuganow in Führung liegt - das sind die südlichen und zentralen Schwarzerdegebiete, darunter auch das mittlere und niedere Wolgagebiet, die Kosakenregionen am Don und im Nordkaukasus, der Süden Sibiriens. Das sind vor allem landwirtschaftliche Regionen, wo sich während der Sowjetmacht die großflächige Landwirtschaftsproduktion sowie die sie begleitenden Industriezweige erfolgreich entwickeln konnten. Die Auflösung der Staats- und Kollektivwirtschaften war in Verbindung mit den "Preisscheren" zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Produktion für diese Gebiete eine Katastrophe, und das private Bodeneigentum bedeutet ihren sicheren Tod.

Die modernen industriellen, technologischen und wissenschaftlichen Zentren, die schon unter der Sowjetmacht geschaffen wurden, viele von ihnen aber erst in den Nachkriegsjahrzehnten, vor allem diejenigen, die mit der Verteidigung, dem Kosmos, der Atomenergie usw. zu tun hatten, litten unter den "Reformen" nicht weniger als die ländlichen Gebiete. Von ihrer jetzigen Position zeugt das Übergewicht Sjuganows im Altai-Bezirk, im Brjansker, Wolgograder, Nowosibirsker und in anderen ähnlichen Gebieten.

Von den nationalen Regionen, die keine Rohstoffe besitzen, stimmen diejenigen mehrheitlich für Jelzin, in denen es schon lange separatistische Tendenzen gibt (Tuwa), oder diejenigen, in denen die während des zweiten Weltkrieges deportierten Völker siedeln, die durch die antikommunistische Propaganda verstärkt bearbeitet worden sind (z.B. Kalmykien und Kabardino-Balkarien). Besonders aktiv stimmt man in der Taiga und Tundra für Jelzin, wohin keine Informationen außer denen des Fernsehens gelangen und wo die Opposition faktisch nicht hinreicht. Internationale Kontrolle? Von Interesse wäre zu erfahren, ob jemand von den ausländischen Beobachtern weiß, wo sich bei uns der Jamalo-Nenezker oder der Korjakscher Autonome Bezirk befindet?

Tendenziell stimmen also für Sjuganow die ländlichen Regionen und die moderne wissenschaftsintensive Industrie, für Jelzin die marginalen und privilegierten Enklaven. Wer noch? Die Gefängnisse und psychiatrischen Anstalten, deren Insassen erstmalig im Verlaufe der ganzen Geschichte Rußlands von ihm das Stimmrecht verliehen bekamen. Ihre Dankbarkeit ist garantiert, zumal man die Beobachter nicht in deren Nähe - weder der einen noch der anderen - rücken ließ. Da aber Kriminalität und psychische Erkrankungen bei uns einen ungekannten Zuwachs verzeichnen können, fragt sich doch ernsthaft, ob nicht gerade jene spezifischen Kontingente dem amtierenden Präsidenten das Übergewicht von 2,5% über seinen Rivalen verschafften?

22. Juni

Jelzin hat einen Ukas über die Einrichtung eines "Tages des Gedenkens und der Trauer" unterschrieben. Fast fünfzig Jahre lang gedachte unser Volk dieses Datums ohne jeden Ukas. Dann aber hat man uns zu erklären

begonnen, daß in Wirklichkeit Stalin den Krieg begonnen hat, daß wir erst siegten, nachdem wir den Gegner unter Leichen begraben hatten und daß wir, wenn wir den Krieg verloren hätten, jetzt bayrisches Bier trinken und dazu Bockwürste kauen könnten. Nun also "Gedenken und Trauer" bei der Jagd auf die Stimmen unserer Veteranen. Das ist verständlich: Die Jugend nimmt an den Wahlen kaum teil, und die Menschen mittleren Alters beeilen sich nicht genügend, Jelzin zu unterstützen.

An unserer Metrostation patrouilliert aus irgend einem Grund die OMON in mausgrauer Uniform und mit Maschinengewehr im Anschlag. Eine Frau von sechzig Jahren: "Ich kann sie nicht mehr sehen! Wohin sind wir gekommen! Ich war unter den Faschisten noch ein Kind, bei uns liefen auch solche Typen herum. Wir leben wie unter der Okkupation..."

24. Juni

Sjuganow verkündete auf der Pressekonferenz die Prinzipien der Formierung einer "Regierung des Volksvertrauens", welche er im Falle seines Wahlsieges zu schaffen vorschlägt. Sie könnte bis zu je zwölf Vertreter vom volkspatriotischen Block, von der heutigen Führung und den übrigen Parteien zusammengenommen umfassen. Als ideelle Grundlage der Koalition ist an den "Pakt über nationale Eintracht" gedacht. Die Aufgaben: Verteidigung der nationalen Produktion aller Eigentumsformen, Sicherung eines evolutionären Weges sozial orientierter Reformen, "der die Gesellschaft nicht in ein Häuflein Reicher und ein Meer von Armen teilt und nicht zu Bürgerzwietracht führt" (als ob dies nicht alles schon vollendete Tatsachen geworden wären). Fragen sich da nicht viele Wähler, wenn man ihnen fast dasselbe wie vorher vorschlägt, ob es sich dann tatsächlich lohnt, "die Pferde umzusatteln", noch dazu unter der Gefahr des Bürgerkrieges, mit dem sie die Medien die ganze Zeit abzuschrecken versuchen?

Wem spielen solche Vorschläge in die Hand? Am ehesten Lebed. Auf diesem Hintergrund beginnt er zu wirken wie ein entschlossener Kämpfer gegen die Korruption. Jelzin, dessen Programm erst nach dem von Sjuganow veröffentlicht wurde und in hohem Maße von diesem abgeschrieben ist, wird ebenfalls zufrieden sein. Das ist nun das Ergebnis des Bestehens auf einer "Korrektur des Reformkurses", auf die sich Programm und praktische Tätigkeit der Opposition immer mehr reduzieren. Recht hatte A. Tschubais, als er auf einer Sitzung von Jelzins Wahlstab sagte, daß es für den Sieg im zweiten Wahlgang darauf ankäme, den Kommunisten einen weichen und unverständlichen Agitationsstil aufzuzwingen. Im übrigen muß man einen solchen nie aufzwingen.

Nach dem Märzbeschuß der Duma über die Rücknahme der Ratifizierung der Beloweshsker Vereinbarungen unternahmen die KPRF und ihre Verbündeten nicht einen einzigen Versuch, die politische Initiative zu ergreifen, weil sie befürchteten, damit einen Anlaß für eine Absetzung oder eine Verschiebung der Wahlen zu liefern. Unsere Linkszentristen illustrierten damit gleichsam Lenins Worte über eine solche Situation, in der es ein mit

vollen Rechten ausgestattetes Parlament nicht gibt, dafür aber jede Menge parlamentarischen Kretinismus. Die Arbeit der Partei beschränkte sich fast gänzlich auf den Wahlkampf. Und wird nicht dieser überhaupt genau zu diesem Zweck beinahe als permanente Einrichtung etabliert, anstatt zugleich sowohl das Parlament als auch den Präsidenten und die örtlichen Machtorgane zu wählen - um wieviel billiger käme dies dem Land!

Nun entwickelt sich das Bewußtsein von Menschen nicht durch Worte, sondern durch die eigene Erfahrung einer organisierten Verteidigung ihrer Rechte. Solange die Werktätigen ihre Partei nicht in einer lebendigen Angelegenheit erleben, nicht bereit sind, deren Wahlsieg zu verteidigen, wird es einen solchen kaum geben. Wenn es doch dazu käme, wäre ein solcher Sieg wohl eher ein Pyrrhussieg.

27. Juni

Am Wagen mit billigem Brot - eine Schlange von ca. 100 Leuten. Natürlich kommt es wieder zu einigen Wahlmeetings, aber schade, wir haben keine Zeit zum Zuhören.

Ein Plakat wurde geklebt mit Sjuganows Porträt und der Unterschrift: "Kauf ein letztes Mal dein Essen!" Ein anderes Plakat verschönert die Schaufenster aller Geschäfte, und zwar von der Innenseite her, damit es nicht abgerissen werden kann. Oben - eine Lebensmittelkarte aus den Zeiten offensichtlich des zweiten Weltkriegs auf dem Hintergrund leerer Ladentische aus den Zeiten Gorbatschows. Unten - eine Auslage mit einem breiten Wurstangebot aller Sorten und Wohnviertel der siebziger Jahre. "Denke nach und wähle!" Das Belügen wird schon in einem Maße grenzenlos, daß es an Dr. Goebbels erinnert: je ungebeuerlicher die Lüge, desto eher wird sie geglaubt.

28. Juni

Bombenexplosion an einer Bushaltestelle in der Hauptstadt Kabardino-Balkariens, Naltschik. Dutzende Verwundete. Gleichzeitig der Beginn des Truppenabzugs aus dem benachbarten Tschetschenien. Der Kommandeur der russischen Armee-Einheiten tönt vom Bildschirm: "Was auch immer die Herren Banditen sagen - wir ziehen unsere Truppen ab und werden sie weiterhin abziehen!" Die Herren Banditen sagen vermutlich danke. Nach Informationen forderten sie, unter Androhung von Racheakten für Jelzin zu stimmen. Viele Wähler in Tschetschenien wissen allerdings nicht einmal, wo sich ihre Wahllokale befinden, wie selbst das offizielle Fernsehen eingestand. Und so erklärt sich auch das Wunder: Tschetschenien, das Jelzin soviel zu verdanken hat, stimmt mehrheitlich für ihn.

29. Juni

Die oppositionelle Presse informiert über Einzelheiten von Wahlfälschungen. Angaben der Zeitung "Sawtra" (Nr. 25) zufolge, wurden etwa 3,5 Mio. (5% der Gesamtzahl abgegebener Stimmen) gefälschter Wahlzettel in den Urnen gefunden. Spezialdienste hatten zwar versprochen, 20% hineinzu-

werfen, schafften es aber nicht, wofür auch Korshakow & Co. büßen mußten. Die "Prawda" vom 22. Juni schrieb, daß von 107.000 Bürgern Rußlands, die in Estland leben, nur 23.000 abstimmen konnten, da es für sie insgesamt nur sieben Wahllokale gab. Eine analoge Situation in Lettland. Warum? Darum, weil in Estland 62,45% der Wähler Sjuganow unterstützten und nur 8,7% Jelzin. Dafür wurden aber in den USA für die dortigen russischen Bürger Wahllokale selbst in Städten eröffnet, wo es kein russisches Konsulat gibt, was allen Gesetzen widerspricht ("Sowjetskaja Rossija", 20.6.)

Nun bereiten sich die Obrigkeiten natürlich auf die Stichwahl vor. Der Dumaabgeordnete S. Rischulskij teilt mit, daß man in Dagestan, wo Sjuganow einen überzeugenden Sieg errang, kurzfristig die Zusammensetzung der Wahlkommissionen verändert, die Abgrenzungen der Wahlbezirke verschiebt und die Wahllokale wechselt ("Sowjetskaja Rossija", 27.6.). In Baschkirien, wo Jelzin ebenfalls recht blaß aussieht, schickte der dortige Präsident einen Umlauf an alle Vorgesetzten der Administrationen, in dem er mit der Einstellung des Wohnungsbaus, der Gasleitungen und jeglicher Finanzierung drohte, falls Jelzin keinen Sieg im zweiten Wahlgang erringt. Den Tonbandmitschnitt eines entsprechenden Gesprächs stellte der Dumaabgeordnete R. Gabidullin der Zeitung ("Sowjetskaja Rossija", 29.6.) zur Verfügung. Selbst das Fernsehen erinnerte daran, daß im Gebiet Samara aus dem selben Grund drei Gebietschefs den Hut nehmen mußten. Und solcherlei Informationen treffen jeden Tag ein.

1. Juli

Offiziell ist das der letzte Tag vor dem zweiten Wahlgang, für den Wahlkampf sind insgesamt fünf Tage zur Verfügung gestellt worden. Ein Rekord für das Guinness-Buch. Der Präsident reiste durchs Land und versprach allen Geld. Insgesamt versprach er Trillionen Rubel, die es in der Staatskasse nicht gibt und darin nicht vorgesehen sind.

Das Fernsehen übertraf sich dieser Tage selbst. Nicht umsonst war der Chef des unabhängigen (!) Kanals NTV, I. Malaschenko, zusammen mit Tschubais in den Wahlstab Jelzins berufen worden. Nachrichten werden praktisch nicht mehr übertragen; in allen Sendungen von morgens bis abends - Jelzin, Jelzin, Jelzin.

Die Opposition ist auf dem Bildschirm nur in den vor den Präsidentschaftswahlen gesetzlich garantierten Minuten zu hören. In der übrigen Zeit spricht, selbst wenn jemand auf dem Bildschirm erscheint, stets der Kommentator. Und was er nicht alles sagt! Argumente sucht man vergeblich, nur Ängste werden geschürt: Wenn die Kommunisten an die Macht kommen, wird es keine Investitionen mehr geben, keine Lebensmittel und keine Meinungsfreiheit. Periodisch werden Bilder eingeblendet von Lagern - Zeit und Ort unbekannt - mit der Losung: "Gott behüte uns vor den roten Wirren!" Auf einige übt das Wirkung aus. Ein sechszwanzigjähriger Bekannter von uns verfiel schon der Dauerhysterie: Er guckt jede Sendung

und glaubt jedem Wort. Genau darauf bofft man ja auch - nicht die Gedanken werden mobilisiert, sondern die Emotionen angeheizt.

In den letzten Tagen wurden Gerüchte über eine angebliche Spaltung der Anhängerschaft Sjuganows breitgewalzt. Man berichtete, daß die linken Parteien und Bewegungen zu einem Boykott des zweiten Wahlgangs aufgerufen hätten. Sogar ein Interviewausschnitt mit Nina Andrejewna und S. Terechow wurde gezeigt, die das Programm der "nationalen Eintracht" und die Wahlkampagne Sjuganows scharf kritisierten sowie vor der schwierigen Situation warnten, die im Falle seines Sieges eintreten könnte, riefen aber keineswegs zum Boykott auf. Dafür erschien auf dem Bildschirm sozusagen als Sachzeugnis eine Nummer der Zeitung "Trudowaja Rossija" mit einem entsprechenden Aufruf, der inzwischen in der "Prawda" als Fälschung nachgewiesen werden konnte. Doch Fernsehen gucken Millionen, die "Prawda" erscheint - und auch nur an diesem letzten Tag vor den Wahlen - in 405.000 Exemplaren.

Dafür aber kommt mit einer Auflage von mehreren Millionen Exemplaren die Zeitung "Nje daj bog!" ("Da sei Gott vor!") heraus, die kostenlos in die Briefkästen geworfen wird. Nach ihr zu urteilen, hätten nicht unsere Agitatoren bei Dr. Goebbels zu lernen, sondern er bei ihnen. Nur ein Beispiel, und nicht mal das krassste: Eine ganze Spalte in der Ausgabe vom 26.6. gibt Briefe angeblich von Anhängern Sjuganows wider, voller Unanständigkeit, antisemitischer Ausfälle und Vergleiche Sjuganows mit Hitler im positiven Sinne. Alle Briefe sind entweder ohne Unterschrift oder mit nichtssagenden Namen vom Typ Meier, Schulze, Lehmann unterzeichnet. Dazu kommt noch ein Foto: An einem Aufgang irgend eines großen Wohnhauses hängen menschliche Körper mit Tafeln auf Brust und Rücken. Die Bildunterschrift: "Allem Anschein nach stellen sich die Autoren dieser Briefe die nahen Perspektiven eines Wahlsieges der Kommunisten so vor." Und darunter kleingedruckt: "Autor unbekannt. Die Aufnahme stammt aus einer russischen Großstadt vom Beginn der vierziger Jahre." Es ist anzunehmen, daß es aus der Zeit der Hitlerokkupation stammt. Zu anderer Zeit wurden Menschen auf diese Weise nicht hingerichtet und wurden solche Fotos nicht gemacht. Doch die Redaktion hofft "allem Anschein nach" darauf, daß die Leser dieses Foto als Abbildung "Stalinscher Repressalien" identifizieren.

3. Juli:

Nun also die zweite Runde. Wir stimmen am Mittwoch ab, obwohl laut Verfassung Wahlen sonntags abzuhalten sind. Mit einem derartigen Terminvorschlag batte sich der Präsident zunächst an die Duma gewandt. Die Abgeordneten beschlossen, diesen Vorschlag zu vertragen bis zur Feststellung der endgültigen Wahlergebnisse des ersten Wahlgangs, wie es auch das Gesetz verlangt. Daraufhin schlug Jelzin kraft seines Amtes Tschernomyrdin vor, diesen Wahltermin anzuordnen und ihn für arbeitsfrei zu erklären "zwecks Verteidigung des Verfassungsrechtes der Bürger auf Er-

holung". Später dann, nach Abschätzung der Kosten, verschob die Regierung den Arbeitstag vom Mittwoch auf den Samstag.

Weshalb war das nötig? Erstens, um das Wählerpotential Jelzins zur Abstimmung zu bekommen, das am Wochenende leichtsinnigerweise auf die Datschen fahren würde, ohne womöglich die Abmeldungsformulare einzustecken. Zweitens, um im Falle eines Wahlsieges von Sjuganow die Wahlen für ungültig erklären zu können. Drittens geht offenbar das Geld der Regierung zur Neige.

4. Juli

Nun, so ist wohl "unser aller" Volkspräsident für eine zweite Amtsperiode gewählt. Dem könnte man sogar Glauben schenken, wenn sein Abstand zu Sjuganow nach offiziellen Regierungsangaben nicht 13-14% betragen würde. Besonders hellhörig wird man angesichts der Ergebnisse in den "souveränen" Republiken Dagestan, Baschkirien und Tatarien, wo im ersten Wahlgang Sjuganow mit großem Abstand vorn lag. Wie das nun passieren konnte, wissen wir ja bereits. Eine ähnliche Situation ergab sich auch in einer Reihe von Gebieten der militärisch-industriellen Produktion, in denen offenbar massiver Druck ausgeübt worden war. Klar ist auch, daß bei auch nur annähernden medialen Wahlkampfchancen Sjuganow vermutlich gesiegt hätte. Selbst die ausländischen Beobachter bemerkten, daß der Wahlkampf unter sehr ungleichen Bedingungen ausgetragen wurde. Doch beschränkten sie sich auf Bemerkungen. Wozu sind in diesem Fall überhaupt solche Beobachter da?

Unter den gegebenen Bedingungen jedenfalls sind selbst 40% der für Sjuganow abgegebenen Stimmen keine Niederlage, sondern ein großer Erfolg. Von Wahl zu Wahl, von Wahlgang zu Wahlgang gewinnt die Opposition, an der Spitze die KPRF, an Einfluß. Daher ist es verständlich, daß Jelzin bei seinem Auftritt zu den Wahlergebnissen - nach einer enormen anti-kommunistischen Hetzkampagne! - dazu aufrief, das Land nicht in Weiße und Rote, Sieger und Besiegte zu teilen, und damit wörtlich die Wahllösungen der Opposition wiederholte. Mehr noch, er deutete die Möglichkeit der Beteiligung von Vertretern verschiedener politischer Kräfte an der Regierung an und griff damit gewissermaßen Sjuganows Idee der "Regierung des Volksvertrauens" auf der Grundlage der "nationalen Eintracht" auf. Und auch das ist verständlich. Der Präsident fühlt sich seiner nicht sicher (ungeachtet des Stimmentüberhangs von doch immerhin 13%) und möchte offensichtlich nicht im Alleingang die Verantwortung für das übernehmen, was schon passiert ist und noch passieren wird. Wovon wird er die Avancen bezahlen, die er während seiner Wahlreisen verschleudert hat? Die Wirtschaftsfachleute prognostizieren ohnedies für den September/Oktober einen erneuten Produktionsrückgang und einen neuerlichen Aufschwung der Inflation.

Letztlich bat sich Jelzins Idee für den volkspatriotischen Block als Falle erwiesen. Beteiligen sich seine Vertreter an der Regierung, so werden ih-

nen alle Mißerfolge zugeschrieben werden. Um so mehr, als die Neoliberalen der Duma mit dem ehemaligen Finanzminister B. Fjodorow an der Spitze schon ihre Absicht erklärten, einen Teil der Abgeordneten der Opposition auf ihre Seite zu ziehen (es fragt sich, mit welchen Methoden?) und eine rechte Mehrheit zu schaffen. In erster Linie wird eine solche Mehrheit das uneingeschränkte Privateigentum an Grund und Boden einführen. Die Naturreichtümer des Landes werden an transnationale Korporationen und an verschiedene Besitzer zweifelhafter Kapitalien verkauft. Für die erste Zeit können daraus Mittel gewonnen werden, die Vorschüsse zu bezahlen und die Rechnungen zu hegleichen. Doch erweisen sich die Linkszentristen dann in der nicht zu beneidenden Rolle eines Deckmantels, der die Bewegung zur endgültigen Zerschlagung Rußlands verdeckt.

Ein solches Programm droht allerdings auch den einheimischen Finanz- und Industriekreisen vom Schlage des Tschernomyrdinschen "Gasprom". Sehr bald werde sie als überflüssig fallen gelassen und von den transnationalen Korporationen verschluckt werden. Bisher ist nicht abzusehen, wie sich unsere "Staatskapitalisten" angesichts solcher Perspektiven aufführen werden. Werden sie nicht gezwungen sein, fortlaufend zwischen den rechten Neoliberalen und dem linken Zentrum zu lavieren?

Nun gibt es ja noch den General Lehed. Sein Wirtschaftsprogramm wurde von Leuten aus der Umgebung Gajdars entworfen, und die Presse, die rechte wie die linke, vergleicht ihn mit Pinochet. Doch war Pinochet 1973 der Oberkommandierende der Bodentruppen Chiles, während Lebeds jetzige Funktion keine realen Vollmachten einschließt. Er möchte natürlich gerne Vizepräsident werden. Wie aber Tschernomyrdin erklärte, wird man für diesen Posten nicht ernannt, sondern gewählt; gesonderte Vizepräsidentenwahlen will aber zur Zeit keiner abhalten. Oh der brave General daher nicht nach anderen Wegen zur Macht suchen wird? Zumal im Falle eines neuerlichen Erdbebens in Wirtschaft und Finanzen spontane Eruptionen der Empörung der Bevölkerung nicht auszuschließen sind.

9. Juli

Die Endergebnisse der Wahlen stehen fest. Die zentrale Wahlkommission erkannte Jelzins Sieg als rechtmäßig an. Der Verfassung nach sind damit die Vollmachten des amtierenden Präsidenten erfüllt. Am 9. August steht ihm die Vereidigung für eine neue Amtsperiode bevor.

Inzwischen geht wieder alles seinen gewohnten Gang. In Tschetschenien flammen die Kampfhandlungen wieder auf. In Moskaus Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten werden die Juni-Gehälter und Urlaubsgelder nicht ausgezahlt. Der Jubel der Medien anlässlich des überwältigenden Sieges ist längst versiegt.

(Übersetzung aus dem Russischen: Gudrun Havemann)

Hans-Jörg Schimmel

Produktionspreisbildung und Reproduktivität eines ökonomischen Systems

Überlegungen zum Transformationsproblem und zum Wertbegriff

Die in unserem Lande vornehmlich gelehrte Ökonomie lehnt die Marxsche Werttheorie mit dem Vorwand ab, sie sei in der Praxis bedeutungslos, weil man es dort ausschließlich mit Preisen zu tun habe, die Marxsche Theorie aber von Werten ausgehe und bei der Transformation der Werte in Preise versage. Die Vehemenz, mit der gegen marxistische Lehrinhalte gerade bei den Wirtschaftswissenschaften der Universitäten vorgegangen wird, steht jedoch im Widerspruch zu dieser "Bedeutungslosigkeit".

Motiv für die Ablehnung der Werttheorie ist der Zwang zur Aufrechterhaltung eines Paradigmas, das sich die bürgerliche Ökonomie selbst gesetzt hat: Die Vorstellung, daß die Bewegungsgesetze der bestehenden Wirtschaftsordnung "objektiver" Natur seien in einem Sinne, daß sie unabhängig von konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen Gültigkeit besitzen. Ihre Aufgabe sieht sie damit im Herausschälen dieser "Objektivität" in möglichst reiner Form, vom menschlichen Handeln abstrahiert.

Da aber das menschliche Handeln von einer vom Preis der Ware unabhängigen Wertvorstellung geprägt ist (wir sagen "preiswert" oder "du hast dich unter Wert verkauft"), ist die Ablehnung der Werttheorie Voraussetzung für die Aufrechterhaltung des genannten Paradigmas.

Am wirkungsvollsten ist dies, wenn man sich bei seinen Modellen auf die Mathematik herufen kann. Ich möchte daher zunächst anhand des Transformationsproblems darstellen, wie man sich begrifflich verstricken kann, wenn man aus den Augen verliert, was das mathematische Modell eigentlich illustriert. (Wer der Beschäftigung mit dem Transformationsproblem müde ist, mag diesen Teil überlesen.) Im Anschluß daran untersuche ich, wie der Mensch die Vorstellung vom Warenwert in seinem Kopfe herausbildet, wie sie zu charakterisieren ist und welche Bedeutung sie für sein Handeln hat.

Zum Problem

Marx sah sich mit der Tatsache konfrontiert, daß gleich große Kapitale auch bei unterschiedlicher organischer Zusammensetzung (Verhältnis von konstantem Kapital: Rohstoffe, Maschinen, Gehände etc. und variablem Kapital: Beschäftigung von Menschen) etwa gleich große Profite abwerfen. Würde man Mehrwert und Profit gleichsetzen, geriete man in Widerspruch zur Marxschen Werttheorie, nach der nur die menschliche Arbeitskraft

Quelle von Mehrwert ist. Marx folgerte daraus, daß die Waren sich nicht zu ihren Produktenwerten austauschen können. Zur Lösung führte er den Begriff des Produktionspreises ein, der dadurch gebildet wird, daß dem Kostpreis der Waren nicht der tatsächlich gebildete Mehrwert hinzugefügt wird, sondern ein als gesamtgesellschaftliches Mittel gebildeter Durchschnittsprofit. Wert und Produktionspreis der Waren stimmen also nur in ihrem gesamtgesellschaftlichen Durchschnitt überein, im konkreten Einzelfall fallen sie auseinander. Die von Marx aufgestellten Reproduktionsschemata erfüllen die von ihm formulierte Aufgabenstellung. Sie illustrieren die Herausbildung einer Durchschnittsprofitrate. Die Gesamtmasse der Werte stimmt mit der Gesamtmasse der Produktionspreise überein und die Gesamtmasse der Mehrwerte mit der der Profite.

Marx selbst erkannte, daß mit dieser Transformation nur eine Hälfte der Formverwandlung geleistet wurde, da in die Berechnung des Produktionspreises die "Kostpreise" als Werte eingehen, obwohl auch diese bereits unter den Bedingungen der Existenz einer Durchschnittsprofitrate produziert wurden, d.h. auch sie müßten bereits in Form von Produktionspreisen eingehen, so daß bei der von Marx vorgenommenen Gleichsetzung von Wert und Kostpreis "stets ein Irrtum möglich ist".¹ Marx ist dieser Frage nicht weiter nachgegangen, da sich der einzelne Kapitalist mit der Gesamtheit der auf dem Markt angebotenen Waren konfrontiert sieht, mit der Gesamtmasse des Wertes und dem "mit diesem Wert identische(n) Produktionspreis".² Georgios Stamatis bezeichnet die Marxsche Lösung als "den ersten Schritt einer iterativen Bestimmung" und charakterisiert sie als richtig, "denn der Fehler, den sie enthält, betrifft nicht ihr allgemeines Prinzip, sondern ausschließlich nur die Genauigkeit ihrer quantitativen Ergebnisse".³ Ich werde weiter unten ein Beispiel einer solchen "iterativen Bestimmung" vorstellen.

Das Modell von v. Bortkiewicz

Die von Ladislaus v. Bortkiewicz um die Jahrhundertwende vorgestellte "Lösung" des Transformationsproblems soll hier noch einmal exemplarisch vorgestellt werden, da sie am bekanntesten ist und den noch herauszuarbeitenden, in den verschiedensten Varianten der "Transformation" auftretenden Denkfehler in glasklarer Form beinhaltet.

An den Marxschen Schemata wurde folgende Kritik geübt: Sie stellen den Prozeß der Reproduktion nur zum Teil dar, da sie keine Aussage darüber machen, wie der Profit eines Reproduktionszyklus in den darauffolgenden Reproduktionszyklus eingeht. Um dies zu berücksichtigen, stellte v. Bortkiewicz ein aus drei Sektoren bestehendes Modell vor:

¹ MEW, Bd. 25, S. 174.

² Ebd., S. 175.

³ Z 21, März 1995, S. 179.

Sektor I: Produktion von Produktionsmitteln
Sektor II: Produktion von Konsumtionsmitteln
Sektor III: Produktion von Luxusgütern (z.B. Gold).

Die in den Sektoren I und II erzielten Profite gehen dabei in Sektor III ein. V. Bortkiewicz stellt ein Zahlenbeispiel vor, setzt in allen Sektoren die gleiche Mehrwertrate von $m/v = 2/3$ an und führt die Transformation von Marx aus:

	c	+	v	+	m	=	w		c	+	v	+	p	=	w'
I.	225		90		60		375		225		90		93,3		408,3
II.	100		120		80		300	→	100		120		65,2		285,2
III.	50		90		60		200		50		90		41,5		181,5
	375		300		200		875		375		300		200		875

(Hierbei bedeuten c: konstantes Kapital, v: variables Kapital, m: Mehrwert, w: Wert, p: Profit, w': Produktionspreis)

Die Durchschnittsprofitrate beträgt in beiden Schemata $p' = m/(c + v) = 200/675$, also 29,6%, im linken Schema nur im Gesamtdurchschnitt, im rechten Schema auch in den einzelnen Sektoren. Wir sehen, daß das Beispiel so gewählt ist, daß im linken Schema die Summen der Zeilen mit den Summen der Spalten übereinstimmen, d.h. alles, was produziert wird, wird auch wieder von den entsprechenden Sektoren konsumiert. Nach dem Ausgleich der Profitraten im rechten Schema ist dies jedoch nicht mehr der Fall. Das Schema befindet sich nicht im Gleichgewicht. Um dieses wieder herzustellen, versah v. Bortkiewicz die Preise in den drei Abteilungen mit den Gewichtungsfaktoren 1,28 für Sektor I und 1,07 für Sektor II. Den Gesamtprofit von 200 verteilte er wieder anteilig, womit er das folgende Schema erhielt:

	Kostpreis	+	Profit	=	Produktionspreis
I.	288	96	96		480
II.	128	128	64		320
III.	64	96	40		200
	480	320	200		1000

Das Gleichgewicht wurde also wieder hergestellt. Außerdem blieb die Gesamtsumme des Profits (200) bestehen. Allerdings bat sich die Gesamtsumme der Produktionspreise auf 1000 erhöht. Damit hat sich durch eine reine Zahlenmanipulation die Profitrate auf 25% erniedrigt, ohne daß eine einzige Sekunde mehr oder weniger gearbeitet wurde oder ein einziges Gramm stofflicher Substanz anders produziert worden wäre.

Reaktionen auf das Transformationsmodell

Die verschiedenen späteren Autoren reagierten unterschiedlich auf dieses Phänomen. Paul M. Sweezy akzeptiert das Vorgehen von v. Bortkiewicz als eine zu Marx' Vorgehen alternative Lösung mit gleichem Anspruch auf Wahrheitsgehalt.⁴ Für Michael Heinrich hingegen zeigt sich anhand der Lösung von v. Bortkiewicz ein "Defekt der Marx'schen Werttheorie"⁵. Paul A. Samuelson bestreitet, daß bei diesem und vergleichbaren Transformationsalgorithmen der inhaltliche Zusammenhang der Wert- und Preisebene gewahrt bleibt und unterstellt willkürliche Zahlenmanipulationen: "... wenn man den ganzen algebraischen Irrgarten hinter sich läßt, und versteht, was wirklich vorgeht, dann entdeckt man, daß der Transformationsalgorithmus genau die folgende Gestalt hat: Betrachte zwei alternative widersprüchliche Systeme. Schreib das eine hin. Zur Transformation nimm einen Radiergummi und radiere es aus. Schreib dann stattdessen das andere hin. Voilà!"⁶

Der Vorwurf der Willkürlichkeit der mathematischen Modelle wiegt schwer, und es muß geprüft werden, worin eigentlich ihr Illustrationswert besteht. Auf jeden Fall kann die Auffassung Sweezys, man könne die Lösung von v. Bortkiewicz als Alternative zu der Marx'schen Lösung einfach so stehen lassen, nicht akzeptiert werden, denn das Modell von v. Bortkiewicz ist mit der Marx'schen Vorstellung von Produktionspreis und Durchschnittsprofit nicht vereinbar.

Da das Transformationsproblem mit der unterschiedlichen organischen Zusammensetzung des Kapitals auftaucht, gibt es zwei zueinander komplementäre Reaktionsweisen, die ich in gleicher Weise zurückweisen muß. Die eine ist das Vorgehen von Piero Sraffa, der bei der Berechnung der Profite letztlich nur das konstante Kapital berücksichtigt, indem er das variable Kapital in die zu seiner Reproduktion notwendigen Konsumtionsmittel auflöst. Die andere ist eine recht neue Veröffentlichung von Fritz Helmedag, bei dem bei der Berechnung des Profits nur das variable Kapital eingeht.⁷ Damit stellt sich das Transformationsproblem natürlich nicht. Beide Auffassungen kollidieren mit dem Marx'schen Begriff des Produktionspreises.

Der entscheidende Denkfehler in dem Vorgehen von v. Bortkiewicz wird dabei übersehen. Er besteht darin, daß selbstverständlich davon ausgegangen wird, daß das Reproduktionsschema vor der Transformation einen Gleichgewichtszustand aufweisen muß. Nachdem die Marx'sche Transformation ausgeführt wurde, wundert man sich, daß er verloren ging. Dabei

⁴ Paul M. Sweezy, *Theorie der kapitalistischen Entwicklung*, Köln-Deutz 1959.

⁵ Vgl. Michael Heinrich, *Die Marx'sche Werttheorie - mit dem Transformationsproblem erledigt?*, in Z 8, Z 8, Dezember 1991, S. 198ff.

⁶ Zit. nach Friedrun Quaas, *Das Transformationsproblem*, Marburg 1992, S.102.

⁷ Fritz Helmedag, *Warenproduktion mittels Arbeit*, Marburg 1992.

müßte das Vorgehen aber umgekehrt sein. Wenn schon ein Gleichgewichtszustand gefordert werden soll, so muß er sich auf das in Produktionspreisen ausgedrückte Schema (nach der Transformation) beziehen, denn der Ausgleich der Profitraten vollzieht sich erst über den Markt und bewirkt unter der Oberfläche einen Wertetransfer zwischen den Abteilungen.

Orientiert man sich am Marx'schen Begriff des Produktionspreises und geht man von systematisch unterschiedlicher organischer Zusammensetzung des Kapitals in den verschiedenen Abteilungen der Produktion aus, so ergeben sich systematische Abweichungen der Produktionspreise von den Werten, und damit ist eine Reproduktivität des Systems in Werten und Produktionspreisen natürlich unmöglich.

Das Transformations"problem" ist also in der Fassung von v. Bortkiewicz schlichtweg falsch gestellt. Dieser Fassung geht nicht nur jeglicher Bezug zum Marx'schen Begriff des Produktionspreises ab, sie ist vielmehr dessen Negierung. Welche Anforderungen müssen also an eine korrekte Formulierung gestellt werden? Wo muß ein Gleichgewicht herrschen?

1. Für den stofflichen Austausch: Was produziert wurde, muß konsumiert werden.
2. Für das Preissystem: Was gekauft wurde, muß verkauft worden sein.

Nicht sinnvoll ist hingegen die Forderung nach einem Gleichgewicht des Werteschemas, wenn die Kapitale der verschiedenen Branchen unterschiedliche organische Zusammensetzung aufweisen, da dadurch gerade der durch die Herausbildung einer Durchschnittsprofitrate bewirkte Wertetransfer negiert würde. Das Ungleichgewicht des Wertesystems ist also kein Defekt der Marx'schen Werttheorie, sondern es ergibt sich aus ihr.

Wertebene und Reproduktivität

Die allgemeine Form des von mir kritisierten Denkfehlers besteht also in der Aufstellung des folgenden Anforderungskatalogs an die entsprechenden Schemata:

1. Reproduktivität des Systems in allen Abteilungen (mathematisch: Summe der Zeilen = Summe der Spalten) in bezug auf die Werte;
2. Reproduktivität in allen Abteilungen in bezug auf die Preise;
3. Wertsumme = Preissumme;
4. Mehrwertsumme = Profitsumme;
5. gleiche Profitrate in allen Abteilungen.

Diese Forderungen sind nicht alle gleichzeitig erfüllbar. Sie führen auf ein lineares Gleichungssystem, das überbestimmt ist, von dem also im allgemeinen keine Lösung existiert. Michael Heinrich hat das in richtig festgestellt, seine Folgerung - "die Beziehungen zwischen Werten und Produktionspreisen sind also wesentlich lockerer als bei der Marx'schen

(fehlerhaften) Transformation⁸ - trifft aber nicht den Kern. Nimmt man von einer der Forderungen Abstand, so erhält man ein mathematisch konsistentes Modell. Die Frage, welche der Forderungen fallengelassen muß (bei v. Bortkiewicz ist es die Forderung 3), ist der Mathematik egal. Das ist die "Unschuld" der Mathematik und die "Geduldigkeit" des Papiers, auf dem die Berechnungen niedergeschrieben wurden. Die Frage nach dem Illustrationswert ist damit nicht beantwortet. Nach dem oben Gesagten gibt es aber eine der Forderungen, die nicht nur fallengelassen kann, sondern die fallengelassen werden muß, weil sie mit dem Marxschen Begriff des Produktionspreises unvereinbar ist. Dieses ist die Forderung 1.

Reproduktivität des Werteschemas und Warenfetisch

Damit stellt sich die Frage, warum sich die falsche, stillschweigend gemachte Annahme, das Werteschema müsse auch für die jeweiligen Sektoren im Gleichgewicht sein, so hartnäckig hält. Der Grund liegt m.E. darin, daß die Notwendigkeit eines Gleichgewichts des *stofflichen* Austauschs die Notwendigkeit des Gleichgewichts auch des Werteschemas suggeriert. Da eine Maschine nur als Maschine konsumiert werden kann, meint man, daß der entsprechende Wert in gleicher Weise in den entsprechenden Sektor eingehen müsse. Wir haben es also wieder mit dem klassischen Warenfetisch zu tun, mit der Auffassung, der Wert sei eine Eigenschaft der Ware. Wenn in einem Liter Bier durch die zu seiner Herstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ein gewisses Quantum Wert vergegenständlicht ist, so meint das Alltagsbewußtsein, daß man mit dem Bier eben exakt dieses Quantum Wert in sich hineinschüttet. Nach Werten produziert wird aber nur im gesamtgesellschaftlichen Durchschnitt. Die einzelnen Sektoren produzieren nach Preisen. Ich möchte nun ein Beispiel einer vollständigen iterativen Lösung vorstellen, wie sie Georgios Stamatis fordert.

Beispiel einer vollständigen Iteration

Ich betrachte ein Werteschema, das die Forderung nach Reproduktivität nur im gesamtgesellschaftlichen Durchschnitt erfüllt (warum das so ist, wird sich unten zeigen), und führe die Transformation von Marx aus:

	Kostpreis + Mehrw.			= Wert	Kostpreis + Profit			= Produktionspreis
I.	300	90	60	450	300	90	97,5	487,5
II.	133,3	120	80	333,3	133,3	120	63,3	316,7
III.	66,7	90	60	216,7	66,7	90	39,2	195,8
	500	300	200	1000	500	300	200	1000

⁸ Michael Heinrich, a.a.O., S. 201.

Die Profitrate beträgt in beiden Schemata 1/4, also 25%, links nur im Durchschnitt, rechts auch in den einzelnen Sektoren. Um den Fehler zu berücksichtigen, der bei der Gleichsetzung von Werten und Kostpreisen entsteht, führe man nun die Iteration in folgender Weise fort:

1. Verteile die in der 4. Spalte erscheinenden Produktionspreise anteilig auf die ersten 3 Spalten. Ersetze also die alten Kostpreise durch neue. Damit ist eine Reproduktivität des Schemas erreicht, die oben hergestellte Übereinstimmung der Profitrate in den einzelnen Sektoren mit der Durchschnittsprofitrate aber verlorengegangen.
2. Führe wieder die Transformation von Marx aus. Damit ist die Übereinstimmung der Profitraten wieder hergestellt, die Reproduktivität aber wieder verlorengegangen.

Wenn man diesen Algorithmus immer wieder durchführt, stellt man fest, daß die Änderungen immer geringer werden, d.h. das Schema konvergiert. Bereits nach 6 Durchgängen erhält man:

	Kostpreis	+	Profit	=	Preis
I.	287,95	96,01	96,01		479,97
II.	127,9	128,02	64,02		320,02
III.	63,99	96,01	40,02		200,02
	497,92	320,04	200,05		1000,01

Wir sehen also, daß der Algorithmus gerade gegen das Beispiel des reproduktiven Preisschemas von v. Bortkiewicz konvergiert. Nach ca. 20 Durchgängen stimmen die Zahlen praktisch überein. Das Ausgangsschema wurde also von mir (willkürlich?) gerade dementsprechend gewählt. Im Unterschied zu v. Bortkiewicz hat sich aber bei dieser Transformation die Profitrate von 25% nicht verändert. Damit ist die Marxsche Forderung erfüllt, daß die Profite zu den Produktionspreisen im gleichen Verhältnis stehen müssen wie die Mehrwerte zu den Werten. Es geht also doch. Trotzdem möchte ich noch einmal auf die "Unschuld" der Mathematik verweisen und davor warnen, zu glauben, mit der hier vorgestellten Transformation sei die Marxsche Werttheorie bewiesen. Es wurde lediglich ein häufig unternommener Versuch abgehockt, die Werttheorie mathematisch anzuhobeln. Daher abschließend noch einige grundsätzliche Überlegungen zum Wertbegriff.

Entstehung und Bedeutung der Wertvorstellung im Bewußtsein des Menschen

Die Marxsche Theorie liefert eine Analyse der historischen Entwicklung des Warenwertes in den Entwicklungsstufen einfache Wertform, entfaltete oder totale Wertform, Geldform. Die menschliche Gesellschaft entwickelte die dafür nötigen Formen des Marktes, um den einzelnen Menschen die

entsprechenden Formen des Handelns zu ermöglichen. Diese waren in den drei Entwicklungsstufen: zufälliger Tausch zweier Produkte, universeller Tausch beliebiger Produkte, Auszeichnung eines Produktes als reines Tauschmittel. Damit ist der Warenwert in bezug auf die Phylogenese der Gattung Mensch treffend gefaßt. Es fehlt die Analyse des Wertbegriffs in bezug auf die Ontogenese, die Analyse der Wertvorstellung in den Köpfen der einzelnen Individuen.

Hierzu muß der Gegenstand (die Wertvorstellung) allerdings erst einmal gefaßt werden. Wenn man die Genese einer Struktur untersuchen will, muß man zuerst einmal die Struktur kennen. Die Wertvorstellung nimmt unter den vielen Begriffen, die das Kind im Laufe seines Heranwachsendens entwickelt, eine bemerkenswerte Sonderstellung ein. Im Gegensatz zu allen anderen Wahrnehmungen zwischenmenschlicher Beziehungen, die sich nicht quantifizieren lassen, nimmt der Wert im Kopf des Menschen einen mengenhaften Charakter an, der physikalischen Begriffen wie Volumen, Masse usw. ähnelt. Im Unterschied zu diesen ist der Wert jedoch nicht meßbar, was Marx zu der Feststellung veranlaßte: "Bisher hat noch kein Chemiker Tauschwert in Perle oder Diamant entdeckt." Der Fetischcharakter der Ware besteht also in der Vorstellung, der Wert sei eine Eigenschaft der Ware. Es handelt sich um eine in Gegenstände hineinprojizierte zwischenmenschliche Beziehung. Es ist unter "Marxisten" weit verbreitet, den Warenfetisch als so etwas wie "falsches Bewußtsein" abzutun. Damit wäre uns der Untersuchungsgegenstand sofort wieder entglitten. Weder die Gesetzmäßigkeit seiner Herausbildung wäre durchschaut, noch wäre der Tatsache Rechnung getragen, daß die Wertvorstellung in der Praxis den Menschen beherrscht, selbst wenn es sich um ein reines Hirngespinnst handeln würde.

Die Entwicklung des Wertbegriffs in drei Entwicklungsstadien

1. Das egozentrische Stadium (bis ca. 4 Jahre)

Das kleine Kind reagiert spontan auf Bedürfnisse, sich Gegenstände anzueignen. Das eigene Bedürfnis steht im Zentrum. Eigentumsverhältnisse (wem gehört welches Spielzeug) werden nur unter Zwang, der von seiten der Erwachsenen ausgeübt werden muß, respektiert und haben keine Qualität als solche. Welche Eltern kennen nicht den ständigen Ärger, den es gibt, weil sich Kinder gegenseitig ihre Spielzeuge wegnehmen? Hier wird also nicht getauscht. Jeder nimmt sich, was er will.

2. Das komparative Stadium (bis ca. 10 Jahre)

Diese Kinder kennen die Bedeutung von Eigentum, respektieren dies in der Regel auch untereinander, können Gegenstände verleihen und sind sich der Bewertung der Nichtrespektierung des Eigentums als Diebstahl bewußt. Sie sind zum Tausch von Gegenständen in der Lage, bleiben aber auf das konkrete Geschäft fixiert. Ihr Denken kreist um die Frage: "Wer

hat mehr, wer hat weniger". Sie reagieren allergisch, wenn sie sich bei der Verteilung der Weihnachtsgeschenke übervorteilt fühlen und konzentrieren sich auf den Vergleich.

3. Das reversible Stadium (ab 11-12 Jahre)

In diesem Stadium ist die Wertvorstellung nicht mehr an den konkreten Tauschakt gebunden, und es herrscht ein vollständiger Überblick über die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten. Die Tauschakte können antizipiert werden und können in Gedanken sowohl ausgeführt als auch wieder rückgängig gemacht werden (Reversibilität). Damit hat sich die Wertvorstellung vom konkreten Tauschakt abgelöst, und die Verwendung von Geld ist auf allen Tauschebenen möglich. Es können Verträge abgeschlossen werden, in denen die einzelnen Bestandteile des Tauschaktes zeitlich auseinanderfallen (Gib du mir das Poster, ich helfe dir dafür nächste Woche bei den Hausaufgaben).

Die Wertvorstellung als Einheit von Gebrauchs- und Tauschwert

Das letzte Beispiel war gezielt gewählt. Hier wird ein Gegenstand gegen eine Dienstleistung getauscht. Damit ist die Verbindung der eigenen Tätigkeit (Arbeit) mit dem gewünschten Gegenstand hergestellt und kann in beiden Richtungen als gleichwertig gedacht werden. Die Waren haben also nicht zufällig Gebrauchs- und Tauschwert. Erst deren Einheit im Denken konstituiert den "Wert" als Einheit von subjektivem und objektivem Aspekt.

Als "gerecht" empfindet der Mensch den Tausch zu einem Preis, der an einer Form des Wertes orientiert ist, in der das gesamtgesellschaftliche Mehrprodukt anteilig in den Wert seines eigenen Produktes eingeht. Jeder möchte von dem großen Kuchen "Mehrprodukt" den ihm zustehenden Anteil abhaben, und der Maßstab dieses Anteils ist eben der eigene Preis.

Das Geld tritt allen anderen Waren als Verkörperung der in ihnen enthaltenen menschlichen Arbeit entgegen. Ist die Arbeitszeit das innere Maß der Werte, so ist der Wertausdruck in Geld das äußere Maß. Dadurch wird die private Arbeit als gesellschaftliche Arbeit anerkannt. Eine bestimmte Menge Gold wurde als Maßeinheit fixiert. In der Messung der Goldquanta wird das Gold zum Maßstab der Preise. In der Einheit als Maß der Werte und Maßstab der Preise fungiert das Geld als Rechengeld. "Wertmaß ist das Gold, weil sein Wert veränderlich ist, Maßstab der Preise, weil es als unveränderliche Gewichtseinheit fixiert wird."⁹ Demgegenüber bildet der Mensch in seinem Bewußtsein den Wertbegriff als Bezugsgröße heraus, und mit diesem Begriffsinhalt korrespondiert der Marx'sche Begriff des Produktionspreises.

⁹ MEW, Bd. 13, S. 55.

Die Entwicklungslogik

Wir haben mit unserer Betrachtung der kindlichen Entwicklung das praktische Handeln des Kindes als Voraussetzung für die Herausbildung des Wertbegriffs aufgezeigt. Erst muß das Kind handeln. Die anschließende Verlagerung des Handelns ins Denken als nur gedachtes Handeln konstituiert den Wertbegriff. Ist dieser erst entwickelt, stellt sich die einzelne Handlung in der subjektiven Wahrnehmung des Einzelnen umgekehrt dar. Erst wird über den Wert nachgedacht, dann erst wird der Tausch vollzogen. Damit ist es für das Denken möglich geworden, den Wert aus dem Subjekt heraus in den jeweiligen Gegenstand hinein zu denken.

Dieser Sachverhalt wird nicht mehr spontan erkannt und wird erst durch eine wissenschaftliche Betrachtung einsichtig. Zu dieser sind aber nach meinen Erfahrungen 16-Jährige bereits fähig. Sie sind in der Lage, den Warenfetisch als Fetisch zu erkennen, auch wenn sie sich anfänglich sträuben. (Wer läßt sich schon gerne nachweisen, selbst diesen Fetisch in seinem Kopfe herauszubilden, gerade in diesem Alter.) Wenn sie es begriffen haben, sind sie jedoch spontan begeistert und wollen sich ihren Altersgenossen mitteilen. Solche Jugendliche zeigen später gegenüber den von den Medien ständig vorgetragenen Mystifikationen der Rolle des Geldes eine erfrischende Nüchternheit.

Zusammenfassung

Der Mensch bildet seinen Wertbegriff in der simultanen Antizipation aller möglichen Produktions-, Tausch- und Konsumtionsakte und der Konstituierung dieser interiorisierten (nur im Kopf vollzogenen) Akte zu einem reversiblen Gesamtsystem heraus. Da der Wert im Kopf des Menschen erst in seiner Einheit von Tausch- und Gebrauchswert zu einer stabilen Vorstellung gerinnt, muß eine Wissenschaft vom Wert zunächst eine Dekomposition in die Bestandteile leisten. Dabei stößt man auf die Tatsache, daß der Wert unter der Oberfläche der Erscheinungen bei unterschiedlicher organischer Zusammensetzung der verschiedenen Anteile des Kapitals wandert (Werttransfer), was Marx zu illustrieren versuchte. Der einzige "Schönheitsfehler" der Marxschen Berechnungen besteht darin, daß seine Zahlenwerte nicht exakt, sondern nur von der Tendenz her stimmen, d.h. insbesondere, daß die Richtung des Transfers aufgezeigt wird. Der Begriffsinhalt wird dabei m.E. vom Prinzip her getroffen im Gegensatz zu Modellen, die zwar durch ihre Eleganz bestechen, diesen Begriffsinhalt jedoch verfehlen - wegtransformieren.

Das von mir oben vorgestellte Modell führt die von Marx angefangene Iteration fort. Wenn jedoch der Mensch den Wert als Begriff "denkt", so geschieht dies simultan in der Totalität des Begriffs. Das macht seine Stabilität aus. Im Kopf wird nicht iteriert, womit deutlich wird, daß das Iterationsmodell eben ein "Modell" ist.

Die oben beschriebene stufenförmige Entwicklung des Wertbegriffs in der Psyche des Menschen mag den Eindruck erwecken, beim "Wert" handle es sich um eine bloß bypostasierte Wirklichkeit. Voraussetzung für die Bildung des Wertes ist aber das reale gesellschaftliche Handeln. Der Wert wächst aus dem realen Lebensprozeß notwendig heraus. Das macht seine Objektivität aus. Aber er *wächst* aus ihm heraus in seiner Einheit von Gebrauchs- und Tauschwert. Die Marxsche Werttheorie leistet eine wissenschaftliche Dekomposition in die Bestandteile des Wertes. Verabsolutiert man den Tauschwert, indem man ihn einfach als objektiv gegeben hinnimmt, so verfällt man in den alten Materialismus, der dadurch charakterisiert ist, "daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird"¹⁰. Dem entspricht dann eine Kapitalismusvorstellung von einer von "objektiven" Gesetzen getriebenen, wie eine Maschine ablaufenden Gesellschaft, und eine Sozialismusvorstellung, in der eine planende Zentralinstanz in Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten unter "bewußter Ausnutzung des Wertgesetzes" die Gesellschaft zielstrebig gestaltet. Da in letzterer der eigentliche Produzent bestenfalls als "subjektiver Faktor" in Erscheinung tritt, bedarf sie in der konkreten Praxis eines Systems von Repressionsmaßnahmen. Verabsolutiert man den Gebrauchswert, so landet man - wie die Grenznutzentheorie - bei einem Wertbegriff, in dem der Wert durch die Bedürfnisstruktur des Konsumenten determiniert ist.

Der einzelne Produzent bzw. Konsument orientiert sich aber an seiner eigenen Wertvorstellung, und diese läßt sich eben nicht allein auf die Bedürfnisse reduzieren. Georg Lukács sah diese Form der Begriffsbildung als spezifisch für die bürgerliche Gesellschaft an und charakterisierte sie als "Verdinglichung".¹¹ Einige seiner Schüler sahen denn auch in der Überwindung dieses verdinglichten Bewußtseins den Schlüssel zur Überwindung des Begriffshorizontes der bürgerlichen Gesellschaft. "... wir müßten die fetichistischen Abstraktionen, die sich bei uns festsetzen, ... beseitigen."¹² Dem muß widersprochen werden. Die Wertvorstellung bildet der Mensch aus der Alltagserfahrung heraus, und diese läßt sich nicht außer Kraft setzen. Spezifisch für die bürgerliche Gesellschaft ist nicht die dinghafte Form der Begriffsbildung, spezifisch ist die Bewußtlosigkeit, in der die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft von ihren Vorstellungen beherrscht werden. Hier muß Wissenschaft ansetzen. Das Wertgesetz läßt sich nicht abschaffen. Historisch veränderbar ist vielmehr die Form, in der solche Gesetze wirken. Und in einem Zustand der Bewußtlosigkeit sind sie eben blindwirkend.

¹⁰ Marx: Thesen über Feuerbach.

¹¹ Georg Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Darmstadt 1968.

¹² Mihály Vajda, *Marxismus, Existentialismus, Phänomenologie*, Frankfurt/M., 1975, S. 3.

Stehen wir vor einer sozialen Revolution?

"Wenn schon Revolution sein muß, dann wollen wir sie nicht erleiden, sondern machen",
Otto v. Bismarck

Das wirtschaftliche, soziale und psychische Erscheinungsbild unserer Zeit, unabhängig davon, ob man auf die Region oder gar auf den Globus schaut, hat spürbare Anzeichen von Stagnation und Verfall; dies sind markante Attribute einer gestörten sozialen Balance; verantwortlich für dieses Bild ist - wenn man so will - das bürgerliche System; sein Wertschöpfungs- und Verteilungsmechanismus ist auf betontes Wachstum, auf Profit und Wertkonzentration angelegt; dominierendes Motiv ist der Privatbesitz; Träger ist das Individuum, psychologisches Attribut ist der Egoismus. Daraus resultiert zurückgesetzte Fähigkeit zum sozialen Ausgleich. Soziale Unzufriedenheit signalisiert Störungen im sozialen Gleichgewicht; übersteigt sie ein gewisses Maß, sind Umwälzungen im politischen oder sozialökonomischen Gefüge die Folge. Derartige Umwälzungen sind erfahrungsgemäß unkontrollierbar, chaotisch, sie gehen in der Regel mit Zerstörungen einher. Jede politische Führung versucht deshalb zu neutralisieren, je nach Kompetenz anders; die Geschichte zeigt, daß kurzsichtige Gewalt im Verbund mit facettenreicher Demagogie dominieren; sie hat nur wenige Beispiele für kluge, vorausschauende und damit sittliche Lösungen parat.

Die Frage ist, ob es für die sich gegenwärtig abzeichnenden gesellschaftlichen Probleme die Chance zu einer solchen klugen Lösung gibt.

Ich behaupte: ja.

Kluge Lösungen haben etwas mit Wissen, mit Aufklärung zu tun; in enger Beziehung zu den exakten Wissenschaften und den Naturwissenschaften ist das Wissen um Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Vorgänge inzwischen derart angereichert, daß trotz eines sicherlich nicht unerheblichen metaphysischen Anteils, objektive Interpretationen möglich werden.

Das möchte ich plausibel machen.

Dazu resümiere ich wesentliche gesellschaftliche Phänomene unserer Zeit, bemühe mich um ihre Interpretation in einem gesellschaftswissenschaftlichen "Kalkül"; dieses Kalkül beansprucht ein Modell des Wertschöpfungs- und -verteilungsprozesses, WSVP; das "Was und Wie" nnd ein "darunter liegendes", aus dem evolutionären Ansatz abgeleitetes Modell (Marx: objektive, vom Bewußtsein des Menschen unabhängige Gesetzmäßigkeiten, das "Warum". Schließlich werden daraus ableitbare Konsequenzen genannt und zur Diskussion gestellt.

Der WSVP ist der zentrale sozialökonomische Mechanismus. Letztendlich leitet er sich aus den archaischen Abläufen der Existenzsicherung (Futter, Behausung) her.

Der Idealfall des stabil funktionierenden WSVP ist geprägt durch balancierte oder sich balancierende Wechselbeziehung zwischen Bedürfnissen

und Machbarkeiten in einer Gesellschaft und für die sozialen Gruppierungen innerhalb der Gesellschaft; ein wichtiges Instrument der Balance ist der Staat; in diesem Sinne und in diesem Umfang geschieht durch ihn die Reproduktion gesellschaftlicher Zielfunktion; er ist Führungsinstrument. Führung schließt gesellschaftliche Vorausschau und gesellschaftlichen Reflex ein.

Aus der Betrachtung realer Disproportionen dieser Wechselbeziehung resultiert: Wenn soziale Kollisionen - in welchem Rahmen auch immer - vermieden oder minimiert werden sollen, muß Abgleich innerhalb einer übergeordneten gesellschaftlichen Zielfunktion geschehen, d.h. es muß gesellschaftliche Kontrolle der wesentlichen Wirkungsbeziehungen des WSVP geschehen; das hieße jedoch: kontrollierter Markt, kontrollierte Innovation, kontrollierte Verteilung; kontrollierte gesellschaftliche Motivation usw.

Soziale Systeme wollen überleben; sie sind durch Mechanismen der Lebens- oder Überlebensfähigkeit evolvierende, sich in der Regel selbst strukturierende Systeme von Individuen oder sozialen Gruppen; Überlebensfähigkeit baut sich in geschichteten, hierarchisch strukturierten, regulierenden Funktionen aus der physikalischen bis in die sozialpsychische Ebene auf; d.h. Überlebensfähigkeit sozialer Systeme realisiert sich aus dem Wirken von Gesetzmäßigkeiten und Symmetrien der physikalischen, chemischen, biologischen etc. Evolution (es liegt nahe, ein Modell fraktaler Mechanismen ins Spiel zu bringen).

Zunächst einmal: evolutionäre Systeme sind Systeme, die sich auf eine Zielfunktion, eine Aufgabe einstellen können; im besonderen ist es eine gesellschaftliche Zielfunktion; sie sind in der Lage, eine Zielfunktion zu aktualisieren.

Der *homo sapiens* ist soziales Wesen; dieses Merkmal impliziert eine außerordentlich prägende Wechselbeziehung von Individualität und Gemein-sinn; das Individuum reproduziert sich über die Gemeinschaft, und die Gemeinschaft über das Individuum; beide Seiten stehen mit dem Blick auf die Zielfunktion - in dialektischer Beziehung zueinander. Balance schließt die zeitbezogene Dominanz einer der Seiten durchaus ein. Das Wechselspiel von Individuum und Gemeinschaft, von Egoismus und Gemein-sinn innerhalb einer Population wird durch Ethik/Sittlichkeit artikuliert und reproduziert; Sittlichkeit ist stets Regelwerk im Sinne der Gemeinschaft; die Ethik des Individuums dominiert für innovative Phasen, die der Gemeinschaft in Phasen, die Polarisation der Kräfte erfordern.

Den *homo sapiens* charakterisiert eine im Vergleich zum evolutionären Umfeld bemerkenswerte Fähigkeit zur bewußt gestalteten Innovation und damit zum bewußten ideellen und materiellen Artefakt, d.h. zu Wissenschaft und Technik. Dies verhilft ihm zu erstaunlicher Anpassungs- und Wachstumsfähigkeit. Hiervon wird in markanter Weise der WSVP und dessen Langzeitdynamik beeinflusst; das reproduziert einen Mechanismus sich ständig ändernder Lebensbedingungen. Wachstum wird durch eine

Ethik der Machbarkeit balanciert. Machbarkeit sieht die Gemeinschaft und deren Beziehung zur Umwelt. Ein Aspekt dieser Machbarkeit ist die Innovationsfähigkeit selbst, diese wiederum wird durch Tradition balanciert, d.h. Innovationen geschehen mit dem Eintrag somatischer, genetischer und extrasomatischer, tradierender und dabei unterbewußt und bewußt angelegter Verhaltensbausteine.

Bewußtheit wiederum wird durch Instinkt balanciert; das Verhalten des *homo sapiens* schließt archaische Reaktionen ein; wird eine problematische Situation mental nicht beherrscht, d.h. funktioniert die bewußte Vorausschau nicht, geschieht Problemlösung zwangsläufig durch triviale Regulationen, durch sozialen Reflex (Fundamentalismus, Faschismus, etc.).

Innerhalb einer Gesellschaft balancieren sich Elite und Mehrheit, - und bildhaft- "Rechts und Links"; Elite ist jene Minderheit mit der Fähigkeit zur Führung im weiteren Sinne; Rechts steht für ordnend, konservativ, Macht erhaltend; Links für schöpferisch, verändernd, Macht infragestellend; Elite und Mehrheit, Rechts und Links bedingen einander.

Der Lebenszyklus sozialer Systeme wird begleitet durch politische Strukturen, die sich - in Abhängigkeit von äußeren und inneren Bedingungen - wandeln, die sich, gewissermaßen im Selbstlauf, den Erfordernissen anpassen; die Dynamik politischer Strukturen, so wie sie in der Geschichte der Stadtstaaten des klassischen Altertums in der Abfolge Politeia-Demokratie-Oligarchie-Diktatur entdeckt sind, ist sicherlich objektive, zeitlos wirkende Gesetzmäßigkeit; eine stabile Demokratie, als "erhabenes Ziel" einer Population angestrebt, hat, wird sie als Inkarnation der Balance von Kreativität und Ordnung begriffen, jedoch ihre Voraussetzungen und Bedingungen.

Ansätze für Konzepte zu einer klugen, weil bewußt antizipierenden, Einflußnahme auf gesellschaftliche Grundprozesse, müßten folgendes in Betracht ziehen:

1. Der *homo sapiens* ist soziales Wesen; Populationen evolvieren mit einer gesellschaftliche Lebensfähigkeit reproduzierenden und sich reproduzierenden Zielfunktion; sie impliziert je nach innerer oder äußerer Situation und Anforderung die Wirkungen von Individualität oder Gemeinschaft.
2. Die Fähigkeit zur Kompliziertheit drückt sich in einem Trend zur Bewußtheit aus; dieser impliziert jene als bewußten Artefakt; das organisiert eine praktikable Balance von Reflex und Vorausschau; eine moderne Gesellschaft ist nur lebensfähig, wenn sie zu Reflex und Vorausschau fähig ist, d.h. der gesellschaftliche Plan ist so wichtig wie der Markt.
3. Daraus resultiert ein Trend zur bewußten ethischen Problemlösung, dafür ist die Elite im Sinne des Modells - arbeitsteilig - verantwortlich. Diese Aufgabe gilt für die Region, sie gilt für den Globus.
4. Soziale Systeme des *homo sapiens* werden geprägt durch im wesentlichen drei markante nichtlineare Teilprozesse, mehr oder weniger straff

gefaßt durch politische Strukturen; Wandel wird angekündigt und begleitet durch Religionen, Ideologien oder sittliche Konzepte mit entsprechender Semantik; von der Klugheit des Herangehens hängt ab, ob der Strukturwandel sanft oder aggressiv verläuft.

5. Der *homo sapiens* evolviert durch balanciertes Wachstum, d.h. im Gleichgewicht zu den Ressourcen; das geschieht durch evolvierende bewußte Klugheit; bewußte Klugheit impliziert Innovation und Ethik; daraus entsteht die Aufforderung zur Reproduktion von Innovationsfähigkeit, von Bildungsfähigkeit im umfassenden Sinne.

6. Wachstum im Sinne moderner Ethik ist kontrolliertes Wachstum; das bedeutet gesellschaftliche Einflußnahme auf den WSVP; das bedeutet vor allem Einfluß auf Inhalt, Umfang und Struktur der Wertschöpfung (parasitäres Wachstum geschieht stets zu Lasten der Überlebensfähigkeit) und -verteilung (soziale Balance).

7. Innovation wird von Wissenschaft und Technologie und deren Trägern bestimmt; ihr Charakteristikum ist zunehmende Internationalisierung; Innovation beansprucht die Balance von Kooperation und Wettbewerb; Reproduktionsfähigkeit erfordert u.a. adäquate politische Bedingungen und Instrumentarien mit nationaler und internationaler Wirksamkeit.

8. Verantwortung für Problemlösungen im Sinne moderner Ethik liegt bei der Elite, der konservativen rechten, der kreativen linken; Elite ist Teil der Gemeinschaft und dieser verpflichtet; diese Verantwortung hat lokale, regionale und globale Züge; in diesem Sinne wahrgenommen, fordert sie Fähigkeit zur Vorausschau und Bereitschaft zu konstruktiver Lösung; Inkompetenz verursacht Trivialisierung und Destruktion.

9. Der Staat ist Führungsinstrument der Gesellschaft; er trägt Verantwortung dafür, daß Wirtschaft und Politik nicht als Selbstzweck agieren; er ist Instrument der Gesellschaft, er ist nicht Instrument der Elite gegen die Mehrheit, aber auch nicht Instrument der Mehrheit gegen die Elite; er trägt Verantwortung für die soziale Balance, d.h. für die Bedingungen und Instrumentarien einer stabilen Reproduktion gesellschaftlicher Motivation (Wertesystem, Perspektive der jungen Generation, Rolle der Medien), gesellschaftlicher Vorausschau (Wissenschaft, Bildung, Kultur), von Wertschöpfung/verteilung und Wertausgleich; er hat den Grad seiner Einflußnahme auf den Wertschöpfungs- und Wertverteilungsprozeß und dessen Struktur zu kontrollieren.

Die Elite Deutschlands ist - in der Pflicht, die Bedingungen und Instrumentarien der Lebensfähigkeit Deutschlands stabil zu reproduzieren - zweifelsohne mehrfach gefordert; sie trägt Verantwortung für die Wettbewerbsfähigkeit und für die soziale Balance, für das Zusammenwachsen von Ost und West in Deutschland, für einen nicht unwesentlichen Beitrag zu ausgewogener Entwicklung in Europa, sie trägt - oh sie sich dessen nun bewußt ist oder nicht- auch Verantwortung für den Globus.

Deutschland muß sich im Wirkungsfeld folgender Einflußfaktoren sehen:

1. Regionale und globale Rezession einerseits und Depolarisierung der Interessen in der westlichen Hemisphäre nach dem Wegfall des östlichen Machtkomplexes andererseits verursachen einen sich verschärfenden Wettbewerb innerhalb der Triade mit entsprechenden Auswirkungen auf die wirtschaftliche und soziale Situation in Deutschland.
2. Überalterungen in den politischen und wirtschaftlichen Strukturen (Staat, Banken, Großindustrie) beeinträchtigen die Reproduktionsfähigkeit des innovativen Potentials.
3. Internationalisierung der Produktion und Kapitalflucht verursachen Störungen der nationalen und regionalen Balance in der Beziehung von Großindustrie und Klein- und Mittelindustrie; dies hat zusätzliche Auswirkungen auf die Reproduktionsfähigkeit des innovativen Potentials.
4. Aufgrund eines kurzfristigen, auf die nahezu alleinige Wirkung des Marktes ausgerichteten, Herangehens an die Zusammenführung der Teile Deutschlands werden Staat und Gesellschaft wirtschaftlich, sozial und "psychisch" zusätzlich belastet.
5. Wirtschaftliche Störungen produzieren soziale Konsequenzen und Spannungen, die sich im Osten Deutschlands in besonderer Weise artikulieren (das Phänomen PDS ist derzeit Ausdruck eines gestörten Selbstgefühls der Ostdeutschen; die PDS kann mittelfristig zum Auslöser, möglicherweise dominierenden Träger gesellschaftlicher Innovationen werden, falls es nicht gelingen sollte, gesellschaftlichen Konsens zu erreichen).
6. Wirtschaftliche und soziale Unsicherheiten in Deutschland beeinträchtigen eine erwünschte polarisierende Wirkung im europäischen Rahmen; eine rationelle Internationalisierung und zu steigende Wettbewerbsfähigkeit innerhalb der Triade setzen jedoch rationellen Verbund des europäischen Wirtschaftspotentials voraus.

Daraus resultieren folgende Prämissen:

1. Die unter dem Einfluß äußerer und innerer Faktoren entstandene kritische Situation in der Gesellschaft erfordert vor allem kooperatives Handeln der gesamten Elite; der Parlamentarismus - zunächst nicht die Demokratie - zeigt Anzeichen von Überforderung.
2. Faktoren und Bedingungen für die Reproduktion gesellschaftlicher Vorausschau, gesellschaftlicher Motivation und Innovationfähigkeit und deren aktuelle Inhalte sind zu bestimmen und zu operationalisieren; das Dilemma zwischen sozialer Befriedung und "Zwang" zur Innovation ist nur durch die Gemeinschaft und durch überzeugende Beiträge jeder ihrer Gruppen aufzulösen; eine durchaus naheliegende Kopie des amerikanischen "Credos" wirkt in die falsche Richtung.
3. Die Einheit Deutschlands ist nur mit dem Solidaransatz herzustellen und dies hätte beispielhafte Wirkung; ein wirtschaftliches Billionen-Defizit

läßt sich nicht nur mit Markt und mit dem antiquierten "Teile-und-Herrsche"-Prinzip bewältigen; das hieße in besonderen: Verstärken des kooperativen Elements in der Politik, Einflußnahme auf die Wirtschaft (Förderung der Innovationsfähigkeit des Ostens, damit Chance für ganz Deutschland; Schutzreaktionen für die Region, als Balance zur Internationalisierung, Aktivieren eines übergreifenden ethischen Prinzips im Sinne einer motiverhaltenden Wertedistribution, gezielter Einfluß auf die Medien); Qualifizierung der Politik durch ein System der gesellschaftlichen Vorausschau, das politische, wirtschaftliche, soziale, ethische Komponenten faßt; dem Credo des Fortschritts gemäß, ist auch bislang Bewährtes konstruktiv infrage zu stellen.

4. Im Sinne eines vorausschauenden, auf mittel- und langfristige Lösungen angelegten Managements - mit nationalem und internationalem Aspekt - ist es, übergreifende Mechanismen "einzurichten", die auf gesellschaftlich relevante Produktion und Konsumtion und auf eine nicht triviale Reduzierung von gesellschaftlich beanspruchter Arbeitszeit orientieren und, ausgehend von Analysen der wichtigsten gesellschaftlichen Träger von Innovation und von der Bestimmung der politischen Voraussetzungen und Bedingungen für deren Reproduktion, gesellschaftliche Instrumentarien einer kontrollierten Transformation der "Produktionsverhältnisse" schaffen, mit denen Erfordernisse sich ändernder "Produktionsweise" Rechnung getragen werden könnte.

Frank D. Baldeweg

Zukunft des Sozialstaats

Schmitthenner, Horst (Hrsg.), *Der "schlanke" Staat. Zukunft des Sozialstaats - Sozialstaat der Zukunft*, Hamburg 1995, 269 Seiten, VSA-Verlag, 29,80 Mark.

In dem vom IG Metall-Vorstandsmitglied Horst Schmitthenner herausgegebenen Sammelband versuchen gewerkschaftliche Expertinnen und Experten eine Bestandsaufnahme des im Zeichen von Standortdebatte und Weltmarktzwängen betriebenen Abbaus des Sozialstaats und unterbreiten Vorschläge für eine gewerkschaftliche Zukunftsstrategie. Bücher dieser Art werden einerseits dringend benötigt, sofern sie fundierte Hintergrundinformationen zu längerfristigen Entwicklungen geben - und das kann von diesem Band uneingeschränkt gesagt werden. Sie haben es andererseits auch schwer, weil die in rascher Folge neu aufgelegten Kürzungsprogramme immer schneller aufeinander folgen, so daß Verallgemeinerungen kaum Schritt halten können. So ist naturgemäß das 50-Punkte-Programm zur weiteren Zerschlagung des Sozialstaats in diesem Buch noch kein Thema, aber es kann nichtsdestoweniger dazu beitragen, die dem zugrundeliegenden langfristigen politischen Strategien besser zu verstehen.

Der Sammelband enthält 15 Beiträge gewerkschaftlicher Expertinnen und Experten zu aktuellen Problemen des Sozialstaats. Sie zeigen unter verschiedenen Aspekten, wie die Entwicklung zum

"schlanken Staat" den Abbau und die Zerstörung sozialstaatlicher Strukturen einschließt.

In einer umfassenden Bestandsaufnahme analysiert einleitend Hans Jürgen Urban die derzeitige Krise des Sozialstaats, die er mit vielen Belegen und Materialien als dessen bewußt herbeigeführte Demontage beschreibt. Wo Armut als Therapie gegen die "Verfettung" und "Erstarrung" der modernen Gesellschaft wiederentdeckt wird, wird der Sozialstaat zum Hindernis. Wo mildernde und ausgleichende Eingriffe in den Markt als negativ gelten, hat soziale Gerechtigkeit ausgedient. Wo Flexibilität ein und alles ist, haben gesetzliche Regulierungen nichts zu suchen.

Urban skizziert mit seiner Analyse exakt diejenigen Grundprozesse, die auch jetzt noch allen tagespolitischen Beschlüssen und Forderungen zur weiteren Demontage des Sozialstaats zugrundeliegen. Wichtig sind seine Überlegungen hinsichtlich der Konsequenzen, die sich für die Gewerkschaften daraus ergeben. "Bisher ist auch den Gewerkschaften nicht viel mehr eingefallen, als der verkürzten, ausschließlich kostenorientierten Standortdebatte den 'wirtschaftlichen Wert' und 'gesellschaftlichen Zusatznutzen' von Sozialpolitik für Prozesse ökonomischer, ökologischer und gesellschaftlicher Modernisierung entgegenzuhalten", schreißt Urban und skizziert damit zutreffend die defensive und damit zu wenig wirksame Gegenposition der Gewerkschaften. Sicher hat dieses Argument eine gewisse Berechtigung, aber, so Urban, diese

Basis ist "zu schmal, um auf ihr eine grundsätzliche Alternative zur konservativen Hegemonie aufzubauen. Die notwendigen sozialstaatlichen Reformschritte sind nur aus einer anderen als der weltmarktfixierten Standortlogik heraus zu begründen. Sie müssen Teil einer gesamtgesellschaftlichen Reformalternative mit dem Ziel der Etablierung eines alternativen, sozial-ökologischen Entwicklungsmodells sein." (35)

Nachdem die Regierungskoalition schon seit über zehn Jahren den Um- und Abbau des Sozialstaats betreibt, versuchen die Autorinnen und Autoren eine Zwischenbilanz - immer auch mit dem Blick auf Defizite und Erneuerungsbedarf bei gewerkschaftlichen Positionen. Themen sind u.a.: der Übergang vom Sozialstaat zum Konkurrenzstaat, mögliche Wege aus der Zweidrittel-Gesellschaft, neue Ansätze einer sozialen Arbeitszeitpolitik, die Privatisierung sozialer Risiken und die Sachzwänge des Weltmarktes. Joachim Bischoff zeigt, wie die Schuldendiskussion als Argument zur Zerstörung des Sozialstaats instrumentalisiert wird (54ff.). Jörg Huffschnid belegt, daß Verzicht, Sozialabbau und Weltmarktorientierung Irrwege sind, aus denen keine Beschäftigungsperspektive folgt, und skizziert Ansatzpunkte für eine Politik zur Wiedergewinnung der Vollbeschäftigung (74ff.). Jürgen Kühl zeigt Wege zur Halbierung der Arbeitslosigkeit bis zum Jahr 2000 (85ff.), Christoph Jetter gibt Hinweise für die betriebliche Praxis zu Qualifizierung, Kurzarbeit und Beschäftigungssicherung (100ff.), und Max Anger-

maier untersucht, welche Folgen neue Produktionskonzepte auf den Arbeits- und Gesundheitsschutz der Beschäftigten haben (180ff.) - um nur einige Beispiele zu nennen. Bei alledem erhebt das Buch nicht den Anspruch, alle Aspekte der Krise des Sozialstaats erschöpfend zu behandeln. Es wählt aus und setzt Schwerpunkte.

Die Gewerkschaften, darüber sind sich praktisch alle Autoren einig, sind mit dem Niedergang des keynesianischen Wohlfahrtsstaats in die Defensive geraten. Neue Strategien existieren bisher nur in Ansätzen und konnten den Verlust bisheriger gewerkschaftlicher Schutz- und Reformkompetenz nicht ausgleichen. Die Differenzierungen der Positionen innerhalb der Einzelgewerkschaften und im DGB hat zugenommen - was hier allerdings nicht ausführlicher untersucht wird. Elmar Altvater analysiert die Schwächen gewerkschaftlicher Reformpolitik vor den Herausforderungen der Globalisierung (204ff.). Die Zunahme der Standortkonkurrenz unterwirft die Gewerkschaften, so seine These, einer höchst gefährlichen Logik und untergräbt ihre Handlungsgrundlagen (211). Sie spaltet die Arbeiterschaft und schwächt die Gewerkschaften. Lösungsansätze sind heute viel schwieriger und komplexer als unter den Bedingungen des Produktivitätspakts (217). In seinen acht Thesen zur gewerkschaftlichen Politik der solidarischen Erneuerung von Sozialstaat und Sozialpolitik schreibt Horst Schmitthenner richtig, daß alle gesellschaftlichen Kräfte, die die sozialen Probleme

bewältigen und dabei den Sozialstaat und die organisierte Solidarität erhalten wollen, in die Defensiv geraten sind, darunter auch die Gewerkschaften, aber nicht nur sie. Für Schmitthenner muß eine gewerkschaftliche Debatte über die Zukunft von Sozialstaat und Sozialpolitik ansetzen an der Kluft zwischen erkanntem Handlungsbedarf und praktischer Handlungsfähigkeit (253). Das erfordert nach seiner Auffassung eine offene und selbstkritische Diskussion von zumindest drei Fragenkomplexen:

- Welche Möglichkeiten gibt es, der Demontage des Sozialstaats und der ideologischen Ahwertung der Solidarität entgegenzutreten?

- Auf welchen Handlungsfeldern muß die Verteidigung des Sozialstaats mit weitergehenden Reformstrategien verbunden werden?

- Wie können die Bedingungen zu einer politischen Mobilisierung gewerkschaftlicher Politikkonzepte verbessert werden?

So gesehen, bedeutet der Entwurf eines neuen Grundsatzprogramms des DGB einen Schritt in die falsche Richtung, weil er entgegen allen realen Erfahrungen auf konsensuale Lösungen zwischen Gewerkschaften, Staat und Kapital setzt und die Bedeutung gewerkschaftlicher Gegenmacht unterschätzt. Auf der anderen Seite haben die gewerkschaftlichen Demonstrationen und Aktionen der letzten Wochen und Monate gezeigt, daß und wie Mobilisierung möglich ist und daß sie auch politische Wirkungen entfaltet. Für diejenigen, die diesen Ansatz zu einer

Mobilisierung fundierter strategisch unterbauen wollen, wird das vorliegende Buch eine wichtige Informationsgrundlage hleiben.

Jürgen Reusch

Internationale Politische Ökonomie

International Political Economy. Understanding Global Disorder, R.W. Cox, St. Gill, B. Hettne (Hrsg.), K. van der Pijl, J.N. Rosenau, Y. Sakamoto, Zed Books, London & New Jersey, 1995, 152 S., brit. Pfund 10,95 (gleichzeitig veröffentlicht in Kanada, Südafrika und Bangladesh).

Die Autoren sehen sich durch globale Verunsicherung und Polarisierung herausgefordert, die der Neoliberalismus derzeit weiter verschärft. Sie wollen Hintergrundprozesse analysieren, interpretieren und nicht zuletzt über alternative Entwicklungen nachdenken. Es sind Politik- und Sozialwissenschaftler sowie Juristen, unter ihnen Friedensforscher und Experten für die Analyse internationaler Beziehungen aus Toronto, Göteborg, Amsterdam, Washington DC und Tokyo. Sie verstehen sich als kritische Sozialwissenschaftler, die für "marxistische und andere heterodoxe Ideen" offen sind, mit denen sie pragmatisch umgehen. Die Autoren verfolgen ein relativ neues und erweitertes Konzept einer "Internationalen Politischen Ökonomie", welches darauf setzt, Politisches und Ökonomisches in den internationalen Beziehungen miteinander zu verbinden. Es gipfelt in

der Idee eines "Neuen Multilateralismus". Neu daran ist vor allem, daß es Platz bietet für Überlegungen zur Zivilgesellschaft, zum Erhalt der Biosphäre und zu einem "globalen kulturellen Pluralismus".

Die Autoren hringen dabei Erfahrungen ein, die sie in gemeinsamer Arbeit am MUNS-Programm (d.b. Multilateralismus und das System der Vereinten Nationen) sammelten. Erkenntnisse aus Basisaktivitäten spielen dabei eine große Rolle.

Bei im einzelnen unterschiedlichen Ansätzen stimmen die Autoren in einem normativen und zukunftsorientierten Herangehen überein. Den Schlüssel für das Verständnis der Zukunft suchen sie vornehmlich in der Geschichte. Dabei sympathisieren sie mit Vorstellungen der Wirtschaftshistoriker Polanyi und Braudel, und sie entdecken Gramsci wieder. Es eint sie der Kampf gegen neoliberale Ökonomie und Politik.

Die Beiträge liefern in ihrer Gesamtheit ein vielschichtiges und informatives Bild der Restrukturierung von nationalstaatlichen und transnationalen Verhältnissen seit den 70er Jahren. Restrukturierungen interpretieren sie als Elemente eines Transformationsprozesses, in dem sich sowohl Formen und Resultate der Marktexpansion als auch der staatlichen Sanktionen sowie Schutzmaßnahmen verändern. Wobin, ist noch offen.

Die Autoren analysieren vor allem Spannungen zwischen der Dynamik der Globalisierung und ihrer Kehrseite, zunehmender Fragmentie-

rung, Lokalisierung und Individualisierung. Ausdruck dafür sind u.a. eine Fragmentierung der Lohnarbeiter, die Marginalisierung eines relativ großen und wachsenden Teils der Weltbevölkerung, eine massenhafte Migration, Verschlechterung der Lage von Frauen, wachsende Verarmung und Polarisierung. Die Kluft bei Einkommen und Reichtum zwischen den reichsten 10 % und den ärmsten 10 % der Weltbevölkerung vergrößerte sich in den achtziger Jahren um fast das Zehnfache. Dabei konstatieren die Autoren zunehmende Risiken gleichwohl wie Möglichkeiten.

Die seit den 70er Jahren vor sich gehende "neokonservative Revolution" interpretieren die Autoren als außer Kontrolle geratene Warenbeziehungen. Hettne verweist auf den Hintergrundkonflikt: selbstregulierende Marktverhältnisse versus Stärkung der Zivilgesellschaft.

Eine zunehmende und vertiefte Vermarktung des sozialen Lebens kritisieren vor allem Sakamoto und Gill. Marktmechanismen sind für neue Disziplinierungsstrukturen des Alltagslebens verantwortlich sowie für die Schwächung zivilgesellschaftlicher Verhältnisse (ein neues "Sozialdarwinistisches Universum"). Der Staat wird vom Puffer zum Adaptor der inländischen Wirtschaft an Erfordernisse globalisierten Wirtschaftens. Staatliche Handlungen entziehen sich auf diese Weise immer mehr einer demokratischen Kontrolle. Sakamoto spricht in diesem Zusammenhang von der "Ohnmacht der Mächtigen", die sich darin zeigt, daß Autorität, Glaubwürdigkeit und Legiti-

fordistischer Regulation; *Westfälisches Dampfboot* 1996, 255 S., 38 DM.

Die Regulationstheorie hat in den letzten Jahren in ihren unterschiedlichen Lesarten im politischen und wissenschaftlichen Raum eine enorme Ausweitung erfahren. Nicht mehr nur von ÖkonomInnen, SoziologInnen und PolitikwissenschaftlerInnen, sondern auch in benachbarten Disziplinen, wie z.B. der Landschaftsplanung oder der Geographie wird mittlerweile mit ihr gearbeitet. Die Regulationstheorie ist so attraktiv, weil sie viel verspricht: eine Theorie zur Erklärung der derzeitigen Umbrüche zu sein, die ihr Augenmerk auf die Diskontinuität kapitalistischer Entwicklung richtet; die Dualität zwischen struktur- und akteurzentrierter Perspektive zu überwinden und die Distanz zwischen der allgemeinen Theorie über "den" Kapitalismus und der Erforschung konkreter historischer oder regionaler Situationen zu verkleinern anbietet.

Der Frage einer Brauchbarkeit der Regulationstheorie für Wirtschaftsgeografie und Stadtforschung hat sich die "Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie" in einer Doppelnummer angenommen. Unter dem Titel "Regulationstheoretische Perspektiven in der Geographie" dokumentiert die in ihren bisherigen Ausgaben eher bieder wirkende Zeitschrift interessante Beiträge eines Workshops, der im Oktober 1994 stattfand. Zwei Beiträge führen in die Thematik ein (Oßenbrügge, Krätke). Schmid, der auch in "Unternehmen Globus" mit

einem Beitrag vertreten ist, beschreift anschaulich, wie sich Zürich seit 1945 räumlich und ökonomisch entwickelte und welche "territorialen Kompromisse" (Schmid) über die Nutzung und Gestaltung städtischen Raumes sich dabei herausbildeten: Von der Modernisierung durch Straßenbau und Urbanisierung zur Stadtrevolte der 80er, die die kulturelle Öffnung einfordert, die, nachdem sie erfolgte, selbst ein Faktor der ökonomischen Attraktivität Zürichs wird. Margit Mayer nimmt die Veränderungen kommunaler Politiken und ökonomischer Regulationsweisen unter die Lupe. Ihre These: Der "alte" Sozialstaat ist passé und auch nicht wiederherstellbar. Der Alternativvorschlag, einen intermediären Sektor aufzubauen (wie er jetzt wieder im Zusammenhang mit "Crossover" in der linken SPD und in der PDS diskutiert wird), greife zu kurz, da es diesen schon längst gäbe und er von internen Spannungen und Brüchen charakterisiert sei, die die wachsende gesellschaftliche Polarisierung der letzten Jahre widerspiegeln.

Danielzyk/Oßenbrügge diskutieren ebenfalls das Verhältnis von Regionalisierung und Globalisierung und gehen überraschenderweise von einem Bedeutungszuwachs der regionalen Ebene aus, der vor allem durch die wachsende Bedeutung regionaler Produktionsstrukturen und -milieus verursacht werde. Die beiden sehen - wie auch die meisten anderen AutorInnen - die Regulationstheorie als sehr brauchbar für die Regionalforschung an,

einzige Ausnahme ist von Frieling, der fordert, die Regulationstheorie kritischer zu rezipieren.

Das Heft macht einen soliden Eindruck, die Beiträge sind durchweg fundiert und reflektiert, befinden sich auf der Höhe der Theorie kapitalistischer Vergesellschaftung und sind auch für NichtgeografInnen rezipierbar. Gute wissenschaftliche Arbeit also - mehr sollte man von einem solchen Workshop nicht erwarten.

Dies ist bei dem Prozeß, aus dem der hier angezeigte Band hervorging, anders: "Unternehmen Globus" ist ein Reader, der aus der Vorbereitung der internationalen Konferenz "Globale Ökonomie und der Nationalstaat - zwischen Globalisierung und Regionalisierung" entstand. Die Konferenz fand am 28./29. Juni 1996 an der Universität Frankfurt statt - der Hochburg der bundesdeutschen Rezeption und Weiterentwicklung der Regulationstheorie.

Das Buch enthält neun Beiträge zu sehr unterschiedlichen Problematiken, die von der Krise des italienischen Entwicklungsmodells bis zur transnationalen Entwicklung der Telekommunikationsindustrie reichen. Einige Autoren der Linken schreiben wieder einmal zu ihren Standardthemen und sollen deshalb hier übergangen werden: H.-J. Biebling zu europäischer Integration, A. Demirovic zu Nationalismus und Krise der Demokratie und K. Hübnert zu Globalisierung und Aufwertung des Regionalen.

Ein Schwerpunkt der weiteren Beiträge ist die räumliche Dimen-

sion der "postfordistischen" Transformation. H.-P. Krebs beschreibt einfühlend den Entwicklungstrend als "Glokalisierung", "eine direkte Beziehung von lokalen und/oder kleinregionalen Projekten zu bestimmten Weltmärkten" (30). Die ökonomische Entwicklung hat nicht mehr Industrialisierung zum absoluten Maß, die Wettbewerbsfähigkeit werde stattdessen in Differenz zu anderen Regionen gemessen. Wie dieser Umbruch sich für die fordistische Linke auswirkt, davon handelt der Schluß dieses Beitrages. Der beste Beitrag stammt m.E. von Susanne Heeg, der einzigen im Buch vertretenen Frau. Sie wehrt sich ebenfalls gegen die analytische Polarisierung in "Globalisierung" versus "Regionalisierung" als jeweils dominierendem Trend, beharrt auf dem hohen Stellenwert, den der Nationalstaat bei der Regulierung immer noch hat und vertritt die These der "Regionalisierung durch Globalisierung" und umgekehrt (220).

Ulrich Brand und Steffen Becker untersuchen die Regulationsansätze auf ihre Brauchbarkeit zur Analyse der Veränderungen gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Inwieweit sich sozialökologische Veränderungen durchsetzen lassen, hänge sehr von sozialen Auseinandersetzungen, z.B. um Konsum- und Produktionsnormen ab. Die beiden sehen die Krise des Fordismus auch als eine Folge der Kritik seiner Konsumnormen, z.B. durch soziale Bewegungen an. Interessant an diesem Beitrag ist die starke Betonung hegemonialer Fragestellungen; die angedeuteten politischen Perspek-

IMSF - Publikation

Ernst Lüdemann

Die Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert eine statistische Übersicht

Der Band bietet eine ausführliche statistische Übersicht zu wichtigen Bereichen der Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert mit tiefgehender regionaler und Länder-Gliederung und fortlaufenden Zeitreihen. Grundlage sind offizielle Statistiken aus z.T. entlegenen Quellen und internationalen Spezialveröffentlichungen. Für jeden, der sich eine rasche Übersicht zu den internationalen Wirtschafts- und Währungsverhältnissen und den Veränderungen der Weltwirtschaftsstrukturen verschaffen will.

Aus dem Inhalt:

- I. Fläche, Bevölkerung, gesamtwirtschaftliche Entwicklung
- II. Industrie und Energiewirtschaft
- III. Landwirtschaft
- IV. Außenhandel
- V. Zahlungs- und Leistungsbilanzen, Internationale Kapitalverflechtung
- VI. Verkehrswesen
- VII. Preise, Staatsfinanzen, Währungen
- VIII. Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Einkommen

IMSF - Forschung und Diskussion 13

Frankfurt/M., 1996, 180 Seiten, DM 19,80

zu beziehen: IMSF
Kölner Straße 66
60327 Frankfurt / M.
Telefon: 069 / 739 2934

tiven - NGO's als neue AkteureInnen, Auseinandersetzungen um Konsumnormen - aber können für eine antikapitalistische Linke nicht genügen.

Die Rede vom (schon erfolgten Übergang zum) "Postfordismus" ist in dieser Veröffentlichung weit weniger zu hören, als in vergleichbaren noch vor Jahren. Die diesbezügliche Sachlage ist umstritten, es werden vermehrt Neuschöpfungen

wie "Neofordismus" oder "nachfordistisch" verwendet. Das Buch ist vielseitig, die Beiträge untersuchen hauptsächlich die Entwicklungen des "Systems" und kaum die Ansatzpunkte oder Bruchlinien für soziale Bewegungen oder Kämpfe. Dies lässt nach der Lektüre einen schalen Geschmack entstehen: Politische Perspektiven oder Vorschläge, die erwartet werden könnten, sind dünn gesät. Es drängt sich eher der Eindruck auf, daß sich hier männliche Wissenschaftler noch weiter in den akademischen Zirkus einbringen, als sie es sowieso schon sind. Dies würde zum aktuellen Zustand der Regulationstheorie passen, die, je stärker sich die von ihr prophezeiten und analysierten "Regulationsmodi" durchsetzen und ausbilden, zu einer immer unkritischeren Theorie wird, die kaum mehr als die genauere Beschreibung widersprüchlicher Realität leistet. Ein aus Sicht der reflexiven modernen Variante von Herrschaft gut zu gebrauchender Dienst und deswegen ein aus link(sradikal)em Blickwinkel nicht unbedingt zu begrüßender Vorgang.

Bernd Hüttner

Die verlorene Pelzmütze

Christa Luft: *Die Lust am Eigentum. Auf den Spuren der deutschen Treuhänder*, Zürich: Orell Füssli, 1996, 240 Seiten, 29,80 DM.

"Der Markt ist das Medium, in dem sich die Bürger tatsächlich als freie Konsumenten emanzipieren" (19), so schreibt Christa Luft, Wirt-

schaftswissenschaftlerin, Wirtschaftsministerin in der Modrow-Regierung und nun Bundestagsabgeordnete der PDS in ihrem neuen Buch mit dem Titel "Die Lust am Eigentum". Die liberale Verheißung der bürgerlichen Freiheit läßt sich durch den gesamten Band verfolgen, auch wenn das eigentliche Thema der Autorin die DDR-Ökonomie und ihre "Abwicklung" ist. Ihr besonderes Interesse gilt dabei, wie in ihrem "Treuhänderreport" 1992 (vgl. die Besprechung in Z 13), jener Institution, die für die eigentumsrechtliche Seite der Transformation verantwortlich war.

Ausgehend von einem Überblick über die historische Entwicklung der DDR-Ökonomie und einer Einschätzung des Reformbedarfs aus der Sicht des Jahres 1989, rekapituliert Luft die Entwicklung der Treuhandanstalt seit ihrer Gründung im März 1990 - damals noch als Institution der DDR - bis zu ihrer Ablösung durch einige kleinere Nachfolgeinstitutionen Ende 1994. Für die kurze Zeit der Diskussion um mögliche "dritte" Wege bis März 1990 kommt es der Autorin darauf an nachzuweisen, daß die damalige Regierung die Treuhandanstalt keinesfalls als ein Instrument der "Volks-Enteignung" konzipiert habe. Auch wenn die SED/PDS dem Drängen der DDR-SPD nach sofortiger Vergabe von "Volksaktien" nicht nachgab, so sei der Vorwurf, die Modrow-Regierung habe die Enteignung der DDR-Bevölkerung zu verantworten, nicht zu begründen. Als Wirtschaftsministerin habe die Autorin die schnelle Transformation der

DDR-Wirtschaft hin zu einer marktkonformen Struktur angestrebt, die durch eine Streuung von "Volksaktien" verzögert worden wäre (43).

Die zweite Phase der Entwicklung begann mit dem Treuhandgesetz der Regierung de Maiziére, das die Privatisierung als primären Auftrag der Anstalt benannte. Allerdings, so bemerkt Luft, habe die Beschreibung des Privatisierungsauftrages der Institution selbst einen enormen Freiraum gelassen, vor allem was den Zeitraum der Privatisierung und Möglichkeiten der Sanierung vor der Privatisierung anging. Erst mit der Währungsunion habe sich die harte Privatisierungslinie durchgesetzt und unter der Präsidentschaft Birgit Breuels eine nochmalige Verschärfung erfahren (94ff.). Als Konsequenz dieser aus ihrer Sicht falschen Treuhandpolitik der schnellstmöglichen Privatisierung konstatiert Luft wesentlich zweierlei: Erstens seien die Bewohnerinnen und Bewohner der ehemaligen DDR von der Treuhand enteignet und die Ökonomie der DDR damit in eine "Transferwirtschaft" verwandelt worden. Die Chance, auf dem Gebiet der ehemaligen DDR Eigentumsstrukturen zu schaffen, die eine selbsttragende Entwicklung zumindest ermöglicht hätten, sei vertan und ein enormer Eigentumstransfer von Ost nach West in Bewegung gesetzt worden, der die nstdeutschen Länder in eine "besonders konjunkturabhängige Dependenzökonomie" verwandelt habe (134). Zweitens habe gerade die Politik der schnellen Privatisierung die Privatisierungsfol-

gen verschärft. Eine langsamere Strukturanpassung hätte die Möglichkeit geboten, industrielle Standorte und damit Arbeitsplätze zu erhalten, und außerdem den aus Dumping-Preisen für Unternehmen entstandenen Schuldenberg der Treuhand geringer gehalten.

Lufts Darstellung der Treuhandarbeit liest sich durchaus interessant, nicht zuletzt aufgrund ihrer Detail- und Insiderkenntnisse. Insbesondere die ökonomische Argumentation aber bleibt, obwohl empirisch detailliert, oberflächlich. Zwar kann man der These zustimmen, daß die DDR 1989 keineswegs vor einer drohenden Pleite stand und somit nicht ökonomische, sondern politische Faktoren den Ausschlag für die Entwicklung gaben, die dann zum Anschluß an die BRD führte. Es mutet aber seltsam an, der DDR eine einigermaßen intakte Binnenökonomie zu attestieren und ökonomische Probleme vor allem im Außenhandel, genauer: in der "Bevormundung" durch die Sowjetunion, zu verorten. Über den RGW, so Lufts Fazit, wurde die DDR-Ökonomie von einer "Besatzungsmacht ferngesteuert" und "konnte nicht in erster Linie Belange des eigenen Landes vertreten" (78f.). Offensichtlich ist die gelernte Außenhandelsökonomie der Ansicht, mit einer frühzeitigen Orientierung am kapitalistischen Weltmarkt hätte die DDR bessere Entwicklungschancen gehabt. Sieht man einmal von dem revisionistischen Gestus ab, mit dem der Sowjetunion die Schuld für die ökonomischen Entwicklungsschwierigkeiten zugewiesen wird, so ließen

sich wohl auch theoretische Argumente gegen diese Auffassung finden. Welche kleineren Länder können am Weltmarkt schon "ihre" Interessen durchsetzen? Verwunderlich bleibt zudem, daß Luft moniert, für den Außenhandel der DDR habe der Primat der Politik gegolten (77), während sie an anderer Stelle fragt, warum es in einer "Marktwirtschaft" (gemeint: Kapitalismus) kein Recht auf Arbeit geben solle (23). Falls die Autorin tatsächlich in der Verbindung von liberalem Außenhandel und stark sozial bzw. ökologisch reguliertem Binnenmarkt die besten Entwicklungschancen sieht, verlangt dies nach Präzisierung.

Entgegen der Verheißung des Titels beschäftigt sich die Abhandlung wenig mit der Bedeutung des Privateigentums und vor allem mit den Gründen seiner Attraktivität. Angesichts der bei der Autorin doch vorauszusetzenden Schulung an den Werken von Marx und Engels mutet es recht seltsam an, daß sie als Begründung für diese Anziehungskraft eine "natürliche Lust am Eigentum" postuliert (35). Die Geschichte des Eigentums ist denn auch prompt eine Geschichte der Ideen: Platon und Aristoteles begründen das Eigentum, das Christentum relativiert es, bevor sich durch das Denken von Hegel, Smith, Marx und Engels das Eigentum in seiner modernen Form herausbildet (32). Zweifel an der Lektüre der Letzteren ergeben sich nun doch.

Christa Luft jedenfalls hält es eher mit Aristoteles, der das Eigentum einst als Quell der Lebensfreude

ansmacht und stellt ein entsprechendes Zitat dem Buch als Motto voran. Der rationale Kern dieser Sehnsucht nach der Welt des Privateigentums ist auch bei Luft die These, daß nur die Institution des Privateigentums jene Anreize hervorbringe, die den Kapitalismus so dynamisch und scheinbar erfolgreich machten. Nun folgt gerade aus dieser These eines der Standardargumente gegen jedwede sozialistische Option, das schließlich in der - auch von Luft kolportierten (37) - Behauptung mündet, Sozialismus sei nur mit "guten" Menschen zu machen. Auch Marx und Engels hatten sich schon mit dieser Ansicht auseinanderzusetzen und im Manifest der Kommunistischen Partei sinngemäß geantwortet, daß, wenn die Motivation zum Arbeiten von Privateigentum an Produktionsmitteln abhängig sei, der Kapitalismus schon gescheitert sein müßte. Denn tatsächlich arbeiteten die, die über keine Produktionsmittel verfügten und die, die über diese verfügten, eben nicht. Wenn daher der Kapitalismus auch ohne "gute" Menschen funktionieren soll, dann müssen in ihm andere Mechanismen existieren, die Anreize zum effizienten Arbeiten generieren. Früher bestand dieser Mechanismus hekanntlich ganz einfach darin, daß, wer nicht arbeitete, Gefahr lief, aus der Gesellschaft exkludiert zu werden und schlimmstenfalls zu sterben. Daß die entsprechenden Sanktionen heute nicht mehr ganz so hart sind, wird bekanntlich von Liberalen immer wieder beklagt.

Die Eigentumsverhältnisse jedoch haben mit der Generierung von Anreizen und der Überwachung von Arbeitsleistungen, dem sogenannten monitoring, nicht unmittelbar zu tun: Das principal-agent-Problem, das darin besteht, die Arbeitenden (agents) irgendwie dazu zu bringen, die Ziele des Unternehmens (principal) zu verfolgen, besteht auch im Kapitalismus. John E. Roemer hat unlängst in der "new left review" (211/1995) darauf aufmerksam gemacht, daß in kapitalistischen Ökonomien typischerweise drei Mechanismen zur Lösung des monitoring-Problems gebraucht werden, das aus der Trennung von Produktionsmitteleigentum und Management resultiert: In kleinsten oder kleinen Unternehmen die familiäre oder enge persönliche Kontrolle, die vorwiegend in den USA und GB praktizierte Drohung des Verkaufs von Unternehmen und schließlich ein monitoring durch andere große Organisationen, in Japan und Deutschland, so Roemer, vor allem durch große Geschäftshanken. Diese hätten aufgrund personeller Verflechtungen entsprechendes Insiderwissen, das ein effizientes monitoring erlaube, obwohl die Drohung existentiellen Scheiterns in Form eines Bankrotts insbesondere für große Firmen eindeutig nicht bestehe. Roemer geht so weit, zu fragen, ob, wenn Banken Unternehmen in Japan und Deutschland in dieser Weise managen, sie dies nicht ebensogut in einer Ökonomie ohne Privateigentum an Produktionsmitteln tun könnten. Auch wenn man dieser marktsozialistischen Vision nichts

abzugewinnen vermag, so scheint doch eine Folgerung aus diesen Überlegungen wichtig: Privateigentum an Produktionsmitteln an sich erfüllt in kapitalistischen Ökonomien nicht die Funktion, Anreize zu ökonomisch effizientem Verhalten zu generieren. Diese Anreize resultieren vielmehr aus der ungleichen Verteilung dieses Eigentums und dem damit verbundenen Zwang zur Lohnarbeit für den großen Teil der Bevölkerung. Die ursprüngliche Akkumulation hat nicht die Aufgabe, Gemeineigentum in Privateigentum zu verwandeln, sondern jene Disparität in der Eigentumsverteilung hervorzu- bringen, die den Zwang zur Lohnarbeit mit sich bringt. Gleichzeitig determiniert die Eigentumsstruktur die Verteilung des Sozialprodukts, die die soziale Ungleichheit perpetuiert. Die Anreize, die den Kapitalismus so dynamisch machen, resultieren daraus, daß die bürgerliche Gesellschaft allen ihren Mitgliedern mit existentiellern Scheitern droht. Man hat allerdings nicht den Eindruck, daß sich Luft dieses Aspekts bewußt ist, wenn sie die Privatisierungsoption für die Transformation der osteuropäischen Ökonomien an erste Stelle setzt (211) - die Begründung hierfür geht über einen Veweis auf die "Lust am Eigentum" nicht hinaus. Damit bleibt auch die wirtschaftspolitische Konzeption der Autorin, den Fleiß der Individuen durch ihre "Lust am Eigentum" anzustacheln und gleichzeitig eine egalitäre Verteilung über entsprechende Regulierungen sicherzustellen, wenig überzeugend. Wer nach der Lektüre der

ersten 163 Seiten den Eindruck hat, die Autorin sei zum liberalen Credo konvertiert, wird übrigens im folgenden Kapitel hierin noch einmal bestärkt, wenn Luft sich über die Vorteile des Mittelstandes ergeht.

Die von Luft vorgetragenen Positionen sind großteils common sense des liberalen Bürgertums und überraschen nur innerhalb ihres biographischen Bezugs. Bisweilen rückt dieser in den Mittelpunkt, wenn die Autorin etwa von der Reise nach Zürich erzählt, wo sie 1979 eine Pelzmütze verlor (50).

Jens Weiß

"Zwangsvereinigung"?

Hans-Joachim Krusch, Irrweg oder Alternative? Vereinigungsbestrebungen der Arbeiterparteien 1945/46 und gesellschaftspolitische Forderungen, Pahl-Rugenstein Nachfolger, Bonn 1996, 270 S., 38,- DM.

Ein baldes Jahrhundert nach der Vereinigung von KPD und SPD zur SED rückte dieses historische Ereignis für einen kurzen Augenblick in den Mittelpunkt öffentlicher Diskussion - natürlich in erster Linie der SPD und PDS, aber auch der DKP. "Es war die an Intensität gewinnende Auseinandersetzung im Vorfeld des 50. Jahrestages der Vereinigung von KPD und SPD, die mich veranlaßte", so der Autor, "diese Arbeit kurzfristig aufzunehmen und zusammen mit zeitgenössischen Dokumenten und Materialien vorzulegen" (9). Krusch geht im Vorwort zu: "Meine Sym-

pathien gehörten und gehören jenen, die für die Einheit der Arbeiterbewegung und das Zusammengehen aller Antifaschisten stritten, für ein neues, antifaschistisch-demokratisches Deutschland, dessen Perspektive der Sozialismus sein sollte. Ihnen ist dieses Buch gewidmet." (ebd.)

Und sie stehen denn auch als politische Akteure der Jahre 1945/46 im Mittelpunkt der soliden Arbeit - sowohl im Text- als auch im umfangreichen Dokumententeil (181 Faksimiles u.a.).

K. hält sich streng an den geschichtlichen Ablauf, ohne die historischen Wurzeln in den Konferenzen der KPD (Brüssel - 1935, Bern - 1938), der SPD (Prager Manifest - 28.1.1934) und - nach dem Zweiten Weltkrieg - im Potsdamer Abkommen der Anti-Hitler-Koalition (Juli/August 1945) auszuklamern.

Nach der Zerschlagung des faschistischen Deutschland und seiner bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945 wurde, insbesondere von der deutschen Arbeiterbewegung, die Ausrottung von Faschismus und Militarismus sowie ein radikaler politischer Neuanfang in Deutschland mit der Einheit der deutschen Arbeiterbewegung als wichtigster Lehre aus Faschismus und Krieg in Verbindung gebracht. Dies wird im Abschnitt III "Neuansätze im ganzen Land" von K. auf einer soliden Quellengrundlage zunächst herausgearbeitet. Er schreibt dazu: "Markanten Ausdruck fand dieser Drang von unten im Entstehen einer Vielzahl von Aktions- und Arbeits-

ausschüssen. Sie formierten sich in allen Besatzungszonen und trafen feste Vereinbarungen für die Zusammenarbeit. Es gab - abgesehen vom März 1920 (Kapp-Putsch, F.K.) - zu keinem Zeitpunkt seit der Spaltung der deutschen Sozialdemokratie 1917 in SPD und USPD und der Gründung der KPD eine so große Zahl derartiger Ausschüsse und Abkommen zwischen den Leitungen der Arbeiterparteien" (20).

Diese Entwicklung stieß, wie der Autor konkret nachweist, von Anfang an auf Widerstand der kapitalistischen Kräfte im eigenen Land und vor allem der westlichen Besatzungsmächte. Das internationale Kapital schätzte den "Linksruck" nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges als "Bedrohung gemeinsamer Klasseninteressen" (25) ein. Und aus diesem Grund war "der Kampf um den von deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten und anderen Antifaschisten erstrebten Entwicklungsweg des Landes (...) objektiv hineingestellt in die Auseinandersetzungen um die Nachkriegsordnung nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, ja, in eine globale Auseinandersetzung" (ebd.). Der einsetzende Kalte Krieg blieb auch in Deutschland nicht ohne spürbare Folgen. Die westlichen Besatzungsmächte benachteiligten in ihren Zonen gezielt die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung - hier vor allem der KPD. Und unter diesen Bedingungen gewann alsbald der "von Kurt Schumacher von Anbeginn verfochtene Kurs der Abgrenzung von der KPD (...) spürbar an Ein-

fluß. Das Echo blieb nicht aus ... - alte Gegensätze brachen wieder auf." (27/28)- Davon zeugen auch die in dieser Arbeit veröffentlichten Ausführungen und Dokumente.

Dagegen verlief die Entwicklung der Arbeiterbewegung in der sowjetischen Besatzungszone in einer anderen Richtung. "Für ihren Weg war bedeutsam", resümiert der Autor, "daß die SMAD (sowjetische Militäradministration - P.K.) bereits Mitte Juni 1945 antifaschistisch-demokratische Parteien und Organisationen zuließ. So konnten im Unterschied zu den massiven Beschränkungen im Westen des Landes die beiden Arbeiterparteien sich verhältnismäßig rasch formieren, auf allen Ebenen ihre Strukturen aufbauen und Verbindungen knüpfen. Ihre Mitgliederzahlen waren beträchtlich höher als vor 1933 und wuchsen von Monat zu Monat an. Ende 1945 zählten beide Parteien bereits über 792 000 Mitglieder. Ihre Zahl überstieg schließlich erheblich die der Mitglieder der KPD und SPD im westlichen Besatzungsgebiet, also im weitaus größeren Teil des Landes" (32). Und ihrem politischen Gewicht entsprechend nahmen sie an der politischen Gestaltung der SBZ (Bodenreform, Erneuerung der Schule, Bildung von Einheitsgewerkschaften u.a.m.) teil. "Weitgehende Übereinstimmung bestand zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten über die Notwendigkeit der Vergesellschaftung der Großindustrie" (34).

Warum kam es trotz guter Voraussetzungen und am Anfang breiter Zustimmung von Sozialdemokraten

und Kommunisten nicht in ganz Deutschland zur organisatorischen Vereinigung von SPD und KPD - sondern nur in der SBZ? Und warum ist die Behauptung "Zwangsvereinigung" unzutreffend und ahistorisch?

Darüber erhält der Leser in den Abschnitten VI (Auf dem Wege zu Entscheidungen, S. 36-42), VII (Gesamtdeutsche Programmatik, S. 43-49), VIII (Vereinigung in den Ländern und Provinzen, S. 50-54), IX (Zugespitzte Auseinandersetzungen in Berlin, S. 55-57) gründliche Angaben. K. wendet sich am Anfang gegen "das Bild einer sich stetig festigenden Aktionseinheit (...), die mit Notwendigkeit zum Zusammenschluß führen mußte. Der Weg dahin war durchaus komplizierter, als ich es selbst früher in manchen Veröffentlichungen dargestellt habe. Die Situation war regional, ja lokal, differenzierter, widersprüchlicher" (36). Auf sie wirkten solche Faktoren ein wie: der immer noch wirkende und tiefverwurzelte Antikommunismus, die scharfen politischen Auseinandersetzungen der verschiedenen Kräftegruppierungen um die gesellschaftlichen Veränderungen, nicht zuletzt das Festhalten an "alte(n) Denkweisen" selbst in den Reihen der SPD/KPD. Der Autor urteilt darüber folgendermaßen: "Das Verhältnis von KPD und SPD gestaltete sich keineswegs konfliktlos (...) Die Fähigkeit, alte, überholte Positionen und verfehlte Auffassungen zu überwinden und zu neuen Denkweisen und Einsichten vorzudringen, war auf beiden Seiten durchaus unterschied-

lich entwickelt" (36). Und dies prägte nicht unwesentlich die weitere Entwicklung bis hin zu einer sichtbaren Polarisierung der Gegner und Verfechter der Einheit der Arbeiterparteien. K. skizziert diesen Prozeß in seiner Differenziertheit - bis hin zur Auseinandersetzung über die Programmatik. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die "deutliche Hinwendung zum Marx'schen Gedankengut" (45) und die Bereitschaft der Kommunisten zur Veränderung und Konkretisierung ihrer bisherigen strategischen Position in folgender Hinsicht: "Die restlose Zerschlagung des alten staatlichen Machtapparates und die konsequente Weitertreibung der demokratischen Erneuerung Deutschlands kann auch besondere und neue Formen des Übergangs zur politischen Herrschaft der Arbeiterklasse und zum Sozialismus schaffen" (45). Der Autor ermöglicht dem Leser, u.a. durch den Abdruck des auch heute noch viel diskutierten Artikels von Anton Akkermann, "Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?" (241ff.), eine konkrete Einsicht in die damalige Diskussion.

Zu Recht ist m.E. der Autor der Auffassung: "Einer der entscheidenden Triebkräfte der Vereinigungsbestrebungen in der deutschen Arbeiterbewegung 1945/46 war der Erhalt der Einheit Deutschlands" (45). Denn - so stellte die Entschließung der Dzemher-Konferenz (1945) fest, die von den Hauptkräften der Reaktion, von der Macht der Trusts, Konzerne und Kartelle ausgehende "Gefahr einer reaktionären Restau-

ration" (45) sei noch nicht gebannt und damit drohe auch die Spaltung Deutschlands. Auch hier untermauert der Autor die Feststellungen mit aussagekräftigen Dokumenten.

Die Verfechter der These einer "Zwangsvereinigung" stützen sich u.a. auf die Ereignisse in Berlin - vor allem auf die Forderung der Gegner der Vereinigung von KPD/SPD nach einer Urabstimmung. K. skizziert auch hier konkret das Kräfteverhältnis. Die Auseinandersetzung endete mit der Zersplitterung der Arbeiterbewegung in Berlin.

Wie in den anderen Besatzungszone lehnten die Westmächte auch hier die Vereinigung der SPD/KPD ab und agierten bzw. wirkten in dieser Richtung; die SMAD dagegen trat konkret für die Einheit der deutschen Arbeiterbewegung ein. Dabei kam es, wie K. ausführt, "entgegen anders lautenden strikten Befehlen der SMAD auch zu administrativen Eingriffen. Kommandanten mischten sich in den Vereinigungsprozeß mit der Absicht ein, ihn zu beschleunigen. Von Vertretern der Besatzungsbehörden wurde Druck auf einzelne Funktionäre ausgeübt, gab es Zwänge gegenüber Sozialdemokraten, die Einheitsgegner waren. Verschiedene Darstellungen sprechen auch von Verhaftungen. Nach wie vor scheint es jedoch schwierig, ohne Einsicht in einschlägige Archivbestände der SMAD in allen Fällen eine wahrheitsgemäße Klärung zu erzielen" (60).

K. setzt sich im letzten Abschnitt (Fünf Jahre danach - S. 62-65) noch einmal mit der These der "Zwangsvereinigung" auseinander und trifft auf der Grundlage seiner Kenntnisse aus einer Vielzahl von Quellen, die mit über 200 Seiten den größten Teil des Buches ausmachen, folgende Feststellung: "Die Mehrheit der Mitglieder der beiden Parteien und der in die Einheitspartei strömenden neuen Mitglieder ging - auch wenn zweifellos unterschiedliche Auffassungen fortwirkten und die Motive vielfältig waren - nicht unter Zwang in die Vereinigung. Die These von der Zwangsvereinigung trifft nicht den Inhalt, das Wesen der Bewegung, aus der die Sozialistische Einheitspartei hervorging" (62). Und: "Die Geschichte war 1945/1946 offen. Sie ist es auch heute noch" (65).

Die Ausführungen von Krusch bauen auf einer breiten Quellenkenntnis auf und finden in entsprechenden Anmerkungen konkreten Ausdruck. Die Mehrzahl kann der Leser als Abdruck der Originale im Zusammenhang des Textes einsehen. Es handelt sich im Anhang "Dokumente und Materialien" (69 - 270) insgesamt um 126 Quellentstücke, davon ein Drittel Faksimiles. Im I. Teil erfolgt u.a. eine zusammenhängende Wiedergabe der 1945 auf der unteren Ebene in allen Besatzungszonen zustandekommenen Vereinbarungen über Aktions- und Arbeitsgemeinschaften; im II. Teil sind Erklärungen der Leitungsgremien der KPD und der SPD vom Jahresende 1945 dokumentiert. Der III. Teil umfaßt

Dokumente und Berichte von den gemeinsamen Parteitagungen der Arbeiterparteien in Dresden, Gotha, Halle/Saale, Potsdam und Schwerin am 7. April 1946 und in Großberlin am 14. April 1946. Und im IV. Teil finden wir Beiträge, die im Zusammenhang mit der Thematik stehen, so die Broschüren "Wege zum Sozialismus", "Von der Demokratie zum Sozialismus" (Lehmann - SPD), "Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus" (Ackermann - KPD), der "Offene Brief an Dr. Schumacher" u.a.m. Zu Recht stellt der Autor fest: "Ein großer Teil der Dokumente und Materialien wird seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder herausgegeben oder überhaupt erstmals vorgelegt" (69).

Auch nach dem 50. Jahrestag der Vereinigung von SPD/KPD zur SED hat die Thematik nicht an Bedeutung verloren. Denn "fünf Jahre nach dem Ende deutscher Zweistaatlichkeit sind starke Kräfte dabei, dem deutschen Volk ein Geschichtsbild aufzuzwingen, das ins Konzept neokonservativer Politik paßt". (63) Diese Kräfte fürchten nach wie vor einheitliche Aktionen der Linkskräfte wie der Teufel das Weihwasser. Und aus diesem Grund wird Geschichte, vor allem in den Brennpunkten der Arbeiterbewegung, verfälscht und verbogen. Die Arbeit von Hans Joachim Krusch biegt da in der Diskussion um die angebliche "Zwangsvereinigung" einiges gerade hzw. führt den Leser in die wirklichen Abläufe der Geschichte 1945/46 ein.

"Irrweg oder Alternative?" ist m.E. auch durch seine gelungene Einheitlichkeit von Ausführung und Dokumentation eine Bereicherung der Arbeiten über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und nicht nur den Lesern von Z zu empfehlen.

Fritz Krause

Wahrheitssuche: Neubert-Axen-Gespräche

Hermann Axen, Ich war ein Diener der Partei. Autobiographische Gespräche mit Harald Neubert, edition Ost, Berlin 1996, Paperback, 432 Seiten, 29,80 DM.

Bei der Beurteilung und Lektüre dieses Textes ist es wichtig, ihren Entstehungszeitpunkt nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Gespräche fanden zwischen dem 28. August 1991 und dem 31. Januar 1992 statt. Sie konnten nicht zu Ende geführt werden und reichen zeitlich bis zum Beginn der 80er Jahre. Axen starb 75jährig am 16. Februar 1992.

Axen hatte einen für einen führenden Funktionär der SED nicht untypischen Lebenslauf: Leipziger aus kleinbürgerlich-jüdischer Familie, früh im KJVD und dann in der KPD organisiert, Illegalität, Zuchthaus, Emigration nach Prag und dann nach Frankreich, Internierung, Auschwitz, wo er nicht zuletzt dank des kommunistischen Gruppenrückhalts überleben kann, Rückkehr nach Leipzig, Jugendarbeit, Mitgründer und Führungsmitglied der FDJ, dann Aufstieg in die

Führungsgruppe der SED, Sekretär für internationale Arbeit, langjähriger ND-Chefredakteur, Politbüromitglied bis zum Sturz der Honeckerführung im Oktober 1989.

Er war ein Mann der Partei. Das war die Wahrheit seines Lebens. Und daran macht er auch in den Gesprächen keine Abstriche. Er war bildungsbeflissen, theoretisch interessiert und kulturell offen, persönlich integer, von der Sache der Partei und des Sozialismus überzeugt, frei von Zweifeln und auch von jeder Art von Zynismus. Der Text drückt gleiches aus wie sein Anlitz: ein erwachsenes Kindergesicht. Er war kein Intellektueller, aber gleichwohl von hoher Intelligenz. Sein als Spitzenfunktionär abgehobener und isolierter Lebensstil schirmte ihn gegen die Widersprüche des DDR-Alltags ab. Seine Wahrnehmungshorizonte waren durch die Führungsgruppe geprägt und begrenzt. Er teilte die Stärken und Schwächen mit manchem anderen. Insofern scheint die Verlagsauschilderung Axens als "weißer Rabe" der SED-Führung nicht gerechtfertigt. Es wird Axen sicher auch nicht gerecht, von Egon Bahr, in einem abgedruckten Würdigungstext, den "deutschen Patrioten" bescheinigt zu bekommen. Das war er sicher auch, aber mit anderen bestimmenden Prioritäten.

Der Text ist übersichtlich gegliedert, wobei die Aussagen der Gesprächsprotokolle durch den Herausgeber in die Reihenfolge des biographischen und historischen Ablaufs gebracht wurden. Dabei steht in den einzelnen Abschnitten die Erörterung des jeweils bestimm-

menden Ereignisses im Mittelpunkt. Es ist schade, daß die Ereignisse der 80er Jahre nicht mehr erörtert werden konnten, wäre doch Axens Meinung zur Gorbatschow-Politik, zu 1989/91 und zu möglichen Alternativen von großem Interesse gewesen.

Der Untertitel "autobiographische Gespräche" wird dem Buch nicht ganz gerecht. Gespräche, in denen die Rollen der Partner wechseln, sind es nicht. Auf der einen Seite steht Neubert als Fragender und Ermittler, auf der anderen Axen als Zeitzeuge und historischer Akteur. Genau genommen sind es zwei Bücher: zum einen die Statements, Erklärungen, Nachfragen etc. des kritischen Parteiintellektuellen von nach 1989, des Sozialisten Harald Neubert, zuletzt Leiter des Instituts für internationale Arbeiterbewegung der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, der früher auch in der danach von Axen wahrgenommenen Funktion des Leiters der internationalen Abteilung des ZK tätig war. Seine zum Teil längeren Erklärungen haben zum Teil historisch einführenden Charakter und es wird nicht ganz deutlich, ob bzw. inwieweit sie nachträglich eingefügt wurden oder so schon Axen gegenüber geäußert worden waren. Ferner ist ihnen ein gewisser, für die damalige Zeit gegenüber den Verantwortlichen von gestern charakteristischer, Rigorismus nicht fremd. Zum anderen sind es die Äußerungen von Axen, die Neubert auf zwei Ebenen zu fixieren sucht: zum einen auf der Zeitebene des damaligen Ereignisses, zum anderen auf der Ebene

des Rückblicks z.Z. des Gesprächs, also aus der Erfahrung der Niederlage, die erst schrittweise mental und geistig verarbeitet werden muß. Axen hat keine eigenes oder fremdes Quellenmaterial zur Verfügung. Er muß seine Sicht also ungesichert vortragen. Deshalb vielfach seine Vorsicht, sein diplomatisches Verhalten, aber auch eine gewisse Begriffsstutzigkeit, wenn er häufig auf Neuberts Fragestellung oder Meinung nicht einschwenken mag oder sie nicht nachvollziehen kann, er ihm aber auch nicht widersprechen will oder die Rollen umkehrt, was ja auch vielfach gerechtfertigt gewesen wäre.

Die Texte können unter verschiedenen Gesichtspunkten gelesen, verwendet und beurteilt werden. Das Wichtigste mag die Sicht eines Mannes wie Axen auf die Ereignisse der Parteigeschichte, vor allem die internationalen Affären (internationale Konferenzen und Konflikte, SPD-Kontakte etc.) sein, bei denen er führender Akteur war. Aufschlußreich sind auch die Aussagen zu den Beziehungen zur KPdSU-Führung, zu Ablösungen und Wechseln in der Parteiführung - etwa im Falle Walter Ulbrichts -, zur Struktur, Mentalität und Denkweise der Führungsgruppe. Hier fällt immer wieder auf, und so wird es auch von Axen retrospektiv gesehen, daß der Widerspruch zwischen normativer Fixiertheit und Realität auf dieser Ebene nicht durch die Weiterentwicklung der marxistischen Theorie gelöst, sondern durch Pragmatismus überbrückt bzw. verdrängt wird, ein

Verhalten, das bei vielen - wie dann vor allem bei den Gorbatschow-Lenten zu sehen - der ideologisch-politischen Wende zur Restauration den Weg bereitete. Das Beschwören des wissenschaftlichen Charakters des Marxismus-Leninismus und der Führungstätigkeit hatte rein rituelle Funktion. Insofern trifft Axens Selbstkritik zur ungenügend entwickelten Sozialismus-Theorie eine Kernfrage.

Axen bestätigt in einigen vorgreifenden Bemerkungen die strategische Hilflosigkeit der SED-Führung, die sich unter die Räder der Geschichte gekommen sieht, gegenüber den Folgen des Gorbatschow-Kurses hellseht, sich aber zu einer Ohnmachts- und Passivitätshaltung verurteilt sieht. Sie wurzelt also nicht in erster Linie in der damaligen Krankheit Honeckers. Ein Gegenhalten ist, ganz abgesehen von den Kräfteverhältnissen und der Pakteinbindung, auch infolge der faktischen Spaltung der SED-Führung in jene, denen die Loyalität zur Sowjetführung oberstes Gehot blieb (Stoph u.a.), und jene, für die die Erhaltung der DDR bestimmend war, kaum möglich.

Auffällig ist, daß, im Unterschied zum SPD-Dialog, die KPD/DKP/SEW/SED-Beziehungen, die lange Zeit zum Kompetenzbereich Axens gehörten, nicht vorkommen. Gründe dafür werden nicht angegeben.

Woran orientierte sich ein Mann wie Axen - und gleich ihm viele andere - in der Partei und der kommunistischen Bewegung? An den

Führungen und an Personen, die vor allem als Funktionsträger in ihrer hierarchischen Abstufung wahrgenommen werden. Seine Führungskollegen beurteilt er zurückhaltend. Ulbricht bringt er in der Hauptsache einen mit dessen Leistung und Haltung an Bruch- und Knotenpunkten legitimierten Respekt entgegen. Honecker hebt aus seiner Sicht seit Ende der 70er Jahre vom Boden ab und kehrt gegenüber seinen Kollegen herrische Attitüden heraus.

Neubert versucht immer wieder, den gramscianischen Marxismus und die Linie der italienischen KP als realitätsadäquate und zukunfts-trächtige Haltung in den Vordergrund zu rücken und Axen "aufzudrängen" - aber, wie dem Rezensenten scheint, nur mit geringer Resonanz. Heute wäre nach der sozialdemokratischen Wende zur und in der (italienischen) PDS freilich eine stärker kritische Reflexion angesagt. Andererseits verdienen Aussagen Axens zum Sozialismus und zu seinem Untergang, die damals als eher störrisch und unbelehrbar erscheinen konnten, heute schon wieder eine positivere Gewichtung.

Für den durch die sozialistischer-kommunistische Bewegung geprägten oder an ihr orientierten und heute nach geschichtlicher Wahrheit und neuen Perspektiven suchenden Leser ist das Buch eine aufschlußreiche und streckenweise spannende Lektüre. Diese Spannung verdankt sich nicht zuletzt dem Gegenüber der beiden "Bücher" und zwar auch dort, wo sie nicht zum Dialog finden. Harald

Neuberts Part und Einsatz ist also durchaus mehr als der des fragenden Gesprächspartners - eine eigenständige publizistische Leistung. Bliebe zum Schluß ein Eindruck des Rezensenten vom Frankfurter DKP-Parteitag im Januar 1989. Hermann Axen hielt das Grußwort der SED. Die Resonanz war gering wie nie zuvor. Axen erschien als ausgebrannter und geschlagener alter Mann, der keine Perspektiven mehr anzubieten und zu verkörpern hatte. Das Kontrastprogramm bot als Sendbote Gorbatschows Alexander Jakowlew, der dem DKP-Parteitag zwischen Bonner Terminen seinen Pflichtbesuch abstattete. Seine Rede fand großen Beifall. Mein Eindruck: So sprechen Männer auf der Höhe der Aufgaben der Zeit. Welche Täuschung! Heute ist es längst klar. Jakowlew mutierte zum Jelzin-Mann und war die schwarze Figur bei der Zerschlagung der KPdSU - ein Verräter und Renegat, wie ihn seine ehemaligen Genossen bezeichnen. Hermann Axen blieb der, der er war: ein deutscher Kommunist. Früher hätte man gesagt: ein politischer Charakterlump der eine, ein Ehrenmann der andere.

Heinz Jung

Klassentheorie und Klassenanalyse

Max Koch: *Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft. Theoretische Diskussion und empirische Analyse, Westfälisches Dampfboot, Münster 1994, 216 S., DM 39,80.*

Angesichts des neuesten Abbaus des Sozialstaats und der damit verbundenen Zunahme von sozialer Ungleichheit müßte ein Buch wie das von Max Koch ein Bestseller werden. Im Gegensatz zu den neueren Theorien über soziale Ungleichheit von Ulrich Beck oder Diskursen über die Unterschiede der Lebensstile, die von der Tendenz des Verschwindens der Klassengesellschaft ausgehen, gibt es dem Autor um die Restitution der Klassentheorie. Jenen Autoren wirft er vor, daß sie die Klassentheorie nur als "Schablone" wahrnehmen (9) und möchte deshalb den Klassenbegriff als analytische Kategorie fassen, die empirisch geeignet sei, "homogene soziale Lagen zu unterscheiden". Er nimmt also ein alt-neues Thema wieder auf. Das Buch, eine Doktorarbeit, ist äußerst spannend zu lesen, wenn vielleicht im einzelnen auch anzufechten.

Das Besondere an Max Kochs Ansatz ist die Verbindung von theoretischem und empirischem Zugriff. Damit steht er im Gegensatz zum "modernen Klassiker" von Anthony Giddens "Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften" (1979), wo es nur um die theoretische Auseinandersetzung geht. War auch damals schon die Hauptfrage, ob es überhaupt noch Klassen gibt, stellt dies auch für Koch den Zweck seiner Untersuchung dar. "Mit welcher Berechtigung läßt sich nun von der Bundesrepublik als von einer Klassengesellschaft sprechen?" (108) Von solchen Klassen kann seiner Meinung nach nur geredet werden, "wo nachgewiesen werden

kann, daß die theoretisch ermittelten Klassen auch durch fundamentale Lebensbedingungen vereint bzw. geschieden sind." (106) Klar ist, daß sein Ergebnis positiv ausfallen muß: "Die Konfrontation dieser Klassifikation mit dem verschiedensten empirischen Material zeigte, daß der verbreitete Abgesang auf die Klassengesellschaft unbegründet ist. (...) Wer von der nach wie vor selbstverständlichen und nicht zu vernachlässigenden Existenz dieser Ungleichheitsdimensionen auf eine Auflösung der Klassenstruktur schließen zu können glaubt, verballhornt die Marxsche Theorie und stellt sich auch vor dem Hintergrund der empirischen Analyse ins Ahseits." (193). Ist dies wieder einmal der übliche Effekt von sozialempirischen Forschungen, die nur ihre eigenen Hypothesen bestätigen können, oder sind seine Schlußfolgerungen herechtig?

Interessanterweise baut Koch seine Untersuchung so auf, daß er die Stellung der Klassen im Konzept der Produktionsweise bei Marx zu rekonstruieren sucht und nicht noch einmal den alten Streit um die Bedeutung der Konzepte von Stand und Klasse aufrollt (vgl. Erster Teil). Er weist dabei vor allem darauf hin, daß es bei Marx eine Unterscheidung der Klassen und Klassenfraktionen nach dem Verwertungsprozeß und nach dem Arbeitsprozeß gibt (vgl. 33). Dieser Streit ist nicht theoretisch, sondern empirisch zu entscheiden. Der Standpunkt des Arbeitsprozesses legt dabei eine Unterscheidung nach Qualifikationsniveaus und

Stellung im Produktionsprozeß nahe, den Koch im zweiten Teil als empirisch bedeutsam nachweist.

Im zweiten Teil behandelt Koch nun die verschiedenen neueren Ansätze zu einer konkreten Klassenanalyse, die sich schrittweise den konkreteren Ebenen der Gesellschaftsformationen annähern und damit am Ende "die abstrakte Analyse des ökonomischen Fundaments der Klassen" durch "eine konkrete Analyse der 'sozialen Klassen'" (37) ergänzen. Er behandelt den Ansatz des Projekts Klassenanalyse von Mitte der siebziger Jahre (Drittes Kapitel), den des französisch-griechischen Marxisten Nicos Poulantzas (4. Kap), des amerikanischen analytischen Marxisten E. O. Wright (5. Kap) und schließlich den des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (6. Kap). Besonders die beiden letztgenannten finden trotz einiger Kritik viel Interesse bei ihm, da sie die ökonomische Kernbestimmung um einige "sekundäre Faktoren" ergänzen (vgl. 110f.). Bei Bourdieu ist dies vor allem die Bildung, bei Wright die Frage nach den Entscheidungsbefugnissen. "Den Klassenbegriff ausschließlich auf der Ebene ökonomischer Kernbestimmungen zu konzipieren, ist in jedem Falle problematisch, wie wir im ersten Teil gesehen haben, da Marx' Forschungsinteresse immer auch konkreten Klassenhandlungen galt und seine 'Methode' darauf hinausläuft, mehrere Klassenbegriffe zu definieren, die jeweils verschiedenen Abstraktionsniveaus der bürgerlichen Gesellschaft entsprechen." (108).

Daraus entwickelt Koch im Dritten Teil eine konkrete Analyse der sozialen Klassen in der Bundesrepublik Deutschland. Er nimmt dabei ein dreistufiges Modell als Grundlage, das er mit Hilfe eigener Berechnungen und offizieller Statistiken überprüfen möchte. Koch nimmt verschiedene Abstraktions- bzw. Konkretionsstufen an, die neben dem allgemeinen Klassengegensatz von "Besitzern von Produktionsmitteln" und "Lohnarbeitern", der sich direkt aus der Produktionsweise ergibt, soziale Klassen unterscheiden, die in verschiedene Berufsgruppen differenziert werden können. Diese sozialen Klassen sind auf der einen Seite die Kapitalisten und die Kleinbürger als Produktionsmittelbesitzer, die in Kapitaleigentümer und Manager und in Freiberufler und Bauern zerfallen. Bei den Lohnarbeitern handelt es sich um die sogenannten "Bildungsspitzen" (Professionen, Ingenieure), um die "Mittelklasse" (Semiprofessionen, Techniker, qualifizierte Dienstleistungsherufe) und schließlich die eigentliche Arbeiterklasse, die aus einfachen Dienstleistungs- und manuellen Berufen besteht (vgl. 117). Mit dieser Anbindung an schon vorhandene Klassifizierungen (Blossfelds Berufsmodell, W. Müllers Klassenmodell) und deren Einbindung in sein klassentheoretisches Modell kann er auf allgemein anerkannte Datensätze zurückgreifen, die ein Marx'sches Modell bestätigen, ohne dies intendiert zu haben. Mithilfe von ausgefeilten statistischen Methoden wie Multivarianzanalysen oder Abstrom- und

Zustrommatrixen gelangt er zu einigen interessanten Ergebnissen bezüglich der Frage nach der Veränderung der Klassenstrukturen im allgemeinen Strukturwandel.

Koch untersucht vor allem den Strukturwandel zur Tertiärisierung und in Bezug auf die größere Bedeutung des Bildungs- und Ausbildungssystems (vgl. 121-132). Eine wichtige Frage ist hierbei die inter- und intragenerative Mobilität von einer Klasse zu anderen. Wäre diese relativ hoch, könnte schlecht weiter von einer strengen Klassenenteilung der Gesellschaft gesprochen werden. Koch weist aber im Detail nach, daß zum Großteil eine strenge Relation von Bildungsgrad und Klassenposition vorhanden ist und zudem der Einstieg in die Berufskarriere auch mit großer Wahrscheinlichkeit die weitere Laufbahn bestimmt (148). Der Strukturwandel zur Dienstleistungsgesellschaft und damit zu anderen Berufen hat in der Bundesrepublik vor allem über den Generationenwechsel stattgefunden. Sehr interessant ist dabei auch, daß mit dem Bildungsgrad die Stabilität der Karriere sich erhöht, der Strukturwandel mithin eher zur Verfestigung der Klassengesellschaft beiträgt als zu ihrer Abschwächung!

Sehr bedeutsam sind auch die geschlechtsspezifischen Unterschiede, die den Frauen geringere Aufstiegschancen und vor allem in der herrschenden Klasse größere Abstiegchancen zuweisen. Koch holt damit eine wichtige Dimension in sein Modell, die in den meisten Sozialstrukturanalysen herausfällt.

Die konkrete soziale Ungleichheit bestimmt Koch vor allem als Unterschiede des Einkommens (163ff.), der Haushaltsausgaben (170f.), der Wohnbedingungen (171-73), der Freizeitpräferenzen und Lebensstile (173-179) und der Bewußtseinsstrukturen (167-169), die jeweils signifikante Unterschiede aufweisen, die hauptsächlich auf den Faktor der Klassenlage zurückzuführen sind. Der Begriff der Bewußtseinsstrukturen scheint mir dabei schlecht erforscht zu sein. In Ermangelung eines besseren Konzeptes verwendet der Autor einen Bewußtseinsindex, der versucht, die Nähe und Ferne zu "typischen" Arbeitereinstellungen zu messen (vgl. 48f.), die aber nicht unproblematisch sind.

Insgesamt ist die schon oben zitierte Schlußfolgerung angebracht, daß von einer "Auflösung der Klassenstrukturierung" keineswegs zu sprechen ist: "Denn für entwickelte kapitalistische Gesellschaften wie die BRD läßt sich kein Ungleichheitsfaktor finden, der derart allgemein und umfassend wie die Klassenlage das Alltagsleben der Menschen prägt." (193)

Die Probleme von Kochs wertvoller Untersuchung liegen im Detail: So waren z. B. in einigen empirischen Erhebungen Großunternehmer unterrepräsentiert oder das Konzept des kulturellen Kapitals bei Bourdieu konnte nicht empirisch überprüft werden. Prinzipiell scheint mir auch die Verwendung des Begriffs der Arbeiterklasse, der für ihn nur die industriellen Arbeiter ein-, Ingenieure aber ausschließt, zu eng. Ist das Proletariat bei Marx

nicht vielmehr die lohnarbeitende Klasse, die in Kochs Modell den Großteil der Mittelklassen miteinschließt?

Diese interessante wissenschaftliche Untersuchung von Max Koch geht meiner Meinung nach vor allem im zweiten, empirischen Teil über das hinaus, was sonst auf diesem Gebiet vorgelegt wird. Dem Autor gelingt eine überzeugende Operationalisierung, mit der er auch vielversprechende Ergebnisse vorlegt, die über Banalitäten hinausgehen und vor der empirischen Überprüfung nicht sichtbar waren. Gegen die üblichen Schmalpurarbeiten empirischer Prägung hebt sich Koch vor allem durch die Reflexion auf seine theoretischen Grundlagen ab, die sein Modell nachvollziehbarer machen als viele vergleichbare. Die politischen Schlußfolgerungen deutet er nur an, sie wären anderen Arbeiten vorbehalten, die die Ergebnisse von Max Koch nicht ignorieren können, ohne in Spekulation zurückzufallen.

Corell Wex

Die Mittelschichten in einer Sozialstrukturanalyse Griechenlands

Paraskevi Grekopoulou, Die Mittelschichten in Griechenland - Entwicklung und soziale Differenzierung seit 1950. Ein Beitrag zur Sozialstrukturanalyse Griechenlands, Peter Lang Verlag, Frankfurt/M. u.a. 1995, 533 S. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 22, Soziologie. Bd. 268), 128,- DM.

Umfassende, sorgfältige und theoretisch fundierte Sozialstrukturanalysen von "peripheren" oder "semi-peripheren" Ländern sind immer noch ziemlich selten. Während die ökonomischen Strukturen einerseits und die politischen Prozesse andererseits in der Regel eine besondere Aufmerksamkeit finden, verharren die sozialen Träger, Kollektive und Triebkräfte von Entwicklungsprozessen zumeist im Hintergrund entsprechender Analysen. Dies verdankt sich nicht nur willkürlichen Versäumnissen, sondern hängt wesentlich auch mit den besonderen Schwierigkeiten einer solchen Analyse zusammen: Nicht nur die statistisch-empirischen Grundlagen sind zumeist mangelhaft und widersprüchlich, auch die kategorial-theoretische Strukturierung des Stoffes bereitet große Probleme, zumal dann, wenn diese zurückgebliebenen kapitalistischen Gesellschaften nicht in Kategorien eines Defizits, des "noch nicht", sondern in den ihnen selbst angemessenen Kategorien analysiert werden sollen.

Die Marburger soziologische Dissertation von G. stellt eine intellektuelle Reaktion auf diese Situation insofern dar, als sie am Beispiel der Sozialstruktur Griechenlands und innerhalb dieser bezüglich des Segments der Mittelschichten nachweist, daß viele Kategorien der Sozialstrukturanalyse (auch der marxistischen) die wirkliche Bewegung der gesellschaftlichen Realität verfehlen und damit auch zu politisch problematischen Aussagen gelangen. Dabei möchte sie insbesondere zwei -in der

wissenschaftlichen und politischen Diskussion vorherrschende - Stereotypen kritisch hinterfragen: einmal die Vorstellung von einem "kleinbürgerlichen", "vorkapitalistischen" Charakter der griechischen Gesellschaft, in welcher angeblich der mittelständische Selbständige dominieren soll, und zum zweiten das Stereotyp von den Mittelschichten als den typischen Trägern traditionellen Bewußtseins und konservativer Verhaltensformen.

Im ersten Teil geht G. ausführlich auf verschiedene Probleme der theoretischen Abgrenzung der Mittelschichten ein; u.a. befaßt sie sich mit der begrifflichen Nomenklatur, der Angestelltenproblematik und vor allem mit der Diskussion um die Intelligenz als einer besonderen Schicht, die in der modernen kapitalistischen Gesellschaft überwiegend lohnabhängig tätig wird. In Anlehnung an die entsprechenden, früher vom IMSF vertretenen, Positionen zeigt sie, daß bestimmte Auffassungen über die griechische Sozialstruktur, besonders bezüglich der Mittelschichten als parasitären und/oder dem tertiären Sektor angehörenden Segmenten, einer kritischen Überprüfung nicht standhalten (115ff.).

Vor dem allgemeinen Hintergrund der tiefgreifenden Umschichtung des Arbeitskräftepotentials vor allem seit 1961 (Tab. 2, 127) untersucht G. zunächst die lohnabhängigen Mittelschichten Griechenlands, die offenbar nicht nur ein weit überdurchschnittliches Wachstum aufwiesen, sondern insbesondere wesentlich schneller zunahm als z.B. die Arbeiter; der gemeinsame

Anteil der selbständigen und der lohnabhängigen Intelligenz an der erwerbstätigen Bevölkerung wird zu Beginn der 80er Jahre mit immerhin 9,4% angegeben (Tab. 61, 492). Die Verfasserin hebt vor allem die wachsende Unterordnung zunehmender Teile der Intelligenz unter staatliche oder privatwirtschaftliche Kontrolle und die damit einhergehende Entwertung von Qualifikationen bzw. die Abstufung der Tätigkeitsfelder hervor. Wichtig ist der Hinweis, daß sich erhebliche Teile der Intelligenz vor allem in den 60er und 70er Jahre aus Arbeiter- und Bauernfamilien rekrutierten, eine Tendenz, die sich mit der Verschärfung von Selektionskriterien im Kontext der andauernden Wirtschaftskrise seit Beginn der 80er Jahre wahrscheinlich nicht fortgesetzt hat.

Bezüglich der selbständigen Mittelschichten, die noch einen sehr hohen, wenngleich abnehmenden Teil der gesamten Mittelschichten ausmachen (1981: 86,2%), resümiert die Verfasserin die Entwicklung wie folgt: "Die selbständigen Mittelschichten insgesamt verzeichneten seit 1961 sowohl eine absolute wie auch eine relative Abnahme. Separat gesehen verminderten sich absolut und relativ die agrarischen Mittelschichten, hingegen nahmen die städtischen zu. Sowohl zusammengefaßt als auch einzeln betrachtet, sind diese Schichten jedoch immer noch eine bedeutende Kraft in der griechischen Gesellschaft, wobei sich die Mehrheit aus versteckten Unterbeschäftigten und aus einkommenschwachen sozialen Gruppen rekrutiert." (495). Der

"halbproletarische Nebenerwerb" nahm bei den ländlichen und städtischen Mittelschichten zu, bei ersteren noch wesentlich mehr als bei letzteren. Dies führt G. vor allem auf die zunehmende kapitalistische Vergesellschaftung der Landwirtschaft, auf Konzentrations- und Zentralisationsprozesse im gewerblich-industriellen Bereich sowie auf die seit Anfang der 80er Jahre datierende Mitgliedschaft in der EG zurück. Während bei den agrarischen Mittelschichten die einseitige Tendenz zur Abwärtsmobilität überwiegt, stellt die Verfasserin bezüglich der selbständigen städtischen Mittelschichten eine gleichzeitige Bewegung von starker Abwärts- und Aufwärtsmobilität fest. Sie führt aber auch überzeugend aus, daß die Bewegung hin zu selbständigen Existenzen in vielen Fällen keineswegs als Zeichen von ökonomischer Potenz anzusehen ist, sondern eher als Indikator des Gegenteils davon gewertet werden muß. G. unterstreicht, daß diese Prozesse dazu geführt haben, den "reinen Typus" des "Kleinbürgers" auch innerhalb der selbständigen Mittelschichten fast verschwinden zu lassen, da die Aufrechterhaltung des Selbständigenstatus häufig genug mit faktischer Unterordnung unter fremdbestimmte Arbeitsverhältnisse einhergegangen ist. Die Frage, ob sich diese objektiven Tendenzen innerhalb der Mittelschichten auch hinsichtlich des Bewußtseins und des politischen Verhaltens reflektieren, läßt sie ausdrücklich offen. Weiterführende, differenzierende Untersuchungen, die den klassentheoretischen An-

satz unter Umständen durch Milieuanalysen ergänzen könnten, wären hier sicherlich wünschenswert.

Von diesen Befunden her wird die häufig hinsichtlich der Mittelschichten aufgeworfene Alternative Proletarisierung/Abnahme oder Ausdehnung in dieser Form als nicht adäquat zurückzuweisen sein. Das wesentliche Resultat der Arbeit von G. ist, daß einerseits sich der Anteil der Mittelschichten an der erwerbstätigen Bevölkerung reduziert hat (z.B. von 63% 1961 auf 51% im Jahre 1981, Tab. 61, 492) und diese Anteilsverringerung infolge statistischer Mängel schwächer abgebildet wird, als sie in der sozialen Wirklichkeit stattgefunden hat; zum anderen, daß sich die Struktur und der Charakter der Mittelschichten sehr verändert hat: Die soziale Polarisierung der Mittelschichten schließt die Besserstellung einiger nicht unbedeutender Kategorien, zunehmende faktische Lohnabhängigkeit und/oder soziale Degradierung anderer Kategorien gleichermaßen ein. Beides kann als Ausdruck zunehmender kapitalistischer Vergesellschaftung begriffen werden. Daß Mittelschichten "vor", "neben", "jenseits" des zentralen gesellschaftlichen Klassenantagonismus stehen, trifft immer weniger zu. - Die sowohl von der theoretischen Fundierung wie von der sozialstatistisch-empirischen Seite her vorbildliche Analyse von G. müßte allerdings ihre Fortsetzung auf der Ebene der sozialen Bewegungen und politischen Artikulationsformen finden.

Dieter Boris

Soziale Bewegungen in Chile und Mexiko

Ingo Bultmann, Michaela Hellmann, Klaus Meschkat, Jorge Rojas (Hrsg.), *Demokratie ohne soziale Bewegung? Gewerkschaften, Stadtteil- und Frauenbewegungen in Chile und Mexiko*, Horlemann-Verlag, Unckel/Rh. u. Bad Honnef 1995, 364 S., DM 42,-.

In den 80er Jahren erlebten in vielen Ländern Lateinamerikas unterschiedliche soziale Bewegungen - nicht zuletzt im Kontext von Demokratisierungsprozessen - einen spürbaren Aufschwung; nach dem Übergang zu zivilen, demokratischen Regierungsformen stagnierten oder regredierten häufig diese politischen Artikulationsformen zugunsten traditioneller parteipolitischer und parlamentarischer Aktivitäten. Die vorliegende Studie ist Ausdruck und geistiger Reflex dieses Sachverhalts.

Das 1988 von Hannoveraner Sozialwissenschaftlern - unter Koordination des Soziologen Klaus Meschkat - initiierte internationale gemeinschaftliche Forschungsprojekt, in das mexikanische und chilenische Kolleginnen und Kollegen einbezogen waren und das von der VW-Stiftung großzügig finanziert worden ist, gilt dem Vergleich der Gewerkschafts-, Stadtteil- und Frauenbewegung in Chile und Mexiko.

Das Jahr 1988 hatte für Chile wie Mexiko insofern eine ähnliche Bedeutung, als zu diesem Zeitpunkt einerseits das Ende der Pinochet-Diktatur absehbar wurde, anderer-

seits in Mexiko mit dem Ausgang der Präsidentschaftswahl vom Juli des Jahres das parteipolitische Machtmonopol der PRI endgültig gebrochen zu sein schien. In beiden Demokratisierungsprozessen spielten insbesondere städtische Unterschichten und ihre Bewegungen eine sehr wichtige Rolle. Die zentrale Fragestellung orientiert sich an der Erwartung, daß diese sozialen Bewegungen auch in der Konsolidierungsphase nach dem Machtwechsel und im Ausbau der Demokratie in Richtung stärkerer realer Partizipation und höherer Egalität eine große Bedeutung erlangen bzw. beibehalten würden. "Eine bloße Fortsetzung oder gar Intensivierung der Strukturangepassungspolitik neoliberalen Zuschnitts war nach allgemeiner Auffassung mit einem Übergang zur Demokratie kaum vereinbar" (12), meint in seiner Einleitung K. Meschkat, der im übrigen an dieser Stelle ein kritisches Bild des Verlaufs der Demokratisierungsdiskussion im gegenwärtigen Lateinamerika, insbesondere in Chile und Mexiko, entwirft. Allerdings räumen die VerfasserInnen schon zu Beginn der Studie ein, daß sie sich in ihren theoretischen Erwartungen und politischen Hoffnungen (jedenfalls bis zum Abschluß der Studie 1993/94) weitgehend getäuscht sahen und die Fragestellung sich dahin verschob, erklären zu müssen, wie trotz erreichter hoher Politisierung und Mobilisierung eines relevanten Teils der Bevölkerung eine große Kontinuität der neoliberalen Wirtschaftspolitik unter Aufrechterhaltung der sozialen Polarisie-

rung - bei gleichzeitigem Rückgang der sozialen Bewegungen - während der darauf folgenden Phase eintrat.

Die vergleichenden Einzelstudien zu den jeweiligen städtischen Bewegungen beruhen vor allem auf Experteninterviews, Gruppendiskussionen, der Auswertung von offiziellen Statistiken, Zeitungen und Sekundärliteratur. Nach einem instruktiven Überblick von Alvaro Díaz über den Zusammenhang von ökonomischer Entwicklung und sozialstrukturellen Umbrüchen in beiden Ländern während der 80er Jahre analysiert J. Rojas die Entwicklung der Gewerkschaften in beiden Ländern während dieses Zeitraums. Zwar gilt für beide Länder die durch die neoliberale Deregulierungs-, Privatisierungs- und Öffnungspolitik bewirkte Tendenz zur Atomisierung und Informalisierung der Arbeitsverhältnisse, doch hatte für Chile die besondere Schwächung der Gewerkschaften während der 17 Jahre andauernden Militärdiktatur eine besondere Bedeutung, für Mexiko dagegen die immer noch - trotz neoliberaler Wirtschaftspolitik - starke neokorporativistische Anbindung der meisten Gewerkschaften an die staatsnahe PRI bzw. die Regierung.

Ingo Bultmann skizziert Entstehung, Organisation und Wirkungsweise von Stadtteilbewegungen von Chile und Mexiko vor allem in den 80er Jahre sachkundig und präzise und gelangt zu dem Ergebnis, daß die Schwächung dieser sozialen Bewegungen sich aus der wiedergewonnenen Dominanz der Parteipolitik (vor allem in

Chile) und aus der selektiven staatlichen Sozialpolitik (in Gestalt von PRONASOL in Mexiko) erklärt.

Im letzten Teil gibt die mexikanische Soziologin E. Tuñón einen kurzen Überblick über die politischen Aspekte der Frauenbewegungen in Chile und Mexiko, während M. Hellmann recht ausführlich auf die Entstehung, sozialstrukturelle und erwerbsmäßige Verortung sowie die politische Rolle der jeweiligen Frauenbewegung in unterschiedlichen historischen Perioden eingeht. Auch in diesem Falle wird eine Demobilisierung der Frauenbewegungen in beiden Ländern im Vergleich zu 1988 konstatiert, und es wird dies mit den allgemeinen parteipolitischen Hegemonialisierungsmechanismen sowie zusätzlich mit verstärkter wirksamer "männlicher Strategien sozialer Schließung" (336) erklärt. Bei aller informativen Dichte dieses Beitrags ist doch anzumerken, daß er einzelne, z.T. gravierende, Ungenauigkeiten enthält: so z.B., wenn die Verfasserin das Anwachsen des Anteils der weiblichen Haushaltsvorstände auf etwa die Hälfte aller mit Verweis auf eine Quelle zu belegen versucht, die just das Gegenteil aussagt (275, Verweis auf Tuiran, 1993).

Trotz der von Meschkat in der Einleitung angedeuteten selbstkritischen Erwägungen (24ff.) über die Probleme der Vergleichbarkeit der beiden Länder, des Fehlens ländlicher Bewegungen und der Analyse des "Gegenparts" der sozialen Bewegungen (Staat, Bourgeoisie) und - wie man hinzufügen könnte - trotz

der relativ seltenen Versuche, in der Analyse der sozialen Bewegungen empirische Befunde mit theoretischen Ansätzen in Beziehung zu setzen - handelt es sich um einen sehr instruktiven und interessanten Band, der wesentliche Elemente der Wirklichkeit heutiger lateinamerikanischer Gesellschaften einfängt und analysiert.

Dieter Boris

Kritische Rußland-Analyse

Alexander Busgalin, Andrej Kolganow: Rußland - die neue Gefahr aus dem Osten? Aus dem Russischen von Hilde und Helmut Ettinger, Aufbau-Verlag, Berlin 1996, brosch., 234 Seiten, 25,- DM.

Das Buch erschien Anfang 1996 und wurde von den russischen Verfassern speziell für ein linkes deutsches Publikum geschrieben und zusammengestellt. Zu diesem Zeitpunkt war die Innenpolitik Rußlands noch durch die Duma-Wahlen vom Dezember 1995 geprägt: den Sieg der Kommunisten, den Absturz der prowestlichen Demokraten und den Zerfall des Jelzin-Blocks. Jelzins Popularität erreichte damals einen Tiefpunkt. Der Einschätzung dieser Duma-Wahlen ist der letzte Abschnitt des Buches gewidmet.

Den Titel hat aus Werbegründen der Verlag selbst gewählt. Die Verfasser batten den Text mit "Rußland an der Grenze der Epochen" getitelt, was seinem Charakter eher gerecht wird. Sie wollen dem deutschen Leser erklären,

warum und wie Rußland dahin gekommen ist, wo es heute steht und was als Hauptentwicklungstendenz ausgemacht werden kann. Sie versuchen den Gesamtprozeß von der Perestroika bis zur Gegenwart zu erfassen, unmer wieder flankiert von Erörterungen zu Geschichte, Charakter und Defekten des Sowjetsozialismus. Dem liegt noch kein festes Periodisierungsrastrer zugrunde. Deshalb ist die Gliederung relativ unübersichtlich und die Verfasser müssen immer wieder längere "Exkurse" einschieben.

Es wechseln theoretische Erörterungen, Analysen, Essays, Reportagen - also ein durchaus farbiger und lebendiger Text. Dies umso mehr, als die Verfasser selbst Akteure und engagierte Linkssozialisten sind. Sie sind Wirtschaftswissenschaftler, Anfang 40, und gehörten zu jenen Kräften, die als Oppositionelle in der KPdSU den Gorbatschow-Kurs vorbereiten und durchsetzen halfen, in der Zerfallperiode zeitweise eine führende Rolle in linken Gruppierungen und Plattformen spielten und heute für eine demokratische Alternative mit Offenheit zum Sozialismus arbeiten. In vieler Hinsicht sind sie Protagonisten des äußersten linken Flügels der "Westler", woraus sich ihre Kritik am staatspatriotisch gefärbten Kurs der Kommunisten und am kommunistischen Fundamentalismus generell ergibt. Gleichzeitig unterstützen sie als Alternative zu Jelzin den linkszentristischen Block Sjuganows und treten für ein breites demokratisch strukturiertes Bündnis ein.

Sie verweisen immer wieder darauf, daß der von ihnen favorisierte demokratische Sozialismus und die Demokratie nach westlich-parlamentarischem Modell in der Bevölkerung Rußlands nur eine schwache und eher abnehmende Basis haben. Die Lager sind also durch andere Bezugspunkte geprägt. In ihrem theoretisch-geistigen Profil entsprechen die Verfasser unter russischen Bedingungen dem, was im Westen als "undogmatischer Marxismus" figuriert. Der Unterschied: Es gibt für sie keine Berührungsprobleme zu den Kommunisten, der Hauptkraft der Linken, und der Realsozialismus wird auch in seinen positiven Seiten thematisiert. Hieraus ergibt sich die Ambivalenz der Urteile zu Geschichte, Konzept und Gegenwart des Sozialismus/Kommunismus.

Wenn sie die Titelvorgabe des Verlags aufgreifen, dann thematisieren sie, daß aus den Widersprüchen eines Kapitalismus der Nomenklatura und der Spekulanten im Prozeß der nationalen Abstufung und Demütigung sowie des Zerfalls der Gesellschaft Tendenzen des Großmachtchauvinismus, des Nationalismus und des Expansionsmus bestimmend werden können: unter Jelzin oder unter seinen Nachfolgern. Damit verbinden sie die Warnung an den Westen, diese Kräfte zu unterstützen. Aber, wie sich zeigte, definiert "der Westen", d.h. der imperialistische Triadenkapitalismus, seine Interessen anders und setzte nach dem politischen Absturz der Demokraten wieder voll auf Jelzin - eine Hauptbedingung für dessen Wahlsieg.

Eine Schwäche der Diagnose der Autoren besteht in der Unterschätzung der politischen Möglichkeiten Jelzins. Eine Hauptkomponente der innenpolitischen Kräfteverhältnisse ist unter den Bedingungen der Internationalisierung eben der Außen einfluß. Mit der Schilderung der jüngsten Entwicklung Rußlands wird das Buch in jeder Hinsicht ein Anti-Jelzin-Text, prägt dessen verlogene, skrupellose und brutale, auch das Verbrechen nicht scheuende, Machtpolitik Rußland doch heute wesentlich mit.

Besonderes Interesse marxistischer Leser darf die sozialökonomische und sozialstrukturelle Analyse beanspruchen. Es ist plausibel, daß die Autoren der Bürokratie und Nomenklatur und ihren Verflechtungen mit den Leitungsschichten der Wirtschaft und heute auch mit den Spekulanten besondere Bedeutung beimessen. Ihre Grundfrage der Analyse ist, wer verfügt über die Produktionsmittel, wer ist und wird Eigentümer. Im Sinne des Wechsels der Herrschaftsgruppen interpretieren sie den "Putsch" vom August 1991 und das Zusammenschießen des Parlaments im Oktober 1993. Zu letzterem findet sich eine der eindrucksvollsten Schilderungen des Buches. Seltsam blaß wird die sozialstrukturelle Bestimmung der mittleren und unteren Etagen der Gesellschaft. Hier suchen die Autoren Anlehnung an eher feuilletonistische und sozialpsychologische Kategorien (Spießbürger, Konformisten, sozialkreative Subjekte etc.). Die Basis der alten Sowjetunion sehen sie in der

Einheit von Bürokratie und Konformisten.

Ihr Urteil über Gorbatschow und die Perestroika bleibt widersprüchlich, aber wenig schmeichelhaft. Ihr zum Scheitern verurteiltes Wesen sehen sie im "Kampf gegen die Bürokratie mit bürokratischen Mitteln", in der Unfähigkeit zur Initiierung von Basisdemokratie und Massenbewegungen, was die "Reformer" zu Herren und Gefangenen des "totalitären und bürokratischen Systems" machte. Besonders negativ fallen die Urteile über die dann zur Restauration übergelaufene Perestroika-Intelligenz aus. Freilich halten sie Begriffe wie Konterrevolution oder Restauration nicht für tragfähig, da es sich aus ihrer Sicht ja vorher nicht um einen echten Sozialismus, sondern um Staatslohnarbeit bzw. -sklaverei plus Paternalismus gehandelt habe. Angesichts ihrer Neigung zu sozialpsychologischen Erklärungen muß ihre Ablehnung von auf das Verhalten und Handeln von Individuen und Gruppen bezogenen moralisch-politischen Begriffen (Verrat, Renegatentum usw.) verwundern.

Aufschlußreich sind die Abschnitte über die Wirtschaftspolitik unter Jelzin: zur Privatisierung des Staatseigentums, zur Funktion der Inflation bei der Aneignung des Staatseigentums, zur direkten Einflußnahme des IWF und zur Rolle des berüchtigten Jeffrey Sachs bei der "Schocktherapie" u.a. Angeführt werden auch die statistischen Angaben zur Wirtschaftsentwicklung 1991-94: Industrieproduktion - minus 56 Prozent, Bruttoinlandsprodukt - minus 40 Prozent, Absinken

der Reallöhne auf 40-45 Prozent des Standes von 1990 usw. Der Sommer 1993 wird als Situation der Herausbildung einer Systemkrise eingeschätzt, die dann im Oktober mit Gewalt gelöst wurde. Der Wechsel des Modells der Industrialisierung und die Bereinigung der Disproportionen wurde über einen gravierenden Deindustrialisierungsprozeß vollzogen.

Der Staat von heute sei kein Staat der Bourgeoisie, sondern ein "bürokratischer Staat". Das Kapital bleibe "in der Hautsache bürokratischer Natur", wobei sich die Nomenklatura zunehmend bürgerliche Einkommensquellen erschließe. So ihre Einschätzung.

Als Reaktion auf die "Schocktherapie" vollzieht sich 1994ff. ein Stimmungswandel, der bis heute fort dauert. Die "Demokraten", die Marktwirtschaft pur und der Westen geraten in Verruf. Patriotismus, Russentum, starker Staat und auch Sowjetnostalgie kommen nach oben und verschieben die politisch-ideologische Agenda aller Lager. Bleibt zu vermerken, daß die Nationalitätenkonflikte, nun der Krieg in Tschetschenien, als Symptome und Vehikel des Zerfalls analysiert und interpretiert werden. Der Leser findet auch Ergebnistabellen zu den Duma-Wahlen 1993 und 1995.

Was die Entwicklung 1996 und besonders die Präsidentenwahlen betrifft, so hat natürlich die Realität manche der damaligen situationsbedingten Urteile und Prognosen eingebolt. Und wie schnelllebig der politische Umschlagsprozeß ist,

zeigt sich z.B. am Personenregister des Buches, in dem Anfang 1996 der General Lebed noch nicht auftaucht.

Gleichwohl bleiben die Analysen und Urteile der Linksozialisten und Ökonomen Busgalin und Kollganow eine gute Hilfe zum Verständnis der russischen Entwicklung, zur Wahrnehmung der linken und sozialistisch-kommunistischen Szene des Landes, die nun immerhin 40 Prozent eines großen Volkes politisch repräsentiert.

Heinz Jung

"Proletarischer Absolutismus"

Hermann Jacobs: Genosse Ware? oder: Der proletarische Absolutismus (Seine ökonomische Erklärung). Kritik der "besonderen Warenproduktion im Sozialismus", Selbstverlag (Salzmannstr. 5, 10319 Berlin), Berlin 1996, 120 Seiten.

Der Verfasser legt hier einen im Juni/August 1967 geschriebenen Text vor, der damals keinen Verleger fand. Er steht im Kontext seiner Bemühungen, auf der Grundlage des von Marx theoretisch gefaßten Wertgesetzes und seiner Widersprüche eine Erklärung der aktuellen Entwicklung des Sozialismus und der kommunistischen Bewegung zu liefern. Erklärungsbedürftig hält er schon damals die unterschiedlichen Ausprägungen des kommunistischen Ansatzes, die zu ideologisch-politischen Gegensätzen geraten. Im Prinzip geht es darum, wie eine politisch

IMSF - Publikation

Gretchen Binus, Frank Deppe,
Joachim Bischoff, Wilhelm Ersil,
Horst Heining, Rudolf Hickel,
Hans Joachim Höhne,
Jörg Huffschnid, Lutz Maier,
Michel Manaille, Leo Mayer,
Joachim Schuster, Corell Wex,
Manfred Szameitat

Internationalisierung Finanzkapital Maastricht II

**Aktuelle
Entwicklungstendenzen
und Alternativen**

Beiträge einer Tagung
von IMSF e.V.,
Z und Arbeitskreis Kapitalismus-
forschung / Berlin.

Aus dem Inhalt:

Internationalisierung heute und Theorie
des Finanzkapitals: Lenin, Hilferding,
Keynes - Internationales Finanzsystem,
Konzerne und Finanzgruppen - Verselbst-
ständigung des spekulativen Kapitals? -
Europäische Union und Wandel der Welt-
wirtschaft - Deutsche Hegemonie in der EU?
- Die Maastricht-Kriterien und die Wider-
sprüche der EU-Integration und des Euro-
päischen Währungssystems - Alternative
Wirtschaftspolitik für Europa - EU und Oer-
weiterung - Nationalstaat und Regionali-
sierung - Möglichkeiten und Grenzen einer
Demokratisierung der EU

IMSF - Forschung und Diskussion 12

Frankfurt/M., 1996, 180 Seiten, DM 15

zu beziehen: IMSF
Kölner Straße 66
60327 Frankfurt / M.
Telefon: 069 / 7 39 29 34

formierte Gesellschaft, wie es der Sozialismus/Kommunismus ist, die Ökonomie der Zeit verwirklicht und welche Wege und Irrwege dabei möglich und sichtbar sind. Einer davon ist der "proletarische Absolutismus", der in den Formen des Stalinismus, Maoismus u.a. historisch aufgetreten ist. Der Leser von heute kann sehen, wie eine in vieler Hinsicht scharfsinnige Analyse schon all die Muster fixiert und kritisiert, die dann gut zwanzig Jahre später, also ab Mitte der 80er Jahre, zunehmend die Szene beherrschen. Insofern ist der Blick zurück nicht in erster Linie von Rechthaberei motiviert, sondern entspringt dem Bemühen, Erkenntnisprozesse anzustoßen.

Heinz Jung

Jetzt schon vormerken:

14., 15. und 16. März 1997

MARXISMUS AN DER SCHWELLE ZUM 21. JAHRHUNDERT: BILANZ UND PERSPEKTIVE

Bundesweite offene wissenschaftliche Tagung an der Uni Hannover (Gebäudetrakt Conti-Hochhaus, Königsworther Str. 1)

Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung - drei Einleitungsreferate mit Diskussion

Podiumsdiskussionen zu:

- Kapitalismus am Ende des 20. Jdts. - sozialökonomische Analysen
- Klassengesellschaft und Individualisierung
- Demokratie, Menschenrechte, Sozialismus
- Hat Klassenbewegung Zukunft? - Gewerkschaften

Vordenker des Marxismus für das 21. Jahrhundert

Einführungsvorträge zu Rosa Luxemburg, Bertolt Brecht und Antonio Gramsci, Walter Benjamin

Etwa 30 *Workshops* zu Einzelthemen in autonomer Gestaltung ihrer jeweiligen Träger

Kommunikation, Vernetzung ...

Präsentation und Diskussion der marxistischen Linken der BRD. Breites Spektrum. Starke Beteiligung Ost.

Tagungsbeitrag 20,-/30,-, Parkmöglichkeit, preiswerte Verpflegungs- und Übernachtungsangebote.

Initiatorenkreis: Dr. Joachim Bischoff (Hamburg), Prof. Dr. Frank Deppe (Marburg), Prof. Dr. Uwe-Jens Heuer (Berlin/Bonn), Dr. Heinz Jung (Frankfurt/M.), Dr. Fred Schmid (München/Essen)

Unterstützt von Zeitschriften, Vereinigungen, Arbeitsgruppen der marxistischen Linken der BRD. Jetzt schon vormerken - oder noch besser: anmelden!

An Marxismus-Tagung, c/o IMSF e.V., Kölner Str. 66, D-60327 Frankfurt/Main
Ich/Wir bitten um Zusendung der Einladung (), melden uns zur Tagungsteilnahme an (). (Zutreffendes bitte ankreuzen)

Name: Straße:

PLZ, Wohnort: Unterschrift

Autorinnen/Autoren und Übersetzerinnen/Übersetzer

- Prof. Dr. Frank D. Baldeweg - Dresden, Naturwissenschaftler
Dr. Joachim Bischoff - Hamburg, Soziologe, Z-Beiratsmitglied
Prof. Dr. Dieter Boris - Marburg/L., Soziologe, Hochschullehrer, Z-Beiratsmitglied
Gerhard Branstner - Berlin, Publizist
Anneliese Braun - Neuenhagen b. Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin
Wolfram Burkhardt - Marburg/L., Doktorand der Politikwissenschaft
Alexander Charlamenko - Moskau, Sozialwissenschaftler
Jelena Charlamenko - Moskau, Lehrerin
Prof. Dr. Eduardo Chitas - Lissabon, Philosoph, Hochschullehrer
Dr. Thomas Collmer - Hamburg, Philosoph
Dr. Elvio Dal Bosco - Rom, Wirtschaftswissenschaftler
Prof. Dr. Wolfgang Förster - Berlin, Philosoph
Prof. Dr. Erich Hahn - Berlin, Philosoph
Dr. Gudruu Havemann - Mülheim/R., Philosophin
Birgit Hansen Casquinho - Lissabon, Universitätsmitarbeiterin
Prof. Dr. Hans-Joachim Höhme - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler
Bernd Hüttner - Bremen, Dipl.-Politikwissenschaftler
Dr. Heinz Jung - Weilrod/Ts., Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redaktionsmitglied
Choon-Kweon Koo - Marburg/L., Doktorand der Politikwissenschaft
Dr. Fritz Krause - Frankfurt/M., Historiker
Prof. Dr. Lothar Peter - Bremen, Soziologe, Hochschullehrer
Prof. Dr. Renate Rausch - Marburg/L., Soziologin
Dr. Jürgen Reusch - Oberursel/Ts., Politikwissenschaftler, Z-Redaktionsmitglied
Hans-Jörg Schimmel - Berlin, Berufsschullehrer
Dr. Reinhard Schweicher - Frankfurt/M., Philosoph, Z-Redaktionsmitglied
Dr. Werner Seppmann - Haltern i. Westf., Sozialwissenschaftler
Prof. Dr. Lucien Séve - Paris, Philosoph
Jochen Steinhilber - Marburg/L., Doktorand der Politikwissenschaft
Prof. Dr. Klaus Steinitz - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Leiter des AK Wirtschaftspolitik beim PV der PDS
Prof. Dr. Michael Vester - Hannover, Soziologe, Hochschullehrer
Jens Weiss - Marburg/L., Doktorand der Politikwissenschaft
Corell Wex - Marburg/L., Student der Politikwissenschaft

ISW *sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.*

analyse fakten & argumente

isw-report

(erscheint vierteljährlich,
z. T. mit beigeheftetem Wirtschaftsinfo)
DM 5,- plus Versand (Jahresabo: 30,- DM)

Kerneuropa - Keim zur Weltmacht
(Nr. 23, April 1995)

6 Jahre neue Bundesländer
(Nr. 25, Oktober 1995)

Cash - Crash - Casino-Kapitalismus
(Nr. 26, Januar 1996)

**Neue Arbeitswelten - lean production,
lean society** (Nr. 27, April 1996)

Grenzen des Sozialstaats? Referate
des 5. isw-forums (Nr. 28, Juli 1996)

isw-spezial

**Strategische Waffenbrüderschaft
Deutschland-Türkei**
(Nr. 8, April 1995), DM 5,- + Versand

isw-wirtschaftsinfo extra

Ausbildung & Übernahme
(Nr. 23, Sept. 1995) 4,- + Versand
**Von Krise zu Krise - Standortkrieg
oder Beschäftigungspolitik**
(Nr. 25, April 96), DM 5,- + Versand

wirtschafts- und grafikdienst

Multimedia (Nr. 1, Okt. 95), DM 7,- + Vers.
**Reichtum u. Kapitalmacht in
Deutschland** (Nr. 2, Nov. 95), DM 8,- + V.
Der Steuer-Skandal (Nr. 3, Juni 96),
DM 10,- + Vers.

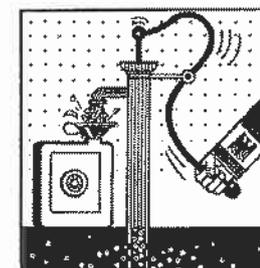
Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern

isw sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München,
Fax 089-168 94 15

Neu bei isw!

**ISW WIRTSCHAFTS-
UND GRAFIKDIENT**
Nr. 3

Der Steuer-Skandal



5. isw-forum

"Grenzen des Sozialstaats" oder: Grenzen des Systems?

Prof. Wolf-Dieter Narr
Weltkonkurrenz - Die Krise der Politik

Prof. Gerhard Bleker
Der Sozialstaat - ein Auslaufmodell?

Matthias Möhring-Hesse
Solidarität am Standort Deutschland

Dr. Charles Paul
Der Neid der Besitzlosen

ISW *REPORT NR. 28*